

Leo Sievers

JUDEN IN DEUTSCHLAND







Die Geschichte einer 2000 jährigen Tragödie




Goldmann
STERN-Bücher

»Ich bin Deutscher,
und ich bin Jude, das eine
so sehr und so völlig
wie das andere, keines ist
vom anderen zu lösen«
JAKOB WASSERMANN, 1921

Leo Sievers

JUDEN IN DEUTSCHLAND

Die Geschichte einer 2000 jährigen Tragödie



Wilhelm Goldmann Verlag

Herausgeber der Originalausgabe: Henri Nannen
Gestaltung der Originalausgabe: Herbert Suhr
Dokumentation der Originalausgabe: Alfred Siercke

Made in Germany · 6/79 · 1. Auflage · 1.–20. Tsd.
Genehmigte Taschenbuchausgabe

Umschlagentwurf: Atelier Adolf & Angelika Bachmann, München
Umschlagfotos:
Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin · Archiv Gerstenberg, Frankfurt ·
Keystone Pressedienst GmbH, Hamburg
Satz: IBV Lichtsatz KG, Berlin
Druck: Presse-Druck, Augsburg
Verlagsnummer: 11 239
Lektorat: Renate Richter/Ria Schulte
Herstellung: Peter Papenbrok
ISBN 3-442-11239-7

Inhalt

Vorwort

Seit bald zweitausend Jahren leben Juden in Deutschland. Sie kamen als Flüchtlinge und Heimatvertriebene im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, und als sie kamen, hatten sie schon eine bewegte Geschichte hinter sich. Sie verstreuten sich in viele Länder und faßten in vielen Kulturen Fuß, aber Deutschland wurde ihr Schicksalsland vor allen anderen.

Noch heute sprechen Juden in aller Welt Jiddisch, ein Idiom, das zu drei Teilen aus mittelhochdeutschen und zu einem Teil aus hebräisch-aramäischen und slawischen Wörtern besteht.

Noch heute tragen Juden in aller Welt deutsche Namen, die sie einst angenommen hatten, um ihre Bindung an das Land zu bekunden, in dem sie sich heimisch fühlten, die Breslauer und Berliner, die Kaufmann und Goldschmidt.

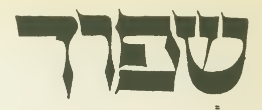
Der jüdische Anteil an der deutschen Gesamtbevölkerung war in den einzelnen Ländern und Städten unterschiedlich, blieb in der Summe aber immer unter zwei Prozent. Doch unter den vierzig deutschen Nobelpreisträgern bis 1933 waren elf Juden. Neun weitere stammten aus Deutschland und bekamen die Auszeichnung in den Ländern, in die sie geflüchtet waren.

Auch die Zahl der Ärzte und Rechtsgelehrten, der Dichter und Maler, der Musiker und Regisseure von Weltrang lag weit über dem jüdischen Anteil an der deutschen Bevölkerung, und die Zahl der Freiwilligen und Gefallenen im Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 und im Ersten Weltkrieg lag nicht darunter.

Sie waren einst nach Deutschland gekommen mit allen Erkenntnissen und Erfahrungen ihrer langen Geschichte, in ein Land, das noch ungeformt war, zu einem Volk, das gerade anfing, ein Volk zu werden, mit der Sehnsucht, hier eine Bleibe zu finden. Es dauerte lange, bis dieses Land sie annahm, bis aus Juden, die in Deutschland lebten, deutsche Juden wurden.

Selten war die Rede von dem, was sie für ihre Heimat getan

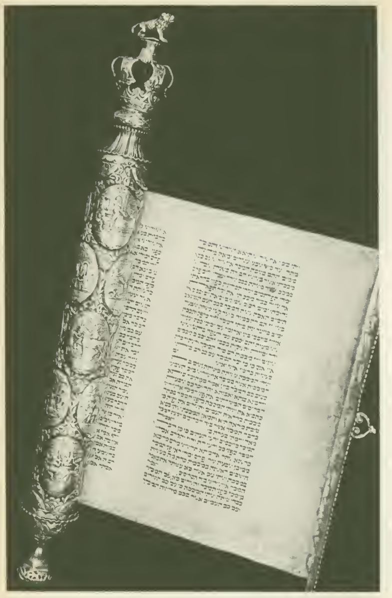
haben, von ihrer unerwiderten Liebe zu dem Stück Erde, das sie bis zuletzt als ihr Vaterland empfanden. Zu einer Zeit, als Friedrich der Große von seiner Muttersprache nur widerwillig Gebrauch machte, entdeckte der jüdische Philosoph Moses Mendelssohn Kraft und Vielfalt der deutschen Sprache und schrieb Werke von Weltrang in Deutsch.
Die Arbeiterführer Karl Marx und Ferdinand Lassalle waren ebenso Juden wie Eduard von Simson, der zwei Preußenkönigen die deutsche Kaiserkrone darbot, der Pazifist Kurt Tucholsky ebenso wie der Pour-le-mérite-Flieger Wilhelm Frankl.
Der Anteil der deutschen Juden an der politischen Entwicklung und dem wirtschaftlichen Aufstieg im neunzehnten Jahrhundert war bedeutend. In allen Parteien, von rechts bis links, wirkten sie. Die meisten aber waren Liberale, erfüllt von den Idealen der Deutschen Nationalversammlung, die 1848 in der Frankfurter Paulskirche zusammengetreten war: Einigkeit und Recht und Freiheit! Sie wirkten mit an der Gesetzgebung des Reichstags, sie arbeiteten in den Operationssälen der Krankenhäuser und an den Drehbänken in den Fabriken. Sie kämpften mit im Schützengraben. Von 80000 jüdischen Frontkämpfern fielen 12000, und 35000 wurden mit Orden aller Klassen ausgezeichnet. Eines aber schafften sie nicht: den dumpfen Antisemitismus zu überwinden, der in einigen Schichten des Volkes schlummerte und am Ende triumphierte.
Die deutschen Juden waren die unglücklichsten von allen Juden, weil sie nicht von Landesfeinden gedemütigt und getötet wurden, sondern von ihren Mitbürgern, ihren Nachbarn, die sie für ihre Freunde gehalten hatten.
Dieses ist die Geschichte eines zweitausendjährigen Zusammenlebens, und es ist die Geschichte einer selbstmörderischen Amputation. Folgerichtig vernichteten Deutsche zugleich mit den deutschen Juden auch das Deutsche Reich.



חמתך על הגוים
אשר לא ידעוך ועל
הממלכות אשר
בשמך לא
קראו

שפך עליהם זעמך וחרון
אפך ישיגם תרדף באף
ותשמידם מתחת שמי ײ

Sie bewahrten sich ihren strengen Gott über Jahrtausende und nahmen als sein »Auserwähltes Volk« alles Üble in Kauf, das der Mensch dem Menschen zufügen kann



Das Buch Esther, eine der Heiligen Schriften der Juden. Der handschriftliche hebräische Text auf dem Pergament wird von rechts nach links gelesen. Die Schriftrolle wird in einer goldenen Hülse aufbewahrt

Die Römer nannten sie »die Bleibenden«, sie nannten sich »die Deutschen«

Der erste Jude, der in der deutschen Geschichte eine Rolle spielte, hieß Isaak. Er war ein Mann mit vielseitigen Sprachkenntnissen und weitreichenden Verbindungen, der sich am Hofe Karls des Großen in Aachen nützlich machte.

Im Jahre 797 schickte Karl eine Delegation nach Bagdad mit freundlichen Empfehlungen und reichen Geschenken für den Kalifen Harun al-Raschid, mit dem er diplomatische Beziehungen unterhielt, die er zu vertiefen wünschte. Zwei Edelleute aus Karls engerer Umgebung, Lantfrid und Sigimund, führten die Gesandtschaft an. Isaak mit seiner reichen Auslandserfahrung wurde ihnen als Dolmetscher und Reisemarschall zugeteilt. Er brachte die ganze Kavalkade samt allen Lasttieren heil nach Bagdad. Der Empfang war freundlich, die Bewirtung fürstlich, die Verhandlungen langwierig und schleppend, am Ende aber erfolgreich. Zwischendurch gab es immer unterhaltsame Abwechslungen verschiedenster Art. An einer von ihnen ging der fränkische Edelmann Sigimund zugrunde. Nach zweijährigem Verhandeln starb er an der Syphilis. Auch Lantfrid überlebte die Reise nach Bagdad nicht. Ihn tötete eine Infektion der Verdauungswege. Isaak brachte die Besprechungen zu einem guten Ende und führte den Rest der Gesandtschaft heim. Harun al-Raschid gab ihm kostbare Geschenke für Karl den Großen mit und als besondere Aufmerksamkeit einen weißen Elefanten namens Abulabaz. Er hatte ihn selber vor einiger Zeit von einem indischen Fürsten geschenkt bekommen, aber Abulabaz hatte nicht gut getan und die Anpflanzungen in den Palastgärten zertrampelt. Außerdem duldete er keinen Reiter auf sich, so daß er geführt werden mußte.

Unterwegs erregte die lange Karawane mit ihren schwerbeladenen Maultieren und Eseln immer wieder die Aufmerksamkeit von Räuberbanden. Ständig wurde sie belauert, bedrängt und überfallen. Immer mehr Männer aus der Schar

der Ritter und Knechte kamen ums Leben.

Nur Isaak schlug sich durch. Am 20. Juli 802 kam er endlich nach langer Odyssee als einziger Überlebender in Aachen an mit Abulabaz am Zügel, und hinterher trottete ein Maultier, in dessen Tragkörben die kostbaren Geschenke des Kalifen für den Kaiser verpackt waren.

Von Isaak weiß man nicht mehr als diese Geschichte. Man kennt nicht seine Vorfahren und nicht seine Nachkommen. Man weiß aber, daß es zu seiner Zeit in vielen Städten an Rhein, Main und Donau jüdische Gemeinden gab, und manche von ihnen bestanden schon seit Jahrhunderten.

In einem Brief des Kaisers Konstantin vom 11. Dezember 321 wird die jüdische Gemeinde in Köln erstmals urkundlich erwähnt, aber Ausgrabungen beweisen, daß sie mit Sicherheit sehr viel älter ist. Die Mainzer, Ulmer und Regensburger Juden lebten in der Überzeugung, sie seien sogar schon vor Christi Geburt in ihrer Stadt seßhaft gewesen, und die Wormser pflegten die Legende, ihre Vorfahren hätten mit einem Sendschreiben an Pontius Pilatus gegen die Hinrichtung Jesu Christi protestiert.

Das ist unwahrscheinlich, weil die Nachricht der Verurteilung von Jerusalem nach Worms etwa 50 Tage gebraucht hätte und das Protestschreiben zurück ebenso lange. Aber es zeigt, daß diese Juden ihre Wohnorte als Heimatstädte empfanden und daß sie die immer wiederholte Anschuldigung widerlegen wollten, sie seien mitschuldig an der Kreuzigung Christi.

Die Städte an Rhein, Main und Donau gehörten damals ebenso zum Römischen Reich wie Jerusalem. Im Jahre 63 vor Christi Geburt hatte Pompejus Judäa im Osten erobert, und sieben Jahre später war Julius Cäsar im Norden über den Rhein gedrungen. Schon früher hatten in der Metropole Rom jüdische Kaufleute gelebt und sich von da aus über das ganze Reich verteilt.

Als die Juden in unser Land kamen, gab es Deutschland noch nicht, sondern nur die römischen Provinzen »Germania Superior« und »Germania Inferior« und dahinter das unbesetzte und schwer überschaubare »Germania Magna«, Großgermanien, in dem zahlreiche Stämme lebten, die durchweg miteinander verfeindet waren und von denen keiner sich deutsch nannte. Sie hießen Burgunder, Franken und Vandalen, Alamannen, Sachsen und Langobarden. Der Name »deutsch« tauchte erst im 9. Jahrhundert auf. Juden und Deutsche begannen also



Römische Besatzungstruppen schlugen Revolten in den germanischen Provinzen brutal nieder. Viele Siedlungen wurden dem Erdboden gleichgemacht

ihre gemeinsame Geschichte in einem Grenzgebiet des Römischen Reiches im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Die Juden waren schon einmal ein Volk gewesen, bevor sie unterjocht und vertrieben worden waren. Die Deutschen hatten noch nicht einmal begonnen, ein Volk zu werden. Die Städte an Rhein, Main und Donau waren keineswegs triste Provinznester, sondern Verwaltungszentren, in denen römische Präfekten residierten oder auch der Kaiser selbst. Sie hießen Colonia Agrippinensis (Köln), Castra Regina (Regensburg), Moguntiacum (Mainz), Augusta Vindelicorum (Augsburg) und Augusta Treverorum (Trier).

Das waren Städte mit starken Garnisonen, mit Handelshäusern und Poststationen, mit Zollämtern und Straßenmeistereien, mit Theatern und Schenken, und in jeder von ihnen lebten in einem Klima weitgehender Toleranz die Germanen zusammen mit dem bunten Völkergemisch, das die römischen Kolonialherren mitgebracht hatten: Legionäre und Bankiers, Kaufleute und Bauunternehmer, Verwaltungsbeamte und Handwerker, Flötenspieler, Gaukler und Huren aus allen Teilen des

Reiches, das von Spanien bis Armenien reichte und von England bis Ägypten.
In jeder dieser Städte gab es Juden, bevor es dort Christen gab. Die römische Staatsreligion verlangte nur, daß der jeweilige Kaiser als Gott verehrt wurde. Wer gegen dieses Gesetz nicht verstieß, konnte gern auch seinen eigenen Göttern huldigen. Und davon gab es viele unter den Völkern des Römischen Reiches.
Die Juden kamen vereinzelt über große Zeiträume verteilt in diese römischen Städte an Rhein, Main und Donau. Die ersten waren Kaufleute, Ärzte und Dolmetscher. Dann kamen Gruppen von Flüchtlingen und Vertriebenen.
In ihrer Heimat Palästina brachen immer wieder Aufstände aus, und immer wieder schlugen römische Truppen die Revolten der Juden blutig nieder. Der spätere Kaiser Titus ließ im Jahre 70 nach Christi Geburt den Tempel in Jerusalem dem Erdboden gleichmachen, um diesen unbeugsamen Menschen für alle Zeiten den geistigen Mittelpunkt zu nehmen.
Die Juden flohen scharenweise, wurden von den Soldaten als Kriegsbeute mitgenommen oder von der Militärverwaltung als Sklaven verkauft. Manche Truppenkommandeure gaben auch verdienten Soldaten an Stelle goldener Medaillen hübsche Jüdinnen, und die nahmen sie dann bei jeder Versetzung mit in ihre neue Garnison. So kamen viele Juden in die römischen Provinzen.
Unter diesen entwürdigenden Bedingungen bewies sich, wie schon oft in der jüdischen Geschichte, die Integrationskraft des Glaubens. Diese Juden, die aus den verschiedensten Schichten und Landschaften stammten, fanden sich in der Fremde, in die sie verschlagen worden waren, mit jenen Glaubensbrüdern zusammen, die da schon seit Generationen heimisch waren, und sie lebten miteinander nach den Gesetzen ihrer Religion und bildeten schon früh an Rhein und Donau geistige Zentren der jüdischen Religionsgemeinschaft.
Die römischen Soldaten waren keinesfalls nur Römer. Im Gegenteil, das Herrenvolk entwickelte immer heftigeren Widerwillen gegen die Mühen des Wehrdienstes. Für so etwas waren die jungen Männer aus den Provinzen da. Zunächst dienten sie als Pferdeknechte, dann als einfache Soldaten, und bald konnten sie auch Offiziere werden.
Die Germanen galten als besonders tüchtig und zuverlässig. Kaiser Caracalla etwa (gefallen 217) mochte sich nur noch germanischen Leibwachen anvertrauen und zeigte sich mit Vorliebe in de-

ren Kleidung, einem silberbestickten Leinenmantel. Dazu trug er eine blonde Perücke, um selbst wie ein Germane auszusehen.

Das Römische Reich wurde nicht von den Germanen überrannt und zertrümmert, sondern unterwandert, physisch germanisiert, während die Germanen kulturell romanisiert wurden. Der Untergang des Römischen Reiches war kein katastrophaler Gewaltakt, sondern ein Auflösungsvorgang, der sich über Jahrhunderte hinzog. Die Juden überstanden ihn unbeschadet. Ihre Gemeinden waren die feste Einheit, die ihnen inmitten der Machtumschichtungen Schutz und Zusammenhalt bot.



Sarazenen im Kampf gegen Kreuzritter. Otto II. war es nicht gelungen, die muslimischen Reiter aus seinem Reich fernzuhalten. 982 mußte er nach der Schlacht bei Cotrone vor ihnen fliehen (Kirchenfenster aus dem 11. Jahrhundert)

Vielleicht war dieses Land hier an Mosel und Rhein, an Main und Donau ein Ersatz für jenes Gelobte Land, das ihnen der Herr, ihr Gott, verheißen hatte? Hier verbrannte die Sonne nicht die Saat. Hier schien sie milde auf Berge und Täler. Hier fiel reichlich weicher warmer Regen auf die Weinberge, und in den Wäldern gab es Holz, mehr als die Zimmerleute brauchten. Hier fraßen keine Heuschreckenschwärme die Halme leer. Hier gab es fette Weiden für das Vieh, und nie trockneten die Brunnen aus.

Es lohnte sich zu bleiben. Und sie blieben. Die ersten Urkunden, die im vierten Jahrhundert jüdische Gemeinden im Rheintal erwähnten, nannten sie »manentes«, die Bleibenden.

Sie blieben, als unter Kaiser Konstantin das Christentum römische Staatsreligion wurde. Sie blieben, als unter dem Druck der Völkerwanderung das Römische Reich zerfiel. Sie blieben, als die Hunnen aus Mittelasien auf kleinen struppigen Pferden rheinabwärts galoppierten und eine Stadt nach der anderen niederbrannten. Sie blieben, als aus den Trümmern das Reich der Merowinger entstand, das Reich der Franken, das Deutsche Reich. Und sie halfen mit, dieses Reich zu bauen.

Das einstige »Germania Magna« jenseits des alten römischen Grenzwalls »Limes« war durchaus keine Wildnis. Die Kimbern und Teutonen etwa, die schon 100 Jahre vor Christi Geburt aus Großgermanien auf Rom marschiert waren, hatten kunstvoll geschmiedete Rüstungen getragen. Kupfer kam aus Thüringen und Hessen, Blei wurde in der Eifel und an der Lahn gewonnen. Die Gruben um Aachen herum deckten den ganzen europäischen Zinkbedarf. Gold fand man im Oberrhein. Schon Julius Cäsar hatte stolz eine Wagenladung davon nach Rom geschickt. Man konnte Pferde und Lederwaren beziehen, Wolle aus Friesland, Bernstein von der Ostseeküste, blondes Frauenhaar für die Perücken der Römerinnen.

Das war ein Land für Kaufleute, Siedler und Handwerker, und es schien keine Grenzen nach Osten hin zu haben. Der deutsche König Heinrich I., den man später den Vogler nannte, errichtete Burgen und Pfalzen, baute alte Siedlungen aus, machte Magdeburg, Merseburg und Erfurt zu wichtigen Handelsplätzen, in der klaren Erkenntnis, daß Kaufleute und Handwerker die ersten Träger der Zivilisation waren.

Unter den Kaufleuten waren viele Juden. Sie brachten schon alles mit, was sich die Ortsansässigen erst erwerben mußten. Die traditionellen Verbindungen nach Rom, Byzanz und Marseille waren ohnehin ihre Domäne. Sie knüpften neue Verbindungen nach England und Dänemark, nach Polen und Rußland, bis ans Schwarze Meer, bis an die Wolga, bis ans Kaspische Meer, und immer weiter, bis nach Persien und Indien.

Sie brachten auch ihre Vielsprachigkeit mit, diese natürliche Gabe der Weitgereisten. Ein arabischer Reisender berichtet aus jener Zeit, die jüdischen Kaufleute, denen er begegnet sei, hätten Lateinisch und Griechisch, Persisch und Russisch gesprochen, außerdem Hebräisch und Aramäisch. Ihre Muttersprache aber war die des Landes, das ihnen zur Heimat geworden war: Althochdeutsch.

Sie nannten sich Aschkenasim, das ist das hebräische Wort für »die Deutschen«, im Gegensatz zu den Sephardim, den spanischen Juden. Der deutsche Kaiser sicherte ihren Lebensraum und ihre Handelswege. Er machte den Beutezügen der Ungarn ein Ende und trieb die Dänen hinter die Schlei zurück. Er nahm den böhmischen Herzog Wenzel unter seinen Schutz, so daß sich nun auch in dessen Hauptstadt Prag in Ruhe ein reges Kultur- und Wirtschaftsleben entfalten konnte, an dem die Juden großen Anteil hatten.

Unter Heinrich und seinen Nachfolgern, den Sachsenkaisern – so genannt nach ihrer niedersächsischen Heimat –, blühten viele neue jüdische Gemeinden auf. Es war die Zeit, in der sich um die Kristallisationspunkte der Klöster und Burgen herum Marktflecken bildeten, Städte, Handelszentren.

Bei dieser Entwicklung des Reiches zur beherrschenden Macht in Mitteleuropa spielten die Juden eine wichtige Rolle. In ihren Händen lag der internationale Handel. Der Bedarf an Importgütern wuchs ständig. Ihre Kunden waren die Fürstenhöfe, Grafen und Ritter, bald auch das Bürgertum, das in den Städten entstand, vor allem aber die geistlichen Machthaber, Erzbischöfe und Äbte mit ihrem unstillbaren Drang zur Prachtentfaltung.

Die Juden wußten, wo man Balsam und Weihrauch kaufen konnte, indische Seide und persischen Brokat, Farbstoffe, Öle und Gewürze, Edelsteine, Jagdfalken und arabische Vollblutpferde.

Sie zogen aber auch als Kleinhändler über Land und arbeiteten als Handwerker und Bergleute. So wird im 10. Jahrhundert in Obersachsen ein von Juden betriebenes Salzbergwerk erwähnt. Salz war für die Konservierung von Fischen und Fleisch lebensnotwendig. Alle Jäger, Bauern und Fischer von der Ostseeküste bis ans Schwarze Meer brauchten Salz. Das weiße Gold wurde zu einem wichtigen Exportartikel.

Der zweite Jude, der sich einen Platz in den deutschen Geschichtsbüchern verdiente, hieß Kalonymos. Er rettete Kaiser Otto II. das Leben.

Der Name ist griechisch: Kalos = schön, onymos von onoma = Name. ›Der mit dem schönen Namen‹ nannte sich der Mann, vermutlich aus Sorge, er könne die Leute mit seinem schwer aussprechbar hebräischen Namen irritieren. Er stammte aus einer jener jüdischen Familien, die über das Oströmische Reich, dessen Sprache Griechisch und dessen Hauptstadt Byzanz war, nach Italien gekommen waren.

Otto II. war mit der byzantinischen Prinzessin Theophano verheiratet. Sie hatte neben Goldschmieden und Elfenbeinschnitzern in ihrem zahlreichen Gefolge wohl auch den vielsprachigen Kalonymos mit nach Rom gebracht, als sie dort im Jahre 972 Otto geheiratet hatte, der ein Niedersachse war und ein Jahr darauf mit achtzehn Jahren Römischer Kaiser wurde.

Otto trieb die Franzosen, die Lothringen vom Reich abtrennen wollten, bis vor die Tore von Paris zurück, und die Sarazenen, die von Süden her bis an den Alpenrand

vorgedrungen waren, bis nach Kalabrien hinunter. Kalonymos ritt mit ihm. Er war einer jener unentbehrlichen Männer, die immer gerade die jeweils erforderliche Sprache sprechen, immer etwas zu essen finden, ein Nachtlager, einen Krug Wein, die in jeder Lage einen Ausweg wissen und nie verlorengehen.

Am 13. Juli 982 wurde Kaiser Otto II. bei dem Versuch, die Sarazenen ganz aus Italien zu vertreiben, mit seinem Heer bei Cotrone in Kalabrien vernichtend geschlagen und mußte fliehen. Er galoppierte Hals über Kopf zum Meer. Draußen lag ein Schiff. Otto war 27 Jahre alt und ein guter Schwimmer. Er hatte nur diese einzige Chance, lebend zu entkommen. Da brach auf einmal sein Pferd zusammen, und die Verfolger waren ihm dicht auf den Fersen.

In dem Augenblick drängte Kalonymos an seine Seite, ließ sich vom Pferd fallen und warf dem Kaiser die Zügel zu. Otto schwang sich auf das Pferd, erreichte die Küste und schwamm zum Schiff hinüber. Im Wasser konnte ihn keiner einholen. Er war gerettet.

Kalonymos schlug sich irgendwie durch und tauchte Wochen später wieder im Lager seines Kaisers auf. Das war in Verona, wo Otto in dunkler Vorahnung seines schnellen Endes seinen dreijährigen Sohn Otto III. zum Römischen König krönen ließ. Kaiser Otto II. starb schon ein Jahr darauf mit 28 Jahren, erschöpft von seinen italienischen Ambitionen.

Vorher aber hatte er noch dafür gesorgt, daß Kalonymos Haus und Bürgerrechte in Mainz bekam, wo es schon eine alte Judengemeinde gab und wo man auch als Jude gut und sicher leben konnte unter dem Schutz des Erzbischofs. Der war des Reiches Erzkanzler und wußte genau, daß er und seine Stadt von der Tüchtigkeit und den weitreichenden Beziehungen seiner jüdischen Bürger nur profitieren konnten.

Kalonymos gründete in Mainz ein Handelshaus, mit dem er Reichtum und Ansehen gewann, und eine Familie, die sich bald über das ganze Rheintal ausbreitete und nicht nur Kaufleute hervorbrachte, sondern auch berühmte Gelehrte und Männer von politischem Einfluß. Die Kalonymiden waren die erste jüdische Familie, die im Deutschen Reich durch viele Generationen hindurch eine Rolle spielte.

Im elften Jahrhundert waren die Judengemeinden in Mainz und Köln, in Worms und Speyer, jede schon mehr als tausend Seelen stark, ein fester Bestandteil ihrer Stadtgemeinden, geachtet und wohlgelitten, zumindest geduldet

und unbehelligt. Diese Gemeinden waren gut organisiert, mit vorbildlicher Krankenversorgung und Armenpflege, mit eigener Ziviljustiz und eigenen Schulen. Einige unterhielten bereits Gelehrtenschulen von Rang. In Mainz etwa lehrte der berühmte Moraltheologe Gerschom ben Judat (960–1040), dessen Takkanot (Richtlinien) für die abendländischen Judengemeinden in weitem Umfang bindend waren. Er verbot die Vielehe, die nach altem jüdischem Gesetz theoretisch noch gestattet war, und erlaubte die Ehescheidung nur für den Fall, daß beide Teile gleichermaßen einverstanden waren. Er stellte zahlreiche ethische Grundsätze auf, die vom hohen Stand der jüdischen Moral kündeten, wie etwa den, daß niemand einen Brief lesen darf, der nicht an ihn gerichtet ist.

Die Juden waren in diesen Städten nicht rechtlos. Sie waren angesehene Geschäftspartner und gute Steuerzahler. Sie gehörten dazu und blieben doch Fremde. Sie wohnten mit den anderen Bürgern Haus an Haus – Gettos gab es nicht –, sprachen dieselbe Sprache, ließen bei demselben Schneider, Tischler und Schuhmacher arbeiten. Aber sie kauften das Brot nur bei jüdischen Bäckern und das Fleisch nur beim Schächter, denn die Nahrung mußte koscher sein, das heißt rein nach den strengen rituellen Speisevorschriften, die nur das Fleisch von Wiederkäuern mit zweispaltigen Klauen, von bestimmten Vogelarten, von Fischen mit Schuppen und Flossen zum Verzehr freigaben, vorausgesetzt, daß die Tiere nach dem Schlachten vollkommen ausgeblutet sind. Die Lebensgewohnheiten waren ganz andere als die der Christen. Sie feierten nicht den Sonntag, sondern den Sabbat, der am Freitagabend mit dem Sonnenuntergang beginnt. An diesem Festtag durften die Frauen nicht kochen, sondern mußten das Essen warm halten, und wenn das Feuer ausging, durfte der Mann kein Feuerholz holen, weil jegliche Arbeit am Sabbat verboten ist. Sie mußten sich also christliche Diener halten oder den christlichen Nachbarn um Hilfe bitten. Das schuf Verbindungen, aber es machte die Unterschiede auch immer wieder deutlich. Der Vertrautheit des Zusammenwohnens in derselben Straße einer Stadt wirkte die Bindung an zwei verschiedene Religionen entgegen.

Aber trotz der weitreichenden Unterschiede in den Lebensgewohnheiten fühlten sich die Christen in der ersten Phase des Zusammenlebens, das bis zum Frühjahr 1096 reichte, durch diese Unterschiede nicht herausgefor-



dert, obwohl sich die jüdischen Mitbürger auch in ihrer äußeren Erscheinung von ihnen abhoben: Sie waren Orientalen. Die meisten hatten schwarze Haare, geschwungene Nasen und dunkle Augen, aber es gab auch blonde, blauäugige Juden. Im Laufe dieser tausend Jahre hatte es immer wieder Vermischungen gegeben, Verbindungen kreuz und quer, eheliche

Papst Urban II. forderte auf der Synode von Clermont 1095 die Eroberung der heiligen Stätten der Christenheit im fernen Palästina. Zehntausende Männer folgten seinem Rufe, verließen ihre Familien und ihre Heimat. Dieser erste Kreuzzug löste blutige Judenverfolgungen aus

und uneheliche. Auch kam es vor, daß Christen zum jüdischen Glauben übertraten, vorwiegend Männer, die sich intensiv mit religiösen Fragen beschäftigten, wie der fränkische Mönch Bodo aus dem Gefolge Kaiser Ludwigs des Frommen, oder Wezelin, der Geistliche am Hof des letzten Sachsenkaisers Heinrich II., und etliche andere.

Die Grundlage des jüdischen Glaubens ist das von den Christen so genannte Alte Testament, das ja auch Grundlage der christlichen Glaubenslehre ist. Und doch gibt es zwischen beiden Religionen wesentliche Unterschiede. Für den Juden ist das Verhältnis zwischen Gott und den Menschen absolut klar. Den Bund, den Abraham mit dem Herrn geschlossen hat, gilt es buchstabengetreu zu erfüllen. Wenn der Mensch sich streng an den Vertrag hält, dann darf er auch mit Gottes Gnade rechnen. Das bedeutet, daß der Jude weitgehend über sein Geschick bestimmen kann, während der Christ auf die Gnade Gottes angewiesen ist.

Der Jude kennt nur einen Gott, keine Dreifaltigkeit. Zwischen ihm und diesem einen Gott gibt es auch keine Instanzen, an denen besonders die Katholische Kirche so reich ist, keine Heiligen, keinen Papst, keine Priester, die Sünden vergeben und dem Gläubigen sogar im Jenseits zu erwartende Prüfungen und Maßregelungen erlassen können. Der Jude steht seinem Gott als voll verantwortlicher Partner gegenüber. Er ist kein Lamm, er muß nicht sein wie ein Kind. Er ist mündig, und sein Rabbiner ist ein Schriftkundiger, der ihn berät. Nicht mehr.

Trotz unübersehbarer Verschiedenheiten, trotz der Neigung zur Abgeschlossenheit, die die jüdische Minderheit von der christlichen Mehrheit trennte, lebten beide Gruppen bis zum Osterfest 1096 friedlich miteinander. In diesen Städten an Rhein und Donau war noch lange nach dem Zerfall des Römischen Weltreichs mit all seinen Völkern, Sprachen und Religionen so viel von dessen Toleranz erhalten geblieben, daß der Mensch den anderen Menschen duldete. Symbolisch für dieses friedliche Zusammenleben ist die Tatsache, daß in Köln, der größten Stadt des frühen Mittelalters, das Rathaus inmitten von Häusern lag, die Juden gehörten.

Und dann kam es zur Katastrophe, die fast alle bald tausendjährigen jüdischen Gemeinden mit einem Schlag vernichtete.

Die Welle des Hasses kam aus Frankreich herüber, mit solcher Gewalt und so überraschend, daß niemand zur rechten Zeit die Gefahr erkennen konnte, zumal die



Der Ritter Gottfried von Bouillon – gekrönt mit den Zeichen der Passion Jesu Christi – einer der Anführer im Ersten Kreuzzug

Träger dieses Hasses fromme Leute waren.

Es begann im November 1095 in Clermont, 300 Kilometer südlich von Paris, während der Synode, die Papst Urban II. dorthin einberufen hatte. Urban war Franzose und hatte seine Karriere als Mönch im Kloster Cluny begonnen, wo die geistige Elite Frankreichs gezüchtet wurde. Er hatte sich rasch zu einem Politiker entwickelt, der in großen Maßstäben dachte und Menschen nicht ertragen konnte, die eigene Vorstellungen hatten. Folgerichtig belegte er alle mächtigen Männer mit dem Kirchenbann: den deutschen Kaiser Heinrich IV., den französischen König Philipp I., Kaiser Alexios von Byzanz und den Gegenpapst Clemens III. Ebenso folgerichtig drängte ein solcher Mann auf die politische Tat ganz großen Ausmaßes: die Eroberung des Heiligen Landes.

Am zehnten Tage der Synode, dem 27. November 1095, ließ Papst Urban II. seinen Thronsessel vor die Tore der Stadt tragen, damit möglichst viele Menschen ihn sehen und hören konnten. Und er rief über die Menge hin: »Ich, Urban, der höchste Priester dieser Erde, komme zu euch, geliebte Brüder, als Sendbote des Herrn, um euch göttlichen Willen zu offenbaren...«

Die Rede war lang, der Inhalt kurz: Die geliebten Brüder sollten ihre Habe veräußern und dafür Waffen kaufen, sollten das Heilige Land erobern und die Herrschaft der Muslims brechen, unter der dort auch Christen lebten.

Die christliche Minderheit in Palästina wohnte mit der islamischen Mehrheit ähnlich harmonisch zusammen wie die jüdische Minderheit in Deutschland mit der christlichen Mehrheit. Es ging Urban aber auch weniger um den Bestand einer kleinen Diaspora, als vielmehr um die Eroberung weiter Gebiete im nahen Orient und damit um die Ausweitung des päpstlichen Machtbereichs.

Das Objekt war geschickt gewählt. Die Aufstellung des Heeres kostete keinen Pfennig. Es genügte, die Kreuzesfahne aufzupflanzen und die Freiwilligen mit dem Apostolischen Segen zu versehen. Der Heilige Vater schloß: »Der Herr im Himmel beschwört euch: Jagt dieses gemeine Gezücht aus dem Heiligen Land, damit dort nur Christen leben! Und ich gelobe euch, wer auf dem Weg dorthin sein Leben läßt, dem werden alle Sünden vergeben sein. Die Macht, das zu verheißen, hat Gott der Herr mir gegeben.«

Die Menschen gerieten in Ekstase. Sie umdrängten den päpstlichen Thronsessel und riefen: »Gott will es!«

Urban segnete sie alle, und damit sie sich gegenseitig kontrollieren konnten, ob sie es auch wirklich ernst mit ihrem Gelübde meinten, gebot er ihnen, sich Kreuze auf die Kittel oder Mäntel zu nähen. Damit waren alle deutlich gekennzeichnet.

Die Begeisterung der Menge war nicht nur Ausdruck religiöser Schwärmerei. Nach mehreren Mißernten und Hungersnöten war so ein Feldzug in ferne Länder ein idealer Ausweg aus der allgemeinen Misere. Man konnte mit dem Segen des Papstes sein Pferd satteln, die besten Knechte mitnehmen und den verrotteten Betrieb samt Kindern, Greisen und kriegsuntauglichem Gesinde der Ehefrau überlassen. Wer arm war, sattelte seinen Esel. Wer gar nichts hatte, ging zu Fuß.

Kaum einer hatte eine Ahnung, wo das Heilige Land lag und wie weit man bis dahin laufen mußte. Aber sie vertrauten darauf, daß sich schon ein Führer finden werde.

Es fanden sich zwei Führer: der Ritter Gautier Sans-Avoir (zu deutsch: Walter Habenichts) und der Mönch Pierre de Amiens, ein Demagoge von magischer Überzeugungskraft, der sich nur von rohem Fisch ernährte. Sie hatten bald 20000 Menschen versammelt, darunter waren viele Geistliche, und alle diese Männer folgten ihnen bedingungslos.

Es gab drei Wege von Mittelfrankreich nach Palästina: Man konnte nach Marseille marschieren und sich dort einschiffen. Man konnte auch durch Italien nach Süden ziehen und von Apulien aus ins Heilige Land segeln. Aber die Seereise war teuer und gefährlich. So blieb nur der Weg rheinaufwärts, donauabwärts über Wien und Budapest, Belgrad und Konstantinopel bis nach Jerusalem. Da brauchte man nur über den Bosporus zu rudern und konnte alles andere zu Fuß erledigen.

So führten der Mönch und der Ritter ihre 20000 Kreuzfahrer zu-

nächst einmal an den Rhein. Menschen, die zum Teil aus ärmlichsten Verhältnissen stammten, Waldarbeiter, Einödbauern, heruntergekommene Gutsbesitzer, alle aus einem Land, das von Hungersnöten ausgepowert war. Auch Gescheiterte, Ausgestoßene, Landstreicher, Menschen ohne Bindungen, die nur noch auf das große Wunder hoffen konnten.

Es waren 400 Kilometer allein schon bis zum Rhein. Bald waren die Schuhe durchgelaufen, die Esel lahmten, die schweren Spieße scheuerten auf den Schultern. Bei jeder Stadt, die über den Hügeln auftauchte, dachten sie, es müsse endlich Jerusalem sein, und dann war es doch nur irgendein kleiner Marktflecken in Burgund, in Lothringen, im Elsaß. Nirgendwo gab es genug zu essen und allenfalls einen Strohschober zum Schlafen. Der Winter war kalt und schien kein Ende nehmen zu wollen.

Und dann auf einmal war der Frühling da, und sie kamen in blühende Städte mit reichen Häusern und vollen Lagerschuppen, mit wohlgenährten Menschen, die gut gekleidet waren. Und sie hörten, daß in diesen reichen Städten wahrhaftig Juden unter den Christenmenschen wohnten, so, als hätten die nicht einst den Herrn Jesus Christus ans Kreuz geschlagen.

Es war in Trier, wo Kreuzfahrer, ausgehungert und wundgelaufen, zum erstenmal auf reiche Juden in schönen Häusern stießen. Sie drohten, sie alle auszurotten, wenn sie nicht zahlten. In ihrer Todesangst gaben ihnen die Juden, was sie hatten. Die Kreuzfahrer nahmen es und zogen weiter.

Pierre de Cluny, der Abt jenes Klosters, dem auch Papst Urban entstammte, gab den frommen Männern das ideologische Rüstzeug für ihr Handeln, und was der Erzabt von Cluny sagte, wog schwer. Sein Leitwort lautete: »Es ist sinnlos, die Feinde unseres Christenglaubens in der Fremde zu bekämpfen, wenn diese Juden, die schlimmer als die Muslims sind, in unseren Städten ungestraft unseren Herrn Jesus Christ beleidigen dürfen.«

Ein zweiter Trupp drang in Trier ein und verlangte wiederum Lösegeld. Die Juden kratzten das letzte zusammen, was sie noch hatten, und gaben es hin.

Und danach kamen wieder andere. Nun hatten die Juden nichts mehr, und die fanatischen Geistlichen in

Die Kreuzfahrerheere zogen plündernd und mordend durch die deutschen Lande. Überall wurden die Juden ihre Opfer
(Historisierende Darstellung aus dem 19. Jahrhundert)



den Reihen der Kreuzfahrer gaben die Losung aus: »Wer einen Juden erschlägt, dem werden seine Sünden vergeben.«
So erschlugen sie einen Juden nach dem anderen. Wenige konnten fliehen, die meisten Familien hatten kleine Kinder, die kaum laufen konnten oder getragen werden mußten. Sie kamen nicht weit, und bevor sie eingeholt und niedergemacht wurden, ertränkten sie sich lieber alle Arm in Arm in der Mosel.
Als in Trier nichts mehr zu holen war, zogen die Kreuzfahrer weiter. Wohin sie kamen, stürmten sie die Synagogen, zertrümmerten die Kultgeräte und erschlugen alle Juden, die ihnen in den Weg traten. In Speyer waren es elf, in Worms schon 800 und in Mainz weit über 1000, Männer, Frauen und Kinder, Greise und Kranke. Sie raubten die Leichen aus, warfen sie nackt auf die Straßen, plünderten die Häuser, und was sie nicht mitschleppen konnten, zerschlugen sie.
Der Mainzer Gemeindeälteste, der berühmte Gelehrte Kalonymos ben Meschullam, einer aus der Familie der Kalonymiden, konnte mit seiner Familie und einigen Freunden auf einem Schiff entkommen, das ihm der Erzbischof Ruthard von Mainz gegen eine hohe Gebühr überlassen hatte.
Als sie heil in Rüdesheim ankamen, erfuhren sie, daß sie sich nun aus Dank für ihre Rettung taufen lassen müßten. Da ertränkten sie sich im Rhein.
Indessen bekamen die Kreuzfahrer Verstärkung von Deutschen, die aus ähnlichen Gründen von dem unüberwindlichen Drang befallen wurden, das Heilige Land zu befreien. Der markanteste war Emicho von Leiningen, ein verschuldeter Edelmann, dem sich sogleich eine zahlreiche Gefolgschaft anschloß. Mehrere Kolonnen marschierten nun kreuz und quer durch Süd- und Westdeutschland, mordeten und plünderten in Köln, in Xanten und Neuss, in Regensburg und Prag. Und sie rotteten die Gemeinden der Juden aus bis auf das kleinste Kind. Nur wenige konnten beizeiten in die Wälder fliehen oder in die mitteldeutschen Städte, in denen sie Verwandte hatten.
Der jüdische Chronist Salomon ben Simson schreibt: »Im Jahre 4856 nach Erschaffung der Welt (1096 nach christlicher Zeitrechnung) suchten uns bittere Leiden heim, wie sie noch nie in diesem Reiche geschehen sind. Mörderische Menschen überfielen uns, fremdes Volk, ein schrecklicher Haufen. Sie wollten eigentlich im Heiligen Land das Grab ihres Heilands besetzen, aber als sie hier durch unsere Städte kamen und die



Juden sahen, da sagten sie: Was laufen wir hin ins Heilige Land, wo wir doch hier schon die Juden finden, die unseren Heiland gekreuzigt haben. Zuerst wollen wir uns an ihnen rächen und sie auslöschen, daß sie kein Volk mehr sind...«

Im Reichslandfrieden von 1103 stellte Kaiser Heinrich IV. die Juden unter seinen persönlichen Schutz. Nun waren sie wehrlos – wie Mönche, Weltgeistliche, Weiber und Mädchen. Der »Sachsenspiegel« aus dem 13. Jahrhundert illustriert diese Ausnahmestellung der deutschen Juden

Das geschah um die Osterzeit des Jahres 1096 im Namen des Gottes der Liebe. Und während es geschah, weilte Kaiser Heinrich IV. in Italien, eingespannt in das komplizierte Spiel der Kräfte zwischen Papst und Gegenpapst, ständig im Kampf mit rivalisierenden Mächtegruppen. Er war entsetzt, als er erfuhr, was im Herzen seines Reiches unter dem Kreuzeszeichen an Greueln vollbracht worden war, und erließ sogleich eine Verfügung, daß sich die Juden, die zwangsweise getauft worden waren, sofort wieder zu ihrer alten Religion bekennen durften, ohne Schaden davon zu haben. Gegen den Bischof Ruthard von Mainz, der sich am Besitz geflüchteter und erschlagener Juden bereichert hatte, leitete er ein Gerichtsverfahren ein, dem sich der Oberhirte durch rasche Flucht entzog.

Im Jahre 1103 verkündete Heinrich IV. von Mainz aus den Reichs-

landfrieden. Von nun an standen alle Juden unter dem persönlichen Schutz des Kaisers. Das bedeutete, daß sie jetzt keine Waffen mehr tragen durften und darauf angewiesen waren, sich, wie bisher Frauen und Mönche, von des Kaisers Truppen beschützen zu lassen. Die Gebühren, die die Juden für diesen Schutz entrichten mußten, wurden zu einem bedeutenden Einnahmeposten im kaiserlichen Etat.

Der Reichslandfriede von 1103 ist aus zwei Gründen wichtig. Einmal wurde die Ausnahmestellung der Juden in der Gesellschaft des Deutschen Reiches erstmals in einem Gesetz manifestiert, zum anderen wurden sie durch das Verbot, sich selber zu verteidigen, in einer Zeit, in der jeder freie Mann eine Waffe trug, zu Menschen zweiter Klasse abgewertet.

Dieser Zustand amtlich beglaubigter Wehruntüchtigkeit und Wehrunwürdigkeit hielt sich 700 Jahre lang bis zu den Freiheitskriegen. Die primitive Denkschablone vom feigen Juden, der jeder körperlichen Auseinandersetzung aus dem Wege geht, noch länger.

Fünfzig Jahre vergingen nach den Schreckenstagen von 1096. Die Überlebenden fingen noch einmal von vorn an, bauten ihre Synagogen wieder auf, zogen in die verwüsteten Häuser ihrer erschlagenen Verwandten, gründeten in den Trümmern neue Familien, errichteten neue Werkstätten, Lagerschuppen, Bäckereien, pflügten die Felder, bearbeiteten die Weinberge.

In dieser Zeit konnten die Juden in Deutschland noch jeden Beruf ausüben, Grund erwerben, Handel treiben und ihrem Gott auf ihre Weise dienen. Bald gab es auch wieder jüdische Schulen in Worms und Speyer, in Köln, Bonn und Trier, in Würzburg und Regensburg. Im Frühjahr 1146 drang ein neues Heer fanatischer Kreuzfahrer aus Frankreich in Deutschland ein. Der Mönch Radulf aus dem Kloster Clairvaux führte sie an und predigte bedingungslosen Haß gegen alle Juden. Der deutsche König Konrad III. nahm sein Schutzversprechen ernst und gab seinen Burggrafen Weisung, allen verfolgten Juden Asyl zu bieten. Tatsächlich konnten sich die meisten beizeiten in die Kaiserpfalzen und auf die Burgen der Ritter retten. Viele hundert fanden in Nürnberg Schutz. Nur in Würzburg gelang es den Kreuzrittern, 22 Juden zu erschlagen.

In den anderthalb Jahrhunderten von 1096 bis 1254 riefen immer neue Päpste zu immer neuen

Der Dichter Süßkind von Trimberg mit Judenhut (Aus der Großen Heidelberger Liederhandschrift)



Kreuzzügen auf. Als sich kaum noch Erwachsene melden wollten, schickten sie Kinder ins Gefecht, die mit ihren Engelsstimmen die Kampfkraft der heidnischen Krieger zersetzen sollten. Sie verendeten schon auf dem Weg dorthin an Hunger, Durst und Seuchen.

Schließlich kam Innozenz III. auf den genialen Gedanken, Kreuzrittern alle Zinsen für Kredite zu erlassen, die sie bei Juden aufgenommen hatten. Nun drängten sich wieder scharenweise Männer zu den Fahnen. Die Juden hatte der Papst in dieser Sache vorher nicht befragt, und die Macht des Kaisers reichte nicht so weit, sie vor dieser Ausbeutung zu schützen.

Die politischen Ziele der deutschen Herrscher im Mittelalter waren weitgehend irrational. Während ihr junges Reich im Innern aufblühte, verschlissen sie die Kräfte draußen, in Italien und im Orient, in selbstmörderischen Prestigeunternehmungen.

Und indessen geschah in Deutschland zu dieser Zeit einiges: In Frankfurt am Main fand die erste Handelsmesse statt. In Würzburg schlossen sich die Schuhmacher zur ersten Zunft im Reich zusammen. Das Standbild des Bamberger Reiters wurde vollendet. Hanseatische Kaufleute gründeten ein Handelskontor in Nowgorod und machten Wirtschaftsverträge mit dem Großfürsten von Smolensk. Junge Deutsche bildeten in Bologna die erste Studentenverbindung »Natio Teutonia«. Wolfram von Eschenbach schrieb den »Parzival« und Gottfried von Straßburg »Tristan und Isolt«. Das Nibelungenlied entstand, und der Minnesänger Walther von der Vogelweide verfaßte die ersten politischen und zeitkritischen Gedichte der deutschen Literatur.

Weh dir, du deutsches Land! / Wie traurig ist es um dich bestellt! / Jedes Bienenvolk hat seine Ordnung und seine Königin, / du aber siechst dahin, und du zerfällst.

Die ersten sozialkritischen Gedichte in deutscher Sprache schrieb Walthers Zeitgenosse Süßkind von Trimberg. Sein Bild ist in derselben Großen Heidelberger Liederhandschrift erhalten, in der auch Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg und alle anderen berühmten Minnesänger und Spruchdichter verewigt sind. Er fiel dadurch aus dem Rahmen, daß er einen lächerlich hohen Hut trug. Er tat es nicht freiwillig. Die Gesetze zwangen ihn, sich von den anderen zu unterscheiden. Er war Jude.

Die Große Heidelberger Liederhandschrift ist eine Sammlung von Gedichten, die im 12. Jahrhundert in Mittelhochdeutsch verfaßt und

später aufgeschrieben wurden. Und sie ist eine Galerie der geistigen Elite dieser Zeit. Wer in Deutschland Rang und Namen hatte, reihte sich gern in die Schar der Minnesänger und Spruchdichter ein. Die Sammlung enthält nicht nur Werke von Tannhäuser, Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide, sondern auch von Kaiser Heinrich VI., König Wenzel II. von Böhmen, Markgraf Otto mit dem Pfeile von Brandenburg, Herzog Heinrich I. von Anhalt und Herzog Johann I. von Brabant.

Unter den Minnesängern und Spielleuten, die als Gäste in Burgen und auf Schlössern ihre Lieder zur Fiedel, zur Harfe, zur Laute sangen, war auch der Jude Süßkind von Trimberg.

Der Name Süßkind war ein verbreiteter jüdischer Familienname, das »von« eine Herkunftsbezeichnung. Süßkind kam also aus Trimberg an der Fränkischen Saale. Niemand weiß, wann er geboren und wann er gestorben ist. Niemand kennt seine Eltern und seinen Vornamen, niemand Einzelheiten aus seinem Leben. Man weiß nur, daß er eine Frau und zwei Kinder hatte und daß es ihm immer schlechtging. Aus der Heidelberger Liederhandschrift kennt man zwölf Strophen, die er gedichtet hat, und ein Bild von ihm, das erst nach seinem Tode entstanden ist. Er trägt darauf den dichten Bakkenbart der Juden und den spitzen Hut mit Knauf, an dem man die Juden schon von weitem erkennen konnte.

Nach den Beschlüssen des IV. Laterankonzils, das Papst Innozenz III. im Jahre 1215 einberufen hatte, mußten sich Juden durch ihre Kleidung deutlich von Christen abheben: »...damit den Ausschweifungen einer so abscheulichen Vermischung in Zukunft die Ausflucht des Irrtums abgeschnitten werde, bestimmen wir, daß Juden in jedem christlichen Lande und zu jeder Zeit sich durch ihre Kleidung öffentlich von den anderen Leuten unterscheiden sollen!«

Wenn Süßkind von Trimberg sich einer Burg näherte, sah der Türmer also schon von weitem, daß da ein Jude kam.

Seine Gedichte zeigen Weisheit, Güte und tiefe Melancholie. Er wandte sich gegen ein engstirniges Klassendenken und wollte Charakter und Herz des Menschen als einzigen Maßstab anerkennen.

Er glaubte an die Kraft und die Freiheit der Gedanken, die alle Mauern durchdringen und durch die Lüfte fliegen wie Vögel.

Er geißelte die Brutalität der Machtmenschen und trat für soziale Gerechtigkeit ein. Und dann, am Ende seines Dichterle-

bens, als er es nicht mehr ertragen konnte, überall schlechter behandelt zu werden als die anderen Sänger und Spielleute, schrieb er:

Ich alter Tor, / ich bin mit meiner Kunst hausieren gegangen / und habe nichts erreicht. / Ich will Schluß machen, / mir einen langen grauen Bart wachsen lassen / und das alte Judenleben führen. / Lang soll mein Mantel sein / unter dem spitzen Hut / und demütig mein Gang.

Danach hörte niemand mehr etwas von diesem Mann, dem ersten Juden, von dem wir wissen, daß er in deutscher Sprache dichtete.

Ritualmord und Hostienfrevel

Ende des zwölften Jahrhunderts breitete sich über ganz Europa ein Gerücht aus wie eine Seuche: Die Juden, hieß es, schlachten Kinder. Sie zapfen ihnen das Blut ab und bereiten Zaubertränke für irgendwelche düsteren Rituale daraus.

Die Mosaischen Gesetze verfügen, daß jeder, der einen Menschen tötet, mit dem Tode bestraft wird. Sie verbieten einem Juden, Blut zu trinken oder sonst in irgendeiner Form zu sich zu nehmen. Tiere werden geschächtet, das heißt, sie müssen vollkommen ausbluten, bevor der Fleischer sie weiter verarbeiten darf.

Die Blutschuldlegenden waren nichts anderes als ein Produkt finsteren Aberglaubens. Für die christlichen Priester wäre es leicht gewesen, sie zu widerlegen, ihr Wort galt als unanzweifelbare Wahrheit. Aber sie sahen nicht ihre Aufgabe darin, im Glauben der Juden nach Beweisen für die Haltlosigkeit solcher Anschuldigungen zu suchen. So wucherte der Aberglauben ungehindert durch die Jahrhunderte hindurch. Wenn irgendwo ein Kind verschwand, verunglückte, verstümmelt aufgefunden wurde, fragte kein Mensch mehr nach den näheren Umständen der Tat, nach der Person des Täters. Die Antwort stand von vornherein fest: Die Juden hatten das Kind ermordet und ihm das Blut abgezapft, um damit zu zaubern.

Der erste Ritualmord-Prozeß fand 1171 in Blois in Frankreich statt. Der jüdische Arzt Joseph ha-Cohen, der im 16. Jahrhundert in Genua praktizierte und auch Geschichtsforschung betrieb, beschreibt den Vorgang in seinem Werk »Emek ha-Bacha« (»Das Jammertal«). »...eines Abends führte ein Jude in der ersten Dunkelheit sein Pferd an die Tränke. Dort traf er einen Christen, der dem Juden solche Angst einjagte, daß er Hals über Kopf flüchtete. Darüber erschrak das Pferd des Christen so sehr, daß es scheute und nicht mehr trinken wollte. Da lief der Christ zu seinem Herrn und sagte: ›Ich habe eben gesehen, wie ein Jude einen Knaben ins Wasser geworfen hat, den die Juden geschlachtet haben; mein Pferd ist



So stellten sich die Christen einen jüdischen Ritualmord vor (Holzschnitt aus der Schedelschen Weltchronik von 1493)

durchgegangen vor Schrecken und wollte nicht mehr trinken!‹ Der Herr ritt am anderen Morgen zum Grafen und erzählte ihm alles. Da packte den die Wut, und er ließ alle Juden der Stadt in den Kerker werfen, das waren an die vierzig. Er fand aber keine Zeugen für die Untat, und die Meinung machte sich breit, der Pferdeknecht habe gelogen. Da kam ein Mönch und riet dem Grafen: ›Laß den Roßknecht in ein Wasserbecken steigen, geht er unter, hat er gelogen, schwimmt er obenauf, dann ist seine Anklage gegen die Juden bewiesen.‹ Der Graf folgte dem Rat des frommen Mannes. Der Pferdeknecht konnte schwimmen, und das reichte als Beweis. Die ganze Stadt geriet in Aufruhr. Der Graf ließ die Juden fragen, was sie für ihr Leben zahlen wollten. Sie boten ihm alles, was sie besaßen, der Mönch aber beschwor den Grafen, keinesfalls etwas anzunehmen, sondern die Juden abzuurteilen. So wurden sie in ein Haus geführt, das war ganz aus Holz, und an den Wänden waren Holzscheite aufgeschichtet. Man sagte ihnen, sie sollten sich taufen lassen, dann wären sie frei, aber sie wollten ihrem Gott nicht abschwören. So marterte man sie erst, und dann verbrannte man sie...«

Es wurde nie ein totes Kind im Wasser gefunden, und es fehlte auch kein Knabe in der Gegend. Aber das störte keinen Menschen. Die Hysterie wuchs, und sie bekam ständig neue Nahrung. Für Philipp-August, der 1180 mit vierzehn Jahren König von Frankreich wurde und ganz unter dem Einfluß seiner geistlichen Erzieher und Berater stand, waren all diese Schreckensmärchen bewiesene Tatsachen, an denen es nichts zu zweifeln gab.

Der französische Chronist Rigord berichtet: »Oft schon hatte der König erfahren, daß die Pariser Juden alljährlich am Karfreitag in unterirdischen Verliesen zum Hohn des Christenglaubens einen Christen schlachteten und opferten. Und da der fromme König Philipp bei seinen Ermittlungen von klugen Männern immer neue Untaten der Juden nachgewiesen bekam, ließ er, vom Eifer für Gott beseelt, am 16. Februar 1181, einem Sabbattag, alle Juden Frankreichs in ihren Synagogen festsetzen und ihnen alles nehmen, was sie an Gold und Silber und kostbaren Gewändern besaßen...«

Die Juden, die den Terror überlebten, waren jetzt arm, und nun, da sie nichts mehr hatten, sah der König auch keinen Grund mehr, sie länger in seinem Lande zu dulden. Im Jahre 1182 vertrieb er sie aus Frankreich. Um diese Maßnahme in seinem Sinne rechtlich

Sterneberch.



Vā den bosen ioden volget hyr eyn gheschicht
Dar to vā den suluē eyn merklik ghedycht

Die Juden von Sternberg durchstechen eine Hostie (Holzschnitt von 1492 aus Lübeck)

abzusichern, erklärte er, Gott der Herr habe ihm in einer Offenbarung befohlen, so zu verfahren.

In den folgenden Jahrzehnten bildeten sich in den wichtigsten französischen Hafenstädten und auch in Paris neue jüdische Gemeinden. Sobald sie zu einiger Blüte gelangt waren, ließen Philipp-Augusts Nachfolger sie auslöschen. 1306 verfügte Philipp der Schöne eine totale Enteignung und Ausweisung aller französischen Juden, und 1394 Karl VI., und der ließ seine Befehle so konsequent durchführen, daß bis zur Französischen Revolution, also rund vierhundert Jahre lang, in Frankreich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, keine Juden mehr lebten.

Frankreich war das erste Land, das sich radikal aller Juden entledigte, England folgte. Dort begannen die Judenverfolgungen am 3. September 1189, dem Tag, an dem Richard Löwenherz zum König gekrönt wurde. Die Juden Londons zogen mit reichen Geschenken zur Abtei von Westminster, um dem König nach seiner Krönung auf den Stufen der Kathedrale ihre Gaben zu überreichen. Der Erzbischof von Canterbury aber ließ sie vor der Krönungskirche auseinandertreiben.

Das Volk, das sich in dichten Scharen um das Portal der Kathedrale drängte, um sich das Schauspiel nicht entgehen zu lassen, witterte eine Möglichkeit, Beute zu machen, fiel über die Juden her, raubte sie aus und schlug viele von ihnen tot. Um die Spuren zu verwischen, steckten die Plünderer die Häuser der Juden in Brand, bis das ganze Viertel, in dem sie gewohnt hatten, in Flammen stand.

Die Menschen in den anderen englischen Städten hörten, was in London geschehen war, sie brachen ihrerseits in die Häuser der Juden ein, plünderten sie aus und machten die Bewohner nieder. Diese Massaker wiederholten sich in den nächsten Jahren. Die letzten Juden wurden 1290 aus England vertrieben, und sie blieben 366 Jahre lang von der Insel verbannt, bis der Lordprotektor Oliver

Großes Siegel des englischen Königs Richard Löwenherz, nach dessen Krönung die Vertreibung der Juden aus England begann



Cromwell sie 1656 wieder ins Land holte, um die vom Bürgerkrieg ausgezehrte Volkswirtschaft zu beleben. Aber die ganze Zeit hindurch und noch lange danach wurde in England die Geschichte des kleinen Hugo von Lincoln verbreitet, eines Knaben, den die Juden am 27. August 1255 geschächtet haben sollten und der angeblich auch mit durchschnittener Kehle immer noch Loblieder auf die heilige Gottesmutter gesungen hatte, bis die Juden ihn lebendig begruben. Der Dichter Geoffrey Chaucer (um 1340 bis 1400) hat in wohlklingenden Versen diese Schauergeschichte der Nachwelt überliefert.

In Deutschland ereignete sich der erste Fall einer Ritualmordbeschuldigung zu Weihnachten 1235. In Fulda brannte am Heiligen Abend eine Mühle ab. Zwei kleine Kinder kamen dabei ums Leben, während die Eltern in der Kirche waren. Kein Mensch in der Stadt kam auf den Gedanken, daß die Kinder vielleicht mit Feuer gespielt hatten. Alle konnten sich das Unglück nur so erklären, daß, während die Erwachsenen in der Kirche waren, die Fuldaer Juden die günstige Gelegenheit benutzt hatten, das Blut der Kinder für eine geheimnisvolle Medizin zu gewinnen. Die aufgebrachten Bürger erschlugen erst einmal auf Anhieb 32 Juden, dann schickten sie die Leichen der Kinder nach Hagenau im Elsaß, wo Kaiser Friedrich II. gerade hofhielt.

Friedrich hatte einen Kreuzzug siegreich abgeschlossen, war in Jerusalem eingezogen, hatte sich selber zum König von Jerusalem gekrönt, war dann nach Italien zurückgekehrt, dem südlichen Teil seines Heiligen Römischen Reiches, hatte dort verschiedene lokale Aufstände niedergeworfen und sogar das Heer des Papstes besiegt. Jetzt residierte er in seiner geliebten Freien Reichsstadt Hagenau, mitten im Elsaß, im Herzen des Reiches, und konzipierte die politische Neuordnung seines gewaltigen Machtbereichs, und da schickten ihm die Fuldaer zwei notdürftig konservierte Kinderleichen und verlangten von ihm, daß er einen vagen Tatverdacht zum Anlaß nähme zu einer grundsätzlichen Verurteilung der Juden.

Das erste, was er sagte, war: »Die Kinder sind tot. Begrabt sie also!« Aber damit begnügte er sich nicht. Entschlossen, den gefährlichen Aberglauben mit den Mitteln der Vernunft zu bekämpfen, ordnete er eine sorgfältige Untersuchung des Falles an.

Theologen und Juristen erstellten ein Gutachten, aus dem klar hervorging, daß gläubigen Juden der Umgang mit Blut streng verboten



Erzengel Michael führt die Schar der Sünder in die Hölle, an der Spitze die Juden. Jahrhundertelang förderte die Kirche die Verfolgung der Andersgläubigen (Buchmalerei aus einem Augsburger Psalter des 13. Jahrhunderts)

ist, erst recht der Genuß von Menschenblut. Das Gutachten endete mit der Erkenntnis: »Gegen diesen Vorwurf spricht seine Scheußlichkeit, seine Widernatürlichkeit angesichts des ganz natürlichen Empfindens, das die Juden auch den Christen entgegenbringen.«

Kaiser Friedrich ging so weit, daß er grundsätzlich alle deutschen Juden von der Beschuldigung des Ritualmordes freisprach, weil dergleichen ihren religiösen Gesetzen widersprochen hätte.

In diesem Jahre 1235 verkündete Kaiser Friedrich II. den Reichslandfrieden, das erste Gesetz, das nicht nur in lateinischer, sondern auch in deutscher Sprache abgefaßt war. Er ordnete auch die Stellung der Juden im Reich neu. Sie waren jetzt sogenannte »Kammerknechte« des Kaisers (servi camerae nostrae), das heißt, sie standen unter seinem persönlichen Schutz und waren ihm zu bestimmten Abgaben und Leistungen verpflichtet. Er war jederzeit berechtigt, diese Leistungen an die weltlichen und geistlichen Landesfürsten des Reiches zu verpfänden oder zu verkaufen.

Die beiden großen Gesetzeswerke des 13. Jahrhunderts, der »Sachsenspiegel« und der »Schwabenspiegel«, beurteilten die rechtliche Stellung der Juden unterschiedlich. Der norddeutsche Verfasser des Sachsenspiegels, Eike von Repgow, nannte die Juden zwar schutzbedürftig, folgerte daraus aber nicht, daß sie auch unfrei seien, das widerspräche dem göttlichen Recht, da alle Menschen gleichermaßen als Gottes Ebenbild geschaffen seien.

Der süddeutsche Schwabenspiegel, von einem Geistlichen verfaßt, empfand dagegen die Unfreiheit der Juden als selbstverständlich und konnte auch an zahlreichen diskriminierenden Sonderbestimmungen gegen sie nichts Anstößiges entdecken.

Von diesen Sonderbestimmungen gab es viele. So durften Juden in der Karwoche nicht auf die Straße gehen und ihr Gesicht auch nicht am Fenster zeigen. Sie waren gezwungen, eine Tracht zu tragen, die sie deutlich von allen Christen unterschied. In jeder Diözese wurden besondere Ausführungsbestimmungen erlassen, die bis ins Detail gingen und die Länge der Ärmel, die Form der Kragen und die Fassung der Kleidersäume betrafen. Allgemein war es für Männer Vorschrift, einen hohen gelben Hut zu tragen, dessen Spitze hornartig gekrümmt oder mit einem Knauf versehen sein mußte. Juden durften keine christlichen Gasthäuser und Schenken betreten. Christen durften nicht mit Juden

zusammen essen, baden oder gar tanzen.
In der polnischen Erzdiözese Gnesen galten die härtesten Bestimmungen. Da war es den Juden auch verboten, mit Christen Haus an Haus zu wohnen. Sie mußten eigene, von den Städten und Dörfern scharf getrennte, Siedlungen bauen und sie durch Gräben oder Bretterzäune gegen die Viertel der Christen abgrenzen. Hier entstanden die ersten Gettos.
Auch die wirtschaftlichen Bedingungen, unter denen die europäischen Juden zu leben hatten, verschlechterten sich im 13. und 14. Jahrhundert ständig. Die Handwerker-Zünfte nahmen keine Juden mehr auf. Folglich durften die jüdischen Meister auch keine Lehrlinge annehmen, und ihre Betriebe gingen an Nachwuchsmangel ein. Ebenso verfuhren die Kaufmannsgilden, so daß jüdische Kaufleute keine christlichen Geschäftspartner mehr fanden und sich auf Gebrauchtwarenhandel verlegen mußten. Dann durften die Juden keinen Grund mehr erwerben und konnten also auch nicht mehr Bauern und Winzer sein. So blieben ihnen am Ende nur Berufe, die außerhalb der streng gegliederten Gesellschaftsordnung standen: Hausiererei und Geldverleih. Der kleine Mann hausierte, weil er kein Geld zu verleihen hatte, der Besitzende gab Kredite und lebte davon.
Bisher waren Geldgeschäfte Sache der Klöster gewesen, da aber das Risiko im Mittelalter groß war und die Zinsen entsprechend hoch sein mußten, hatte es immer wieder Konflikte mit dem christlichen Sittenkodex gegeben, der es grundsätzlich verbot, mit Geldausleihen Gewinne zu machen. So schob man diesen ganzen anrüchigen Geschäftsbereich den Juden zu, die einerseits die Fähigkeit hatten, auch in verzweifelten Lagen immer noch Geld aufzutreiben, die man andererseits damit in den Ruf bringen konnte, Halsabschneider zu sein.
Die soziale Situation der Juden sah jetzt so aus: Der Kaiser finanzierte seinen Etat zu einem erheblichen Teil aus den Abgaben, die sie ihm als seine Kammerknechte zu entrichten hatten. Fürsten, Bischöfe und Äbte, Kaufleute und Großgrundbesitzer machten mit ihnen Geldgeschäfte. Die niedere Geistlichkeit wetterte gegen die Juden und nannte sie »Wucherer«. Bauern und Kleinbürger versetzten Pfänder bei ihnen, um dringende Anschaffungen machen oder Steuern und alle möglichen anderen Abgaben zahlen zu können. So gerieten sie immer tiefer in Abhängigkeit von den Geldverleihern, und da das Juden waren, sahen sie



Die Juden schmoren im Kessel über dem Höllenfeuer (Holzschnitt um 1175)

in den Juden die Wurzeln allen Übels. Der einfache Mensch, der durchweg Analphabet war und alles, was er überhaupt wußte, ausschließlich von seinem Pfarrer vermittelt bekam, speicherte dumpfen Haß gegen diese Juden in sich auf, von denen ihm immer wieder gesagt wurde, sie hätten den Herrn Jesus Christus ans Kreuz geschlagen und seien deswegen für alle Zeiten verdammt. Es war so leicht, Emotionen zu wecken. Sobald sie auch nur die geringste Legitimation von ihrer weltlichen oder geistlichen Obrigkeit bekamen, fielen die Leute über die Juden her und plünderten sie aus, um sich schadlos zu halten. Einen Gläubiger samt seinen Erben zu erschlagen war immer noch die billigste Möglichkeit, die Schulden loszuwerden, und der Obrigkeit war es oft gar nicht unangenehm, den Groll über Mißwirtschaft und Ausbeutung auf die Juden ableiten zu können.

Die Gründe zu den Judenverfolgungen durch die Jahrhunderte hindurch waren oft wirtschaftlicher Natur. Es mußte immer nur ein Anlaß gefunden werden.

Am 30. April 1287 stieß ein Bauer zwischen Oberwesel und Bacharach am Rhein beim Pflügen auf den Leichnam eines Jungen, der am Rande des Ackers in einem Dornengebüsch lag und offensichtlich erstochen worden war. Die näheren Umstände der Tat wurden nie untersucht. Der Bauer holte seine Nachbarn herbei, und die zweifelten nicht, daß nur die Juden die Tat begangen haben konnten. Es fand sich auch eine Magd, die bei einer jüdischen Familie in Diensten stand, was hin und wieder, entgegen dem grundsätzlichen Verbot, vorkam. Sie erklärte, sie habe durch einen Mauerspalt beobachtet, wie ihr Dienstherr und seine jüdischen Freunde den Jungen in einem Kellergewölbe geschlachtet und ihm das Blut abgezapft hätten. Über die Glaubwürdigkeit der Magd wurden nie Ermittlungen angestellt.

Die zeitgenössische Chronik »Gesta Treverorum« berichtet über diesen nie geklärten Mordfall, als gäbe es überhaupt keine Zweifel über den Vorgang: »Als im Jahre des Herrn 1287 ein armer christlicher Junge namens Werner in der Stadt Oberwesel aus dem Keller eines Juden einen Korb hochtrug, wurde er von den ungläubigen Juden, diesen Feinden des christlichen Glaubens, nach vorgefaßtem Plan überfallen. Sie fügten dem unschuldigen Knaben viele Verletzungen zu, zerfleischten seine Glieder und töteten ihn grausam. Den ausgebluteten Leichnam verbargen sie ziemlich weit vom Dorf entfernt im dornigen Gebüsch.

Gott aber verwahrte den Leib seines Märtyrers unversehrt von wilden Tieren und Vögeln... Da ergriff Wut die Menschen weit und breit, und sie machten sich über die Juden in der Gegend her. Welche erwürgten sie, andere verbrannten sie in ihren Häusern samt Frauen und Kindern. Sie erschlugen sie und ersäuften sie. Nur wenigen gelang es, sich auf die Burgen der Ritter zu flüchten. Die Leiche des verehrungswürdigen Märtyrers brachten die Leute nach Bacharach. Dort errichteten sie ihm zu Ehren eine herrliche Kapelle. Aus nah und fern pilgerten die Menschen zu seinem Grab, um dort die Vergebung ihrer Sünden zu erlangen...«

Jahrhundertelang beschäftigte Werner von Bacharach die Phantasie der Menschen. Lieder und Gedichte entstanden, immer wildere Ranken sprossen aus dieser traurigen Geschichte, in der ein ungeklärter Kindermord mit der Ausrottung einer schuld- und wehrlosen Minderheit gesühnt werden sollte. Heinrich Heine diente der Stoff zum Vorwurf für sein 1840 veröffentlichtes Romanfragment »Der Rabbi von Bacharach«.

Bis in unsere Tage wurde Werner von Bacharach als Heiliger verehrt. Wenn er nicht formell kanonisiert wurde, so lag es nicht etwa daran, daß für diese obskure Geschichte keinerlei Beweismaterial vorlag, sondern daran, daß das unglückliche Mordopfer eine entscheidende Bedingung nicht erfüllte: Wie der Dominikaner-Pater Kalteisen in seinem sorgfältigen Gutachten 1428 feststellte, habe es Werner von Bacharach an der für die allerhöchste Anerkennung unbedingt erforderlichen Gottesliebe gefehlt; wenn er die nämlich besessen hätte, dann hätte er lieber Not und Hunger gelitten, als bei einem Juden in Lohn und Brot zu gehen. Und wenn er das Judenhaus nicht betreten hätte, dann wäre er auch nicht einem Ritualmord zum Opfer gefallen. Werner war selber schuld, konnte also nicht als Märtyrer anerkannt werden.

Das Volk aber ließ sich den inoffiziellen Helden nicht nehmen, pilgerte jahrhundertelang zur Werner-Kapelle in Oberwesel und betete dort vor dem Werner-Relief, das die Legende des Ritualmordes für alle Zeiten am Leben halten sollte.

Immer mehr Stimmen erhoben sich, daß solche Denkmäler des Aberglaubens und der Dummheit, die das Verhältnis zwischen Christen und Juden vergifteten, verschwinden sollten. Vergeblich.

Noch nach dem Zweiten Weltkrieg hat der deutsche Jude Israel David Goldberg von Montevideo aus ei-

nen langen, mühseligen Briefwechsel mit allen Instanzen der Katholischen Kirche geführt, bis zum Erzbischof in Trier und sogar bis hinauf zum Heiligen Vater in Rom. Er wurde vertröstet oder zuständigkeitshalber an andere Stellen verwiesen. Aber er bekam Unterstützung von protestantischen Christen und auch von jungen Katholiken. Endlich 1968 wurde das Werner-Relief unauffällig entfernt, wie noch manche andere antisemitische Denkmale in den katholischen Kirchen Deutschlands und Österreichs.

Eine ähnliche Wirkung wie die Ritualmord- oder Blutschuldlegende hatte das böse Märchen vom Hostienfrevel auf die abergläubische und ungebildete Menge, für die es keine Schulen gab, keine Möglichkeit, sich zu informieren, keine Voraussetzungen, sich ein eigenes Urteil bilden zu können.

Die Hostie ist eine Oblate, ein flaches Gebäck aus Mehl und Wasser. Sie bekommt ihre Bedeutung dadurch, daß sie den Leib des Herrn Jesus Christus symbolisiert oder – das ist in den einzelnen Bekenntnissen verschieden – durch die vom Priester gesprochenen Wandlungsworte zum Leibe Christi wird. Da nach der Überzeugung des mittelalterlichen Menschen die Juden Jesus gekreuzigt hatten, ließ sich leicht der Aberglaube nähren, sie würden diesen Akt der Hinrichtung ständig symbolhaft an der Hostie wiederholen.

Der Vorwurf des Hostienfrevels wurde erstmals in Frankreich erhoben. Im »Chronicon« des Johannes de Tilrode von 1290 heißt es: »...in Paris kaufte ein Jude von einer christlichen Magd eine geweihte Hostie. Die legte er vor seinen Glaubensgenossen auf den Tisch und durchstach sie mit einem Messer. Darauf strömte Blut aus ihr heraus...«

Diese Geschichte machte in zahlreichen Varianten ihre Runde durch Europa, wie damals Geschichten ihre Runde machten: Die Schäfer brachten sie über die Felder, die Fischer über den See, die Schiffer stromauf und stromab, die Fuhrleute von Stadt zu Stadt, Spielleute und Wanderprediger von Land zu Land. Was die Menschen interessierte, kam weit herum, und solche Sachen wie Ritualmordlegenden und Hostienfrevelmärchen interessierten die Menschen.

Es war wie eine ansteckende Krankheit, die immer wieder überraschend woanders aufflammt: Die Juden, hieß es, hätten den Leib des Herrn ständig neu in Gestalt der Hostie zu peinigen versucht.

Die fraglichen Hostien wurden überall den Leuten bereitwillig ge-

zeigt, aber wenn ein nachdenklicher Mensch sie sich etwas näher ansah, fand er bald heraus, daß einigen die Blutflecken künstlich aufgesetzt waren, bei anderen handelte es sich um Ablagerungen eines rötlichen Schimmelpilzes. In Pulkau in Österreich wurde eine Hostie gezeigt, deren Blut nicht trocknete. Dieses Meisterwerk eines geistlichen Illusionisten lockte Gläubige von weither an. Der Pfarrer von Klosterneuburg bei Wien wollte auch sein Wunder haben, aber eine bischöfliche Untersuchungskommission ertappte ihn bei seiner Fälschung.

Papst Innozenz III. warnte mehrfach davor, gar zu leichtfertig alle Hostienlegenden hinzunehmen, es gab auch Geistliche, die in diesem Sinne predigten, dennoch war der Aberglaube nicht auszurotten. Am 30. September 1337 fiel ihm die ganze Juden-Gemeinde von Deggendorf an der Donau zum Opfer. Die Chronik meldet lakonisch: »... in diesem Jahre wurde der Leib des Herrn, den die Juden gemartert hatten, in Deggendorf gefunden, und sie wurden deswegen verbrannt...«

Den Besitz der Toten konfiszierte der Rat der Stadt und verwandte ihn unter anderem dazu, die Kirche zum Heiligen Grab zu bauen, in der dann die Hostie als Reliquie ausgestellt wurde, zum Andenken an die Ausrottung der Deggendorfer Juden.

Im Laufe der Jahrhunderte wurde die Kirche immer prächtiger ausgestattet und 1711 mit einer Galerie von sechzehn farbenfrohen Gemälden verziert, auf denen ein Künstler namens Müller die ganze Geschichte des Deggendorfer Hostienfrevels und anschließenden Judenmassakers detailliert darstellte. Gläubige von weither pilgerten zur Grabkirche, um dort zu beten und sich mit frommem Schauder der Betrachtung der Bilder hinzugeben. 1966 entschloß sich die örtliche Geistlichkeit, dem Drängen gläubiger Christen und Juden nachzugeben und verhängte die Gemälde mit braunen Tüchern. Erst 1968 verschwanden die antisemitischen Horrorbilder endgültig aus der Kirche.

Überall vergiftete die Mär vom Hostienfrevel die Gemüter. In Beelitz in der Mark Brandenburg verbrannten die Bürger ihre Juden deswegen, in Franken, in Schlesien, in Österreich, und noch 1510 wurden in Berlin 26 Juden unter der Anklage der Hostienschändung auf den Scheiterhaufen geschleppt. In Ehingen in Württemberg stahl eine Frau, die als heilkundig galt, aus der Kirche ein paar Hostien, um einen wundertätigen Trank daraus zu bereiten. Als sie dabei ertappt wurde, gab sie an,



Papst Innozenz III. warnte davor, die Juden leichtfertig des Hostienfrevels zu beschuldigen (Fresko in St. Peter zu Rom)

die Juden hätten sie dazu angestiftet. Da holten die Ehinger alle ihre Juden aus den Häusern und richteten achtzig von ihnen hin.

In Röttingen in Franken löste die Nachricht von einer angeblichen Hostienschändung bei einem Edelmann namens Rindfleisch einen solchen Haßausbruch aus, daß er eine Schar von Fanatikern um sich sammelte und mit ihnen zusammen zuerst die gesamte Judengemeinde von Röttingen ausrottete und dann landauf, landab alle Städte und Dörfer nach Juden durchkämmte und in einem Blutrausch alles niedermachte, was ihm begegnete, Männer, Frauen, Kinder.

Von Mai bis September 1298 tilgte Rindfleisch mit seinen Gesellen 146 deutsche Judengemeinden vollständig aus. In Würzburg ermordeten sie mehr als 1000 Juden, in Nürnberg 618, die namentlich bekannt sind, in Rothenburg ob der Tauber an die 500. Viele Juden stürzten sich mit ihren Familien, die Kinder an der Hand, die Säuglinge auf dem Arm, in die Flammen.

Ein anderer antijudaischer Fanatiker, ein lothringischer Ritter, der sich König Armleder nannte, da er ständig, um sich die Finger nicht schmutzig zu machen, Handschuhe mit hohen Lederstulpen trug, zog mit einer Horde von Spießgesellen im Sommer 1338 plündernd und mordend durchs Elsaß, durchs Rheintal, durch Franken und Bayern. Wohin er kam, predigte er, Gott habe ihm befohlen, alle Juden auszurotten, und er fand immer neue Gefolgsleute, bis es 5000 Mann waren.

In allen Städten, durch die sie kamen, erschlugen sie die Juden und machten reiche Beute, bis einer nach dem anderen umkehrte, weil er nicht mehr schleppen konnte. So wurde der Haufen immer kleiner. Im August 1339 endlich rieb ihn ein königliches Heer auf. König Ludwig der Bayer glaubte nicht an Armleders göttlichen Auftrag und ließ ihn köpfen.

Der hemmungslose Judenhaß, den weder gesunder Menschenver-



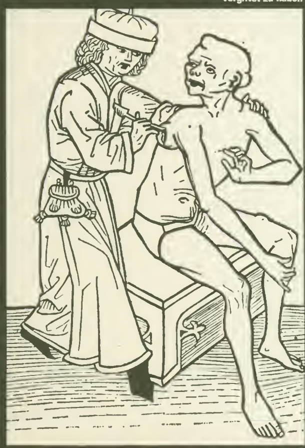
König Ludwig der Bayer legte den mordenden Armleder-Banden das Handwerk und ließ den Anführer köpfen (Grabplatte Ludwigs)

stand noch christliche Nächstenliebe lindern konnte, führte zwangsläufig dazu, daß die wenigen, die diese Massaker überlebten, sich gegen ihre christliche Umgebung immer mehr abschlossen. Der Weg zum gegenseitigen Verständnis war für lange Zeit verschüttet, die Flucht nach innen eine natürliche Reaktion. Das Leben in Familie und Gemeinde, das Studium von Thora und Talmud wurden zum wesentlichen Inhalt des Lebens, das man ohnehin nur mühsam und in ständiger Gefahr fristen konnte. In dieser Zeit entstand der Typ des frommen Aschkenasen, des nach innen gekehrten, strenggläubigen deutschen Juden, der immer bereit war, jedes Martyrium auf sich zu nehmen.

Es entstand auch eine besondere Sprache, das Jiddisch, jene bis heute noch erhaltene Variante des Mittelhochdeutschen, angereichert mit hebräischen Worten, in die erst später auch slawische Elemente einflossen, ein deutsches Idiom, mit hebräischen Lettern geschrieben.

Um 1380 schrieb ein deutscher Jude auf jiddisch das Gudrun-Lied ab, eine jener Verserzählungen, die von fahrenden Sängern verbreitet und kaum einmal aufgeschrieben wurden, da nur wenige Menschen lesen und schreiben konnten und die Druckkunst noch nicht erfunden war. Diese Abschrift des Gudrun-Liedes, von der nur ein Teil erhalten ist, wurde im neunzehnten Jahrhundert in einer Kairoer Synagoge wiederentdeckt.

Fünf Jahre – von 1348 bis 1352 – wütete die Pest in Europa und raffte jeden dritten Menschen dahin. Ärzte schnitten den Kranken die Beulen auf, um Linderung zu schaffen. Helfen konnten sie nicht. Die Juden wurden verdächtigt, die Brunnen vergiftet zu haben



Strafe Gottes oder Hexerei

Als im Sommer 1348 die Pest an den Rhein kam, gab es dort in den alten Städten Mainz, Worms und Speyer immer noch die größten jüdischen Gemeinden und die wichtigsten geistigen Zentren des Judentums in Deutschland.
Die Seuche kam nicht wie aus heiterem Himmel, sie schickte ihre Boten vorweg. Handwerksburschen, fahrende Scholaren und Gaukler brachten die ersten Nachrichten mit, daß der Schwarze Tod in Italien und Frankreich schon in mancher Stadt wütete. Sie erzählten in den Schenken davon, und die Angst breitete sich aus in den Städten. Und dann war der Schwarze Tod auf einmal da: Ein Mann taumelte durch die Straßen, hielt sich den Kopf, lallte unverständliche Worte, sank plötzlich in sich zusammen, übergab sich, brach Blut und blieb, von Fieber geschüttelt, in der Gosse liegen.
Andere kamen gar nicht erst aus ihren Häusern heraus, sondern dämmerten in tiefer Bewußtlosigkeit dahin. Aus ihren Leistenbeugen und unter den Achseln quollen Geschwülste, groß wie Gänseeier, platzten auf und ergossen Blut und Eiter ins Stroh, in dem die ganze Familie schlief. Einige quälten sich tagelang, bis sie starben. Manche fielen plötzlich tot in sich zusammen.
Alle paar Tage kamen Männer in langen Mänteln mit schmalen Augenschlitzen in den Kapuzen, verbrannten Wacholder, beteten, warfen die Toten schichtweise auf einen Karren und schafften sie zum Friedhof.
Die Menschen waren dem Schwarzen Tod hilflos ausgeliefert. Sie sahen nur die Symptome. Die schwarzverfärbten Leichen. Der Erreger der Pest wurde erst 1894 entdeckt. Der mittelalterliche Arzt konnte nicht wissen, daß Flöhe ihn übertrugen. Flöhe gehörten zum täglichen Leben, ebenso wie die Ratten, die in ihrem Fell die Flöhe aus Asien eingeschleppt hatten.
Da weder Ärzte noch Priester das schauerliche Phänomen erklären konnten, griff man auf alte Deutungen zurück: Entweder war es eine Strafe Gottes oder Hexerei, oder Bösewichter hatten die Brunnen vergiftet. In jedem Fall machte

man die Juden haftbar. Denn: Wer den Herrn Jesus Christus ans Kreuz geschlagen hat, schreckt auch nicht davor zurück, Brunnen zu vergiften, zu hexen oder Gottes Strafe zu provozieren.

Die Dummen spannten die Fäden der Verdächtigung, aber die Klugen zerschnitten sie nicht, sondern verwoben sie eifrig. Die Kirche besaß das Bildungsmonopol, Geistliche verwalteten das gesamte Wissen der christlichen Welt. Sicher erkannten viele unter ihnen, wie unsinnig diese Verdächtigungen gegen die Juden waren, da doch Juden ebenso von der Seuche hingerafft wurden wie Christen. Aber kaum einer machte den Versuch, die Juden zu schützen. Alle nutzten gern die Möglichkeit, die Verzweiflung der unwissenden Menge in Haß gegen die Minderheit der Andersgläubigen umzumünzen, die sich durch ihre geheimnisvollen Riten so verdächtig machte.

Auch an der Pest gab man den Juden die Schuld. Man flocht sie auf Räder und folterte sie mit brennenden Scheiten, um ein Geständnis aus ihnen zu pressen (Holzschnitt von 1475)



Die Juristen standen den Theologen und Medizinern nicht nach: In Chillon in Savoyen, das damals noch ein Teil des Deutschen Reiches war, ließen sie einen Juden namens Belavingus so lange foltern, bis er vor Gericht ein Geständnis ablegte, er habe sich mit mehreren Glaubensgenossen verschworen, die Pest über ganz Europa auszubreiten. Zu diesem Zweck hätten sie einen Absud von Spinnen, Fröschen, Christenherzen und geweihten Hostien in großer Menge bereitet und an alle Juden verteilt. Die hätten dann damit in weitem Umkreis die Brunnen vergiftet. Daraufhin wurden alle Juden von Chillon hingerichtet. Die Pest aber suchte sich weiter ihre Opfer.

Der Chronist Joseph ha-Cohen berichtet: »Auch in Deutschland beschuldigten sie die Juden mit den Worten: Sie haben Gift in die Brunnen geworfen! Und sie züchtigten sie mit Ruten und Dornen, und sie verbrannten sie alsdann...«

Die Bürger von Zürich, Basel und Schaffhausen zogen als erste die Konsequenzen aus dem Verdacht: Sie verbrannten alle ihre Juden in einem »reinigenden Feuer«. Die Straßburger folgten ihnen. Sie errichteten auf dem Judenfriedhof ein Holzgerüst, trieben alle Juden der Stadt hinauf und nagelten sie ein. Dann setzten sie das Gerüst mit Fackeln in Brand. Sie brauchten ein großes Gerüst und viel Holz. Es lebten nämlich 2000 Juden in der Stadt, und alle sollten verbrannt werden.

Sie wurden alle verbrannt, zweitausend Straßburger Juden am 14. Februar, dem Valentinstag des Jahres 1349. Als der Qualm sich verzogen hatte, plünderten die Straßburger die Häuser der Juden, holten alles heraus, was herauszuholen war, und nahmen vor allem die Schuldscheine an sich. Aber die Rechnung ging nicht auf, denn der Rat der Stadt verlangte nicht nur seinen Anteil an der Beute, er forderte auch alle Schuldscheine, die die Plünderer in den Häusern der Juden an sich genommen hatten, so daß er von nun an der Gläubiger seiner Bürger war.

Die Freiburger legten Wert darauf, daß die Sache rechtlich abgesichert war, und folterten die Juden so lange, bis sie gestanden, sie hätten die Brunnen der Stadt vergiftet. Dann erst verbrannten sie sie.



Der Barfüßer-Mönch Berthold Schwarz erfand das Schießpulver und konstruierte Feuerwaffen

Die Thüringer Juden hatten sich nach Erfurt geflüchtet, dreitausend im ganzen. Der Rat der Stadt wollte sie beschützen, aber die Kleinbürger forderten ihren Tod. Da sie die Mehrheit hatten, setzten sie sich durch.

Auch die Kölner Ratsherren versuchten vergebens, ihre Juden gegen die erregten Massen zu schützen, die von ihren Geistlichen scharfgemacht wurden, und konnten am Ende die große Metzelei doch nicht verhindern. Die Beute, die die Plünderer aus den Häusern der erschlagenen Juden schleppten, mußten sie sich mit dem Erzbischof teilen.

In Worms stellten sich die zwölf



Gemeindeältesten mit dem Schwert in der Hand schützend vor die Juden, aber sie konnten sich auf die Dauer nicht gegen die Übermacht der Bürger behaupten und wurden einer nach dem anderen mit der Gemeinde zusammen erschlagen. Ihre Gräber sind erhalten.

In vielen Städten steckten die Juden ihre Häuser selber an und verbrannten sich und ihre Familien, nur die 6000 Mainzer Juden – Mainz war die größte Gemeinde im Reich – verschafften sich Waffen und verteidigten sich so lange wie möglich gegen die plündernde Menge. Als ihre Lage hoffnungslos wurde, legten sie Feuer und starben mit Frauen und Kindern in den Flammen.

In diesem Inferno zogen Flagel-



Das Volk konnte weder lesen noch schreiben. Bildung war das Privileg einiger weniger. In den Hohen Schulen traf sich Jung und Alt aus vornehmen Kreisen zu den Vorlesungen der Gelehrten (Buchmalerei aus der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts)

lanten durch die Gassen und peitschten sich blutig. Andere Gläubige sangen Choräle, bis sie nur noch krächzen konnten, oder läuteten Tag und Nacht die Glokken, um den Herrn im Himmel auf die Gebete aufmerksam zu machen, die ohne Unterlaß in jedem Haus gesprochen wurden. Wieder andere verkauften Holzschnitte mit den Bildern von Heiligen, die den Schwarzen Tod bannen konnten: Sebastian, Rochus, Antonius der Einsiedler – durchdrungen von der Hoffnung, Gottes Zorn zu besänftigen. Aber Gottes Zorn gehorchte eigenen Gesetzen.

Als endlich im Jahre 1351 die Pest abklang, waren 210 jüdische Gemeinden in Deutschland vernichtet, die Menschen erschlagen, die Synagogen verwüstet, die heiligen Thorarollen verbrannt, die Grabsteine umgestürzt, die Gräber erbrochen auf der Suche nach verborgenen Schätzen.

Das geschah nicht etwa in einer Zeit barbarischer Kulturlosigkeit. Das geschah, als in Prag die erste deutsche Universität gegründet wurde, die Domkirche in Königsberg vollendet, die Lateinschule in Celle eröffnet und das Hansische Handelskontor in Bergen/Norwegen errichtet wurde. Die Glashütte in Bischofsgrün im Fichtelgebirge stellte kunstvoll verzierte Pokale her. Der Barfüßer-Mönch Berthold Schwarz entwickelte raffinierte Feuerwaffen und die Lüneburger Zimmerleute einen ge-

nial konstruierten Drehkran. Die Breslauer Gürtlergesellen veranstalteten, um ihre Lohnforderungen durchzusetzen, den ersten organisierten Streik der Geschichte und die Kölner den ersten Karnevalsumzug.

Um zu verhindern, daß jemals wieder die Pest ins Land kam, verkündeten die meisten deutschen Städte ihren Beschluß, auf ewige Zeiten keinen Juden mehr in ihren Mauern zu dulden, einige begrenzten dieses Verbot auf 200, einige auf 100 Jahre.

Die Verhältnisse waren überall verschieden, wie die Menschen verschieden waren, die in ihnen die Macht hatten. Die Nürnberger etwa hatten 570 Juden verbrannt, obgleich die Pest die Stadt verschont hatte. In Wien und Regensburg dagegen hatte niemand den Juden etwas getan, obgleich dort mehrere Menschen an der Pest gestorben waren. So kam es, daß viele Juden in diese Städte flüchteten, in denen sie nicht verfolgt wurden. Viele aber verbargen sich lange in den Wäldern, in Berghöhlen, im Schilf der Flüsse.

Aus dieser Zeit der schlimmsten Verfolgung, der viele tausend Juden in ganz Deutschland zum Opfer fielen, während sich die Kreuzfahrer des Pierre de Amiens im Jahre 1096 auf die Städte an Rhein und Donau beschränkt hatten, sind mehrere Klagelieder der deutschen Juden erhalten geblieben, so auch dieses des Rabbi Meir:

Seufzen, Wimmern, / Jammerklagen! / Schwerter klirren, / Die mein armes Volk erschlagen, / Daß die Mörder / Noch zu höhnen wagen, / Die Entsetzten, Müdegehetzten / Aus dem Lande jagen! / Felsenriffe / Bluten, wo wir sterbend lagen – / Kannst du, Herr! kannst du's ertragen?

Fett von Schwindlern / Hören wir uns schelten, / Als Verruchte, als Verfluchte / Läßt man uns nur gelten; / Unter Schauern kauern / Wir in Höhlen – Todeszelten, / Wo die Leiber unserer Weiber, / Unsrer Kleinen sie zerschellten, / So verachtet, hingeschlachtet, / Muß ich, muß verzagen – / Kannst du, Herr! kannst du's ertragen?

Feinde pflanzen / Zahllos auf die Zeichen, / Schleudern Speere / Die das Herz erreichen, / Raufen, schänden das Gesicht mit Bränden, / Füllen Gruben mit den Leichen. / Wenn im Thale / Tiefgeduckt wir schleichen, / Spähn die Schergen von den Bergen, / Auf uns loszuschlagen – / Kannst du, Herr! kannst du's ertragen?

(Aus dem Jiddischen übertragen von Leopold Zunz)

Die Flucht nach Osten

Nachdem der Schwarze Tod weitergezogen war – über Dänemark, Schweden, Norwegen, bis hinauf nach Island –, begann die Flucht der Juden in den Osten, lautlos, unauffällig, schrittweise, um kein Aufsehen zu erregen und nicht wieder Haßausbrüche und Überfälle zu provozieren. Nicht viele hatten überlebt, in kleinen Städten, auf Dörfern, in abgelegenen Flecken, und nur ganz wenige wagten es noch, in Deutschland zu bleiben und da, wo Juden leben durften, in den Trümmern ihrer zerstörten Gemeinden wieder einmal von vorn anzufangen. Die meisten zogen es vor, in Polen das Glück zu suchen, wo König Kasimir regierte und sie mit offenen Armen empfing.

Polen war ein junges Land, in jener Zeit das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Hier fanden die Juden, die dreizehnhundert Jahre vorher aus ihrem Ursprungsland an den Rhein gekommen waren, die an Donau und Main, an Elbe und Saale gesiedelt hatten, eine neue Heimat. In Polen entstand das größte jüdische Siedlungsgebiet Europas. Sie nannten sich aber weiterhin Aschkenasim, deutsche Juden. Sie lernten Polnisch, die Sprache ihres Gastlandes, aber ihre Muttersprache blieb Jiddisch bis zum heutigen Tag. Es entstand eine reiche jiddische Literatur in Polen, jiddische Theater, eine blühende jiddische Geisteswelt. Die Grenzen Polens änderten sich ständig, große Teile des Landes wurden von den Nachbarn Rußland, Österreich und Preußen annektiert, hundert Jahre lang gab es überhaupt keinen polnischen Staat. Die Bindung der polnischen Juden an Deutschland blieb unverändert erhalten, wobei die Sprache eine wesentliche Rolle spielte. Viele von ihnen zog es später wieder nach Deutschland. Sie kamen als Studenten, als Musiker und Schauspieler, als Wissenschaftler und Geistliche. Einige blieben, andere zogen weiter. Chaim Weizmann und Leo Baeck gehörten zu ihnen, Rosa Luxemburg, Joseph Roth und Elisabeth Bergner. Die Verbindung zwischen den Aschkenasim in Polen und den Aschkenasim in Deutsch-



Die schöne Esther war König Kasimirs langjährige Geliebte. Zärtlich nannte er sie Esterka (Stahlstich nach einem Historiengemälde von Vojtech Gerson)

land blieb immer eng, auch im neunzehnten Jahrhundert, als die Hälfte des einstigen Königreichs Polen zu Rußland gehörte.

Der erste geschichtlich belegte polnische Fürst war Miezko gewesen, ein Lehnsmann des Sachsenkaisers Otto I., dem er ebenso die Treue hielt wie dessen Sohn Otto II. und Enkel Otto III. Als kluger Politiker suchte Miezko die Verbindung zum Reich und profitierte davon. Andererseits hinderten ihn die deutschen Kaiser nicht, als er nach und nach die slawischen Völker der Pomoranen, der Ljutizen, der Pruzzen unter die polnische Herrschaft zwang, und als ihn ein böhmisches Heer bedrängte, um von ihm eroberte Gebiete zurückzugewinnen, kam ihm ein deutsches Heer zu Hilfe. Unter Miezkos Herrschaft gründeten deutsche Geistliche 968 in Posen das erste polnische Bistum, weitere in Gnesen und Krakau. Mit den Priestern kamen deutsche Handwerker und Kaufleute ins Land. Bauhütten entstanden. Um die Dome herum wuchsen Städte aus Wäldern und Ebenen, alle mit einem Stadtrecht nach Magdeburger und Lübecker Vorbild ausgestattet. Den Steinmetzen und Zimmerleuten folgten Goldschmiede und Seidenhändler.

Die Könige förderten diese Entwicklung, um dem Land rasch zu Blüte und Wohlstand zu verhelfen, aber auch, um sich in reichen und stolzen Städten ein Gegengewicht gegen die allmächtige Kriegerkaste zu schaffen. Die meisten polnischen Herrscher waren mit deutschen Prinzessinnen verheiratet, und die zogen in ihrem Gefolge auch wieder allerlei Menschen aus der Heimat nach Polen, Ritter und Edelfräulein, Spielleute, Falkner und Kunsthandwerker. Allein im zwölften Jahrhundert gaben vier deutsche Kaiser einem polnischen König ihre Tochter zur Frau, als Beweis, wie sehr ihnen an einem freundschaftlichen Verhältnis zu dem unruhigen und kriegerischen Nachbarn im Osten gelegen war.

Als die große Fluchtbewegung nach den Pestjahren 1348 bis 1350 einsetzte, gab es schon in allen wichtigen Städten Polens deutsche Minderheiten und unter ihnen kleine jüdische Gemeinden. Das Königreich Polen war ständig in Unruhe. Seine Herrscher starben nicht immer eines natürlichen Todes, und deren Thronerben mußten oft erst große Teile der Verwandtschaft ausrotten, wenn sie ungehindert regieren wollten. Der eigentliche Machtfaktor war eine stolze Kriegerkaste, die Schlachta. Irgendwo tief unter dieser privilegierten Herrenschicht vegetierte die rechtlose Masse der Bauern und Knechte. Langsam entwickel-

ten sich Städte mit einem selbstbewußten Bürgertum, und daran hatten die Einwanderer aus dem Westen, die Deutschen, einigen Anteil.
König Kasimir der Große regierte von 1333 bis 1370 und trug seinen Beinamen zu Recht. Er war ein moderner Herrscher mit klarem Blick und weitem Horizont. Er gründete Städte, Schulen und Hospitäler, stiftete die Akademie in Krakau und tat viel zur Befreiung der unterdrückten Minderheiten. Für die deutschen Siedler setzte er ein eigenes deutsches Obergericht ein.
Kasimir war nacheinander mit einer litauischen, einer thüringischen und einer schlesischen Prinzessin verheiratet und hatte nebenbei ständig wechselnde Geliebte. Einer Frau blieb er lange eng verbunden, das war Esther, eine Jüdin. Man weiß von ihr nur, daß sie schön war. Keine Chronik berichtet über den Einfluß, den sie auf Kasimirs Politik ausübte, aber ohne Frage war sie es, die ihm klarmachte, welchen Nutzen das Entwicklungsland Polen davon haben konnte, wenn der König die Juden aufnahm.
König Kasimir nahm die Juden auf, und zwar gleich von Anfang an als gleichberechtigte Bürger. Sie durften jeden Beruf ausüben, konnten leben und arbeiten, wo sie wollten, sich ungehindert im Land bewegen und ihrem Gott auf ihre Weise dienen. Sie kamen zu Tausenden, mit Pferd und Wagen oder zu Fuß, ein Bündel auf dem Rücken, die Kinder an der Hand, verhungert und am Ende ihrer Kräfte. Sie kamen und blieben, sie schafften und bauten und pflanzten und handelten. Sie gewannen Wohlstand und liehen Geld aus, bis auch hier der Neid der anderen wieder stärker war als alle Vernunft und alle Toleranz.
Zu Beginn jener Epoche waren Juden und Deutsche in Polen in der gleichen Situation: Beide waren Fremde, beide brachten die gleiche Muttersprache mit, beide waren Minderheiten unter dem Schutz des polnischen Königs.
Auch nach dem großen Auszug der deutschen Juden nach Polen blieben noch einige ihrer Familien im Reich zurück. Wo sie sich verbargen, weiß kein Mensch. Sie überlebten jedenfalls in windstillen Ekken des weiten Landes. Die hohe Kunst des Überlebens hatten sie dreitausend Jahre lang üben müssen, in Ägypten, in Babylon, im Römischen Reich. Jetzt bewährte sie sich wieder einmal.
Als die Pest und damit auch die Judenverfolgungen abebbten, kamen sie aus ihren Verstecken, gingen in ihre Heimatstädte zurück und machten ihre Häuser bewohnbar,

in Speyer, Worms und Trier, in Frankfurt, Erfurt und Nürnberg.

Eine Stadt nach der anderen nahm die jüdischen Bürger wieder auf, auch solche, die gelobt hatten, auf ewig keinen Juden mehr in ihren Mauern zu dulden, endlich als letzte 1372 auch Mainz und Köln. Keine Stadt mochte länger auf diese unbestritten nützlichen Leute verzichten, die so ideenreich Handel und Wirtschaft beeinflußten und so potente Steuerzahler waren.

Aber alles war jetzt anders als vorher. Die Juden bekamen nur befristete Wohngenehmigungen, auf höchstens zwölf Jahre, damit man jederzeit die Möglichkeit hatte, ihre Abgaben zu erhöhen. Die Häuser, in denen sie wohnten, waren nicht mehr ihr Eigentum, sondern gehörten der Stadt, die hohe Mieten dafür kassierte. Die Juden durften nicht mehr verstreut über ganze Stadtgebiete wohnen, sondern mußten geschlossene Siedlungen innerhalb der Stadtmauern bilden.

Die ersten Gettos in Deutschland entstanden. Hier hießen sie »Judenstadt« oder »Judengasse«. Diese Bezirke wurden durch hohe Mauern gegen die übrige Stadt abgeschlossen und durften nur durch zwei Tore zu erreichen sein. Die Tore wurden durch Büttel bewacht, die dem Rat der Stadt unterstanden, aber von den Juden besoldet werden mußten. Sie wurden bei Sonnenuntergang geschlossen. Dann durfte kein Jude mehr außerhalb und kein Christ mehr innerhalb des Gettos angetroffen werden. An christlichen Feiertagen, vor allem während der Karwoche, wurde die Judengasse völlig verriegelt.

Juden mußten sich streng an die Kleiderordnung halten, die von jeder einzelnen Stadtgemeinde unterschiedlich festgesetzt und von eifrigen Beamten bis ins Detail durchgearbeitet wurde, wie lang die Mäntel zu sein hatten, wie üppig die Verzierungen an den Ärmeln oder die Haarschleifen der Frauen.

All diese Bestimmungen hatten nur das Ziel, die Abgrenzung zwischen jüdischen und christlichen Bürgern immer mehr zu vertiefen. Seit dem achten Jahrhundert hatte die Katholische Kirche gegen das gemeinsame Wohnen von Juden und Christen gewettert. Aber auch vielen orthodoxen Juden war es nicht unlieb, daß sie ihre Gemeindemitglieder rings um die Synagoge zusammenhalten konnten, damit nicht allzu viele Berührungspunkte mit christlichen Nachbarn entstanden.

Schon früher hatten sich die jüdischen Familien gern um die Märkte ihrer Städte herum und in der Nähe

der Hauptverkehrsadern angesiedelt. Jetzt wurde die Abgrenzung durch Gesetz verfügt und für lange Zeit versteinert. Die Ausführung dieser Anordnungen wurde überall unterschiedlich gehandhabt. Die Frankfurter Judengasse galt in katholischen Kreisen als vorbildlich. Papst Pius II. lobte sie ausdrücklich.

Durch die Gettomauern wurden natürlich gewachsene, seit Generationen bestehende Bindungen zwischen Menschen verschiedenen Glaubens gewaltsam zerschnitten. So durfte kein Christ mehr einem Juden dabei helfen, am Sabbat das Feuer im Herd zu unterhalten, was früher eine ganz normale Nachbarschaftshilfe gewesen war. Es sollte keine besonderen Beziehungen zwischen den beiden Teilen dieser Städte geben, außer rein geschäftlichen, und auch die waren begrenzt. Da die Juden keinen Grundbesitz mehr haben durften, von keiner Zunft und keiner Kaufmannsgilde aufgenommen wurden, konnten sie nicht mehr Bauern, Handwerker und Kaufleute sein. Sie durften keine Lebensmittel und keine neuwertigen Gebrauchsartikel verkaufen, sondern nur Altwaren, und sie durften Pfänder nehmen und Geld dafür ausleihen.

Der Raum, den die Städte für ihre Judengassen zur Verfügung stellten, war eng bemessen und wurde nie erweitert. Da die einzelnen Familien sich natürlicherweise so vermehrten wie andere Familien auch, herrschte bald unerträgliche Enge in den Gettos. Es gab nur einen Ausweg: Man mußte immer mehr nach oben bauen. So wuchsen auf den alten schmalen Fundamenten hohe Gebilde von Stockwerk zu Stockwerk, höher und immer höher. In ihnen drängten sich die Menschen unter bedrükkenden hygienischen Verhältnissen ohne Kanalisation und ohne Wasserversorgung. Oft gab es nur einen einzigen Brunnen für die ganze Judengasse, und der lag auch noch außerhalb der Gettomauern, und nach Sonnenuntergang durfte keiner dort mehr Wasser holen.

Die Behörden kannten nur eine Maßnahme, um der Übervölkerung entgegenzuwirken: Sie gestatteten allein dem ältesten Sohn einer Familie zu heiraten, alle anderen mußten sehen, wie sie sich ohne Liebe und ohne Familie durchs Leben schlugen, dicht an dicht in den engen Häusern mit den glücklichen Erstgeborenen.

Viele starben jung, denn diese Judengassen waren der ideale Nährboden für alle Arten von Epidemien, und es ist nicht verwunderlich, daß im Laufe der vier Jahrhunderte, während derer Gettos in Deutschland bestanden, in

ihnen ein besonderer Menschentyp gezüchtet wurde: der Gettojude, ein bleicher Mensch, schmal, scheu und kränklich. Da ist es schon eher verwunderlich, daß unter diesen Bedingungen Menschen aufwuchsen, die im deutschen Geistesleben zu den ganz Großen zählen: Philosophen, Künstler, Schriftsteller.

Nachdem die mittelalterliche Gesellschaftsordnung in den Städten zerstört war, gab es für den deutschen Juden kaum Möglichkeiten, dem qualvollen Gedränge in den Judengassen zu entkommen: Sie konnten nach Osten fliehen, sich ganz nach innen zurückziehen, in den eng geschlossenen Kreis ihrer Familie und ihrer Gemeinde, oder aber sie mußten versuchen, sich vom vertrauten Milieu zu lösen, die Nähe der Mächtigen zu suchen, sich ihnen unentbehrlich zu machen und eine Chance zu finden für eine Karriere.

Die Mächtigen im Reich waren die geistlichen Fürsten, die in ihren Erzbistümern, Bistümern und Abteien die landesherrliche Gewalt hatten und ihre Untertanen mit dem doppelten Instrumentarium des Himmels und der Erde voll beherrschen konnten.

Die ersten Juden, die schon im vierzehnten Jahrhundert das Handikap ihrer Herkunft überwanden, sich von der Masse ihrer in bedrükkender Chancenlosigkeit lebenden Glaubensgenossen absonderten und in der Welt der Christen zu Macht und Reichtum kamen, machten ausnahmslos an geistlichen Fürstenhöfen Karriere, und zwar mit einem Instrument, das einst die Klöster, von Moraltheologen gedrängt, aus der Hand gegeben und den Juden überlassen hatten: dem Geschäft mit dem Geld.

Ein Mann namens Jakob Daniel ordnete von 1336 bis 1341 die Finanzen des Erzbischofs von Trier. Sein Schwiegersohn Michael übernahm den einflußreichen Posten nach seinem Tod. Gleichzeitig wirkte Gazzum, ein anderer Jude, am Hof Bischof Albrechts II. von Halberstadt, und das ganze dortige Domkapitel war an ihn verschuldet. Marquard von Derenburg wickelte die Geldgeschäfte der Bischöfe von Naumburg ab, und sein Bruder Samuel war der erfolgreiche und unersetzliche Finanzmanager von vier Magdeburger Oberhirten nacheinander. Die beiden stammten aus dem Städtchen Derenburg bei Halberstadt. Das »von« war damals nur eine Herkunftsbezeichnung für Bürgerliche und Adelige gleichermaßen. Der Edelmann führte das Prädikat »Herr« vor seinem Namen: wie zum Beispiel Herr Wolfram von Eschenbach, Herr Ulrich von Liechtenstein.

Die Derenburger waren also nicht adelig, sie waren nur nützlich und am Ende unentbehrlich. Sie brachten auch den dritten Bruder, Ephraim, gut ins Geschäft, und sobald sie fest genug im Sattel saßen, sorgten sie für ihre jüdische Heimatgemeinde, kauften eine leerstehende Kapelle und bauten sie zu einer Synagoge um.

Der Erfolg der drei sprach sich herum, bis hin zum päpstlichen Hof. Darauf schrieb Gregor XI. am 15. Juni 1372: »...meinem verehrungswürdigen Bruder, dem Erzbischof von Magdeburg, Heil und Segen! – Wenn auch die christliche Liebe aus reinem Mitleid die Juden duldet, darf doch nicht erlaubt sein, was Gottes Namen beleidigt, daß Du nämlich einem Juden namens Samuel gestattet hast, in einer Kapelle, in der früher mal ein geweihter Altar stand, eine Synagoge einzurichten. Daher befehlen wir strengstens, daß Du dieses schleunigst änderst, wenn wir nicht zu einem anderen Besserungsmittel greifen sollen!«

An den Bischof von Naumburg schrieb Gregor unter dem gleichen Datum: »...mit schwerer Sorge mußte ich vernehmen, daß Du einen gewissen Juden Marquard in Deinem Freundeskreis duldest, den Du auch über Christen zu Gericht sitzen und in Deinem Namen Gelder einziehen läßt, zum Schaden für Deine Ehre und zum Ärgernis für die meisten!«

Der Weg von Magdeburg und Naumburg bis nach Avignon, wo Gregor residierte, war weit, die Bischöfe sahen keinen Grund, sich durch das ferne Grollen beunruhigen zu lassen, und die Juden aus Derenburg blieben in ihrer einflußreichen Position.

Wer einmal in diese sozialen Bereiche vorgestoßen war, dem konnte so leicht nichts geschehen. Aber das waren Einzelschicksale. Die Masse der deutschen Juden lebte weiterhin das triste Leben einer unterprivilegierten Minderheit, die nicht nur in ihrer Existenz immer wieder bedroht und immer wieder neu materiell belastet, sondern auch ständig dem Haß ausgesetzt wurde mit der uralten Anschuldigung, die Juden hätten den Herrn Jesus Christus ans Kreuz geschlagen und müßten für alle Zeiten deswegen büßen. Daß seinerzeit der römische Statthalter federführend beim Prozeß gegen Jesus von Nazareth gewesen war, daß Jesus nach römischem Brauch durch Kreuzigung und nicht nach jüdischer Sitte durch Steinigung hingerichtet worden war und daß schließlich darüber nun schon weit mehr als tausend Jahre seitdem ins Land gegangen waren, spielte keine Rolle.

Das Jahr 1356 war bedeutungsvoll für das Deutsche Reich und für die deutschen Juden: Kaiser Karl IV. erließ die »Goldene Bulle«, ein Grundgesetz, in dem die polnischen Verhältnisse des Reiches neu geregelt wurden: Von nun an sollten sieben Kurfürsten den Kaiser wählen, drei geistliche, nämlich die Erzbischöfe von Köln, Mainz und Trier, sowie vier weltliche, nämlich der König von Böhmen, der Herzog von Sachsen, der Markgraf von Brandenburg und der Pfalzgraf bei Rhein.

Karl IV. aus dem Hause Luxemburg war König von Böhmen und König der Lombardei, wurde in Rom zum Kaiser gekrönt, residierte in Prag, wo er auch die erste deutsche Universität gründete, erarbeitete sein neues Gesetzeswerk in Nürnberg und verkündete es in der alten Freien Reichsstadt Metz. Wahrhaftig, sein Reich war groß.

Aber dieses Reich verfiel unaufhörlich. Die »Goldene Bulle« legalisierte nur eine Entwicklung, die sich schon lange abgezeichnet hatte und die nicht mehr aufzuhalten war: Das Heilige Römische Reich deutscher Nation löste sich in Territorialstaaten auf, in kleine und kleinste Herrschaften. Der Kaiser erkannte die Macht der Kurfüsten an und trat ihnen seine Rechte an allen Bodenschätzen ab, an Gold- und Silbervorkommen, an Erzgruben und Salzbergwerken. Darüber hinaus gab er eines seiner ertragreichsten Monopole auf: die Verfügungsgewalt über die Juden.

Von nun an waren sie nicht mehr Kammerknechte des Kaisers allein, sondern gehörten zu gleichen Teilen auch dem Fürsten, in dessen Land sie lebten. Ein solches Verhältnis bedingungsloser Abhängigkeit war in einer Zeit, in der viele einst freie Bauern auf den Status eines Leibeigenen herabgesunken waren, nichts Außergewöhnliches. Wenn ein Grundherr oder Landesfürst sich schon nicht scheute, seine christlichen Glaubensbrüder dem lebenden Inventar seines Besitztums zuzurechnen, wieviel weniger Skrupel hatte er dann, mit Andersgläubigen ebenso zu verfahren, die traditionsgemäß nach Sondergesetzen behandelt wurden.

Die Juden wurden in ein immer dichteres Netz von Abhängigkeiten eingespannt. Sie mußten dem Kaiser und dem Landesfürsten dienen, der Stadtgemeinde, in der sie wohnten, besondere Abgaben zahlen. Sie mußten in Gettos leben, abgesondert von den christlichen Mitbürgern, ständig kontrolliert von Wächtern, die sie auch noch selber zu besolden hatten, waren gezwungen, sich an schikanöse Kleiderordnungen zu halten,



die von Stadt zu Stadt und von Herrschaft zu Herrschaft wechselten, so daß man, wenn man Verwandte oder Freunde woanders besuchte, immer auch noch die dort vorgeschriebenen Kleidungsstücke in seinem Gepäck mitführen mußte.

Die Kölner Kleiderordnung vom 8. Juli 1404 ist eines von vielen Beispielen: »...Juden und Jüdinnen, die in Köln wohnen oder als Besucher hierherkommen, sollen an ihren Kleidern als Juden erkennbar sein, und zwar folgendermaßen: Ihre Ärmel an Überwürfen und Jacken sollen nicht weiter sein als eine halbe Elle und die Kragen nicht breiter als einen Finger. An der Kleidung darf nirgendwo die Pelzfütterung sichtbar werden. Die Mäntel sollen bis an die Waden



Vorder- und Rückseite des kaiserlichen Siegels, mit dem Karl IV. die »Godene Bulle« beglaubigte

reichen und gefranst sein. Frauen dürfen wochentags keine Ringe tragen, die mehr als drei Goldgulden wiegen, auch keine Gürtel, die vergoldet sind oder mehr als zwei Finger breit. In der Karwoche dürfen Juden ihre Häuser nicht verlassen…«

Solche Verfügungen wurden immer wieder neu und überall anders erlassen. Die Bamberger Synode etwa verfügte unter dem 30.4.1451: »…Fortan sollen alle Juden in dieser Kirchenprovinz auf ihrem Gewande vorn auf der Brust einen Ring tragen, der mindestens den Durchmesser eines menschlichen Fingers besitzt und aus sa-

frangelben Fäden besteht. Jüdinnen sollen deutlich sichtbar zwei blaue Streifen tragen...«

Alle diese Maßnahmen sollten die Juden von ihren christlichen Mitbürgern so scharf wie möglich absondern und unter besonders bedrückenden Bedingungen isoliert halten, um ihre Integration zu verhindern.

Nachdem Karl IV. seine Einnahmen aus der Kammerknechtschaft der Juden mit den Kurfürsten geteilt und darüber hinaus die regelmäßigen Judensteuern gegen Barzahlungen an finanzkräftige Reichsstädte verpfändet hatte, konnte sein Sohn, der deutsche König Wenzel, über zwei wichtige Einnahmequellen nicht mehr verfügen und kam in erhebliche Schwierigkeiten.

Wenzel behalf sich mit einem nicht sehr königlichen Trick: Er einigte sich mit den Fürsten, die bei jüdischen Geldverleihern verschuldet waren. Die zahlten ihm 15000 Gulden, eine ungeheure Summe, deren Kaufkraft sich heute überhaupt nicht mehr vergleichbar einschätzen läßt. Dafür erließ er ihnen alle Schulden, die sie bei jüdischen Gläubigern hatten.

Die Limburger Chronik berichtet unter dem 16. September 1390: »...der König hat zugunsten der Fürsten und Stände beschlossen, jedem, der einem Juden verschuldet ist, diese Schuld zu erlassen und keine Forderung mehr gelten zu lassen, die ein Jude an einen Christen stellen könnte...«

König Sigismund, der von 1411 bis 1437 regierte, verfügte am 7. Januar 1415 eine Sondersteuer für Juden. Mit der Begründung, er habe »...zu Nutzen der Kirche, des Reiches und der Allgemeinheit so wichtige Dinge zu beschicken und mit Gottes Hilfe zu vollbringen... Und darum gedenken wir, von euch allen und jedem einzelnen eine redliche Steuer und Hilfe zu erhalten. Wenn ihr euch sträubt, müssen wir euch an Leib und Gut strafen lassen, daß es euch leid würde, euch diesem königlichen Gebot zu widersetzen...«

Und doch kam es immer wieder mal vor, daß in einzelnen Städten einzelne Juden zu Ansehen kamen. So beschäftigte die Freie Reichsstadt Frankfurt am Main in den 43 Jahren von 1350 bis 1393 den jüdischen Stadtarzt Jakob von Straßburg, der auch von seinen christlichen Patienten hoch verehrt und oft von Fürsten konsultiert wurde, die in Frankfurts Umkreis wohnten.

Eine seltene Zusammenkunft: Christliche Theologen führen mit jüdischen Gelehrten eine Disputation über die Auslegung der Heiligen Schrift (Holzschnitt aus dem 16. Jahrhundert)



Da praktizierte auch eine jüdische Augenärztin, die Zerlin hieß. Beide durften, ein seltenes Privileg, außerhalb der Judengasse wohnen. Im späten Mittelalter, zu einer Zeit, in der die Heilkunst in Deutschland vorwiegend von Handwerkern, den Badern, und von Gesundbetern und Kräuterweiblein ausgeübt wurde, gab es unter den Juden bereits eine hochentwickelte medizinische Wissenschaft, die auf uralter Tradition beruhte.

Die Fähigkeiten der jüdischen Ärzte waren in den Städten allgemein bekannt. Bei Tage durften sie auch außerhalb des Gettos tätig sein, und so wurden sie immer wieder zu Kranken in Christenhäusern gerufen. Es ist kein Fall in der Geschichte bekannt, daß ein jüdischer Arzt einem Christen seine Hilfe verweigert hätte. Im Gegensatz dazu verbot etwa die Regensburger Hebammenordnung von 1452 allen christlichen Hebammen grundsätzlich, jüdischen Frauen zu helfen. Eine Verfügung von 1477 bestätigte dieses Verbot.

In Speyer praktizierte Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ein praktischer Arzt Lembelin, in Schweidnitz ein Augenarzt Abraham, im Bistum Würzburg die Ärztin Sara. In Regensburg waren mehrere jüdische Ärzte tätig, und Kaiser Friedrich III., der Vater Kaiser Maximilians, schlug seinen Leibarzt Jakob Jehiel Loans zum Ritter, als ersten Juden in der deutschen Geschichte.

Nur wenige Juden ernteten Dank und Anerkennung, und sie blieben Außenseiter. Die große Masse ihrer Glaubensgenossen kam aus dem chancenlosen Dasein als Trödler oder Hausierer nicht heraus. Nur wenige erreichten mit Pfandleihe und Geldgeschäften einen gewissen Wohlstand.

Erst im sechzehnten Jahrhundert hoben sich wieder einmal zwei Männer deutlich erkennbar aus der düsteren Abgeschlossenheit der Judengassen ab, zwei Männer ganz unterschiedlicher Art. Auch die Mittel, mit denen sie sich durchsetzten und in die kleine Gruppe der Herrschenden vorstießen, waren ebenso verschieden wie ihre Talente und ihre Mentalität. Beide waren Zeitgenossen von Martin Luther und Albrecht Dürer, von Florian Geyer und Hans Sachs. In diesem Zusammenhang muß man sie sehen.

Der eine, Josel von Rosheim, war ein tief religiöser Mensch, der nie nach äußerlichen Formen der Anerkennung suchte, nach Titeln und Ehrenzeichen. Er hatte weder eine höfische Erziehung genossen noch ein juristisches Universitätsstudium absolviert und war doch einer der geschicktesten Diplomaten

seiner Zeit und der erfolgreichste Verteidiger seiner unterdrückten Glaubensgenossen, Berater zweier Kaiser und Anwalt auch der Allerärmsten, die zu ihm kamen und seine Hilfe brauchten.

Der andere, Michel von Derenburg, war der Mann mit dem Instinkt für die Macht und mit dem sicheren Gefühl dafür, wann einer, der sich durchsetzen will, seine Worte, wann seine Fäuste und wann seine Fingerspitzen gebrauchen muß. Er kannte genau den dicht verflochtenen Zusammenhang von Reichtum, Glanz und gesellschaftlicher Anerkennung, von Skrupellosigkeit und Wagemut. Er war die perfekte jüdische Variante eines Renaissance-Menschen, Höfling und Kondottiere, ein Glücksspieler, der sich im entscheidenden Augenblick immer selber in die Waagschale warf und schließlich auf merkwürdige Weise ums Leben kam.

Michel von Derenburg stammte aus der alten Judengemeinde Derenburg, aus der schon die drei Brüder Samuel, Marquard und Ephraim gekommen waren. Er begann seine Laufbahn bei den Grafen von Regenstein, die im Harz eine verzweigte Herrschaft besaßen. Er war der Mann für alles, der Mann, der Dinge regelt, die schwer zu regeln sind, der Geld beschafft, wo eigentlich keins zu holen ist, und zwar immer gleich so viel, daß auch für ihn noch etwas abfiel.

Michel von Derenburg war die große Ausnahme in seiner Zeit. Ihm gelang es, aus den begrenzten Möglichkeiten, die einem Juden gegeben waren, das Beste zu machen. Er überwand die Schwelle, die zwischen dem Geldhändler und dem Bankier großen Zuschnitts liegt, und er verstand es darüber hinaus, sich genau dem Stil der Leute anzupassen, in deren Kreisen er Karriere machen wollte. Natürlich trug er keine Judenkleidung, und kein Mensch kam auf den Gedanken, es von ihm zu verlangen.

Seinen Gewinn legte er nicht unauffällig an, um seine Freude daran zu haben, wie das Geld im stillen arbeitete. Für ihn mußte alles sichtbar sein. Reichtum und Glanz, Macht und Lebensgenuß waren in seinen Augen eine Einheit. Was er gewann, gab er dafür aus, sich ein Image aufzubauen. Er wußte genau, nach welchen Maßstäben ein Mann zu seiner Zeit gemessen wurde: nach dem Vorbild des deutschen Edelmannes. Also kaufte er sich Reitpferde, ließ sich kostbare Kleidung machen, geschlitzt, mit Seidenfutter und mit Zobelpelz verbrämt, gab bei einem Waffenschmied einen kunstvoll ziselierten Harnisch in Auftrag, lernte reiten und fechten, legte sich

ein Gefolge zu von Dienern und Landsknechten zu seiner persönlichen Bewachung.
Das noble Stadthaus, das er brauchte, um repräsentieren zu können, erhielt er als Lohn nach einer langwierigen Fehde, die er an der Spitze seiner Landsknechte in Diensten der Stadt Hildesheim durchgefochten hatte. Die Hildesheimer hatten 1457 alle Juden für alle Zeiten aus ihren Mauern vertrieben. Michel von Derenburg zuliebe brachen sie ihr Gelübde, nie wieder einen Juden aufzunehmen; sie gaben ihm das unbegrenzte Wohnrecht und ein Haus zu äußerst günstigen Bedingungen. Jetzt hatte er den Rahmen, der seinen Ambitionen entsprach, mit Koch, Kellermeister und Kammerdiener.
Als Michel von Derenburg die Sanierung der völlig verschuldeten Hofhaltung Herzog Heinrichs von Brandenburg und Lüneburg übernahm, bekam er ein schönes Haus in Schöningen und ein noch schöneres in Hannover. Dann brachte er den markgräflich-ansbachischen Haushaltsplan in Ordnung und bald gehörte ihm das allerschönste Haus in Fürth. Er schätzte den Vorteil, überall, wo er zu tun hatte, in seinen eigenen vier Wänden unter dem Schutz seiner eigenen Landsknechte wohnen zu können. Bald machten auch die Grafen zu Mansfeld und der Landgraf von Hessen von den Diensten des tüchtigen Michel von Derenburg Gebrauch. Auch die Fürstinnen und Hofdamen bevorzugten seine Hilfe, weil er immer genau wußte, wo man auch in den schwersten Zeiten Seide und Brokatstoffe beziehen konnte, Edelsteine und Schmuck jeglicher Art. Es hatte schon einen besonderen Reiz, daß ein so männlicher Mann für so weibliche Bijouterie ein so zartes Empfinden zeigte.
Michel wollte leben, den anderen ihr Leben so angenehm wie möglich gestalten und dabei Geld verdienen. Er machte es ihnen so leicht, weil er nie Barzahlung verlangte und bedenkenlos auch größte Summen stundete, natürlich gegen angemessene Zinsen. Ein unentbehrlicher Mensch! Das fanden bald auch der Herzog von Liegnitz und der König von Polen, und mit jedem neuen Gläubiger wuchs Michels Ansehen. Niemand kam mehr auf den Gedanken, ihm seinen jüdischen Glauben vorzuwerfen.
Auf die Dauer konnte einer, der in diesen Kreisen verkehrte, seine Gäste, die gewohnt waren, in Schlössern zu leben, natürlich nicht in seinen Stadthäusern empfangen, wenn sie auch noch so hübsch eingerichtet waren. So kaufte Michel das Schloß Rothenstatt bei Weiden in der Oberpfalz, samt dazugehö-

riger Ortschaft, Feldern und Wäldern, Vieh und Bauern, mit Scheunen, Tagelöhnerkaten und ausreichend Ställen für die Pferde seines berittenen Gefolges.

Er war jetzt Lehnsmann des Kurfürsten von der Pfalz, hatte den Status eines Ritters und den Lebensstandard eines Reichsfürsten. Auch die bayerischen Herzöge fingen an, mit ihm zu handeln, und da Herzogin Elisabeth von Braunschweig-Calenberg bei Michel schwer verschuldet war, verschaffte sie ihm ein gutes Entree bei ihrem Bruder, Kurfürst Joachim II. von Brandenburg. So kam Michel nach Berlin.

Joachim schenkte ihm zunächst einmal ein großes Haus in der Klosterstraße und tat ihm noch einen anderen Gefallen: Er übernahm alle Schulden, die der Graf von Regenstein bei Michel hatte. Damit war der Kurfürst einerseits vom ersten Tag an Michels Schuldner und hatte andererseits den Regensteiner fest in seiner Hand. Außerdem lieh Michel seinem neuen Landesherrn gleich noch 5000 Gulden, und zwischen den beiden Männern entwickelte sich rasch ein herzliches Verhältnis.

Dabei spielte eine gewisse Rolle, daß Michels Frau Merle den Kurfürsten sehr beeindruckte. Sie hatte großen Charme und das sichere Auftreten einer geborenen Hofdame. Ohne Frage verlieh sie dem höfischen Leben in Berlin einen besonderen Reiz. Kurfürst Joachim machte ihr noble Geschenke.

Bald hatte Michel ein zweites Haus in Berlin, in dem er seine Geschäftsfreunde bewirtete, und ein Stadthaus in Frankfurt an der Oder. Unter seinem Einfluß wurde diese Stadt für einige Zeit ein Zentrum des Handels mit Polen, wo Michel seine alten Beziehungen zum Königshof zustatten kamen.

Sechs Jahre lebte der Derenburger auf dem Höhepunkt der Macht, des Reichtums und des Glanzes.

Am 23. April 1549 überfielen ihn vierzehn Reiter in einem dichten Waldstück nahe Frankfurt/Oder und brachten ihn in die sächsische Stadt Torgau an der Elbe. Joachim löste ihn aus, und der Kurfürst von Sachsen machte den Wegelagerern den Prozeß. Dabei kam heraus, daß sie im Auftrage der Stadt Magdeburg auf den reichen Juden angesetzt worden waren, um ein Lösegeld zu erpressen. Bevor aber weitere Hintergründe dieser dunklen Affäre aufgedeckt werden konnten, verurteilte das Gericht in Torgau die Räuber zum Tode und ließ sie am 17. Mai 1549 hinrichten.

Kurz darauf kam Michel von Derenburg auf geheimnisvolle Weise ums Leben. Man fand ihn eines



Kurfürst Joachim-Hektor ließ seine Finanzen von Juden regeln. Erst holte er Michaël von Derenburg als Hoffaktor nach Berlin, später ernannte er Lippold zu seinem Münzmeister

Morgens tot am Fuße der Treppe seines Berliner Hauses. Angeblich war er nachts auf dem Wege zur Toilette die Stufen hinuntergestürzt und hatte sich das Genick gebrochen. Er hinterließ seiner Frau Merle und den Kindern all seine Häuser und die Schuldscheine des Kurfürsten. Er hinterließ ihnen aber auch Forderungen von Gläubigern. Am Ende blieb von dem Reichtum gar nicht so sehr viel übrig.

Glanz und Macht des Michel von Derenburg erloschen so rasch wie sein Leben. Grundlage seines Erfolges war die Kraft seiner Persönlichkeit gewesen. Seiner Familie blieb nur eine Kette unerfreulicher Prozesse, von denen sie die meisten verlor. Auch von der Verehrung des Kurfürsten für Frau Merle war nichts mehr zu spüren. Die größte Schuld in Höhe von 25000 Goldgulden zahlte er nie an sie zurück.

Martin Luther, Reuchlin, Pfefferkorn

Im sechzehnten Jahrhundert machten die deutschen Christen zum erstenmal eine Erfahrung, die den deutschen Juden schon längst in Fleisch und Blut übergegangen war: Man konnte um seines Glaubens willen verfolgt, vertrieben und vernichtet werden.

Es war das Zeitalter der Reformation. Lutheraner, Zwinglianer und Calvinisten spalteten sich von der katholischen Kirche ab, und es dauerte nicht lange, da schlugen Christen auf Christen ein wie vorher nur auf die Juden. Das sechzehnte Jahrhundert, das man im allgemeinen mit Begriffen wie Humanismus, Renaissance, Neuzeit in einem Atemzug nennt, war für die Juden in ganz Europa noch finsteres Mittelalter.

Es begann damit, daß der französische König Ludwig XII. im Jahre 1501 alle Juden aus der Provence vertrieb, wo sie so lange in den alten Städten ungeschoren hatten leben können, in denen sie seit den Zeiten des Römischen Reiches saßen. Die Provence war ein selbständiges Fürstentum gewesen und erst 1487 durch Erbschaft an die französische Krone gefallen. Die meisten der provençalischen Juden zogen nach Italien, viele flüchteten aber auch nach Deutschland.

Am 19. August 1509 erließ Kaiser Maximilian I., der in die Geschichte mit dem Beinamen »der letzte Ritter« eingegangen ist, eine Verfügung, deren Ziel die Vernichtung des gesamten jüdischen Schrifttums war:

»... Wir Maximilian entbieten allen Juden, die in des Reiches Städten, Märkten und Flecken wohnen: Wir sind glaubwürdig unterrichtet worden, daß ihr in euren Synagogen und Bibliotheken etliche unbegründete und unnütze Bücher habt, die unseren Heiligen Christlichen Glauben schmähen und verspotten. Uns als Römischem Kaiser und Schwert der Christenheit gebührt es, ein Auge darauf zu haben. Wir haben daher unseren Getreuen Johannes Pfefferkorn aus Köln, der wohlbeschlagen in eurem Glauben ist, damit beauftragt, alle eure Bücher zu überprüfen ...«

So wohlbeschlagen, wie der Kaiser erklärte, war Johannes Pfefferkorn allerdings nicht. Er war als Sohn



Martin Luther verkündete 1517 seine 95 Thesen. Die Juden setzten lange Zeit in ihn große Hoffnung. Die Enttäuschung war dann um so bitterer (Zeitgenössische Flugschrift)

jüdischer Eltern geboren worden, hatte als Fleischer gearbeitet und besaß nur geringe Kenntnisse in der hebräischen Sprache und in der Lehre des Talmud. 1504 war er aus Süddeutschland nach Köln gekommen und hatte sich 1505 dort taufen lassen. Die Kölner Dominikaner, zu deren Aufgaben die Judenmission gehörte, hatten sofort die günstige Gelegenheit erkannt, einen zum Christentum übergetretenen Juden für ihre Ziele einzuspannen. Um Pfefferkorn ein geregeltes Einkommen zu schaffen, gaben sie ihm den einträglichen Posten eines Spitalmeisters. Dann halfen sie ihm dabei, Bücher zu schreiben, in denen er schlimme Ansichten vertrat: Man müsse den Juden ihre Kinder wegnehmen und gewaltsam taufen. Man müsse alle Juden zwingen, schwere und gefährliche Zwangsarbeit zu verrichten. Man müsse die Heiligen Bücher der Juden beschlagnahmen und vernichten.

Pfefferkorn veröffentlichte 1507 den »Judenspiegel«, 1508 die »Judenbeichte«, 1509 den »Judenfeind«, alle zunächst in lateinischer Sprache, später auch in niederdeutschen und oberdeutschen Übersetzungen. Pfefferkorn

konnte kein Latein. Der Einfluß der Dominikaner-Patres war unverkennbar.

Wie oft Konvertiten, so wurde auch Pfefferkorn zum Todfeind seiner alten Glaubensgenossen. In seinem »Judenspiegel« etwa schreibt er: »...und all die Gewalt und Verachtung, die die Juden erleiden, dienen ihrer Besserung und nicht unserem Nutzen. Meine allerliebsten Christen: Tut den Juden diese Gewalt! Nehmt ihnen die Bücher, in denen Gott und Maria, die Mutter Gottes, gelästert werden!... Die Gewalt kommt vom Himmelreich! Dies ist der Weg, der uns angenehm ist und durch den die Juden in den Glanz der Wahrheit eingeführt werden müßten...« Ein Mann mit dieser Vorbildung und dieser Einstellung war schwerlich geeignet, ein objektives Gutachten über das jüdische Schrifttum zu erarbeiten. Allerdings konnte er sich auf die Päpste Gregor IX. und Innozenz IV. berufen, die den Talmud grundsätzlich verurteilt hatten.

Der erste, der dagegen protestierte, daß Pfefferkorn in eine solche Schlüsselposition eingesetzt wurde, war der Mainzer Kurfürst, Erzbischof Uriel von Gemmingen. Er bewirkte, daß der Kaiser von mehreren Universitäten und angesehenen Theologen Gutachten einholte.



Reuchlin, auf dem Triumphwagen. Der Humanist Johannes Reuchlin kämpfte für die Glaubensfreiheit der Juden und machte sich viele Feinde (Zeitgenössische Flugschrift)

Der bedeutendste dieser Männer war der große Humanist Doktor Johannes Reuchlin. Er hatte Philosophie, Theologie und Jurisprudenz studiert, in Deutschland, Frankreich und Italien. Er sprach drei lebende Sprachen perfekt und daneben drei klassische Gelehrtensprachen: Latein, Griechisch und Hebräisch. Als einer der ersten Christen hatte Reuchlin sich ernsthaft mit den Quellen der jüdischen Religion beschäftigt. Er hatte eine hebräische Grammatik verfaßt und las mit seinen Studen-

ten die Bücher Moses und die Propheten in der Ursprache.

Reuchlin setzte sich leidenschaftlich dafür ein, daß die religiösen Schriften der Juden nicht konfisziert werden durften. Er argumentierte so: »Diese Bücher enthalten die Glaubenslehre der Juden, damit beleidigen sie keinen anderen Menschen. In ihrem Glauben sind sie nur Gott verantwortlich, genauso wie die Christen. Niemals hat Gott den Christen verboten, mit den Juden zu verkehren, zu handeln, zusammenzusein. Wir sollen ihre Kinder nicht ohne ihren Willen taufen und ihre Bücher nicht ohne ihren Willen an uns nehmen, denn ihre Bücher sind ihnen so lieb wie ihre Kinder.« Das war die Erklärung eines Mannes, der seine menschliche Haltung auch in den spitzfindigsten Disputationen als Theologe, als Philosoph und als Jurist begründen konnte. Er war aber nicht nur ein Kämpfer für die Toleranz. Er stellte seine Zeitgenossen nicht nur mit seiner Allgemeinbildung, seiner Fähigkeit zu denken und zu formulieren in den Schatten. Er war auch ein Spötter. Mit seinem Lustspiel »Sergius sive capitis caput« (»Sergius oder das Haupt des Hauptes«) verhöhnte er Herrschsucht und Überheblichkeit der Geistlichen und erregte dumpfen Haß bei seinen Gegnern.

Während er sich dafür einsetzte, daß die deutschen Juden wie gleichberechtigte Mitmenschen behandelt wurden, diskriminierten seine Feinde ihn eifrig. Pfefferkorn streute das Gerücht aus, Reuchlin sei von den Juden bestochen worden. Die Kölner Dominikaner strengten einen Ketzerprozeß gegen den unbequemen Humanisten an. Sie bekamen Schützenhilfe von den Universitäten aus Löwen, Erfurt, Mainz und, was besonderes Gewicht hatte, aus Paris. Die Sorbonne, als kritische Instanz in Glaubensfragen hochangesehen, forderte in einem von zahlreichen Kapazitäten erarbeiteten Gutachten, daß der Talmud unbedingt verbrannt werden müßte. Sie konnte sich auf eine alte Tradition stützen. Schon 1240 hatten die Pariser Gelehrten 24 Wagenladungen Talmudschriften verbrennen lassen.

Reuchlin überlebte drei Ketzerprozesse: in Speyer, in Mainz und schließlich sogar in Rom. Da saß Papst Leo X. auf dem Heiligen Stuhl, ein frommer Mann, der seine unsterbliche Seele dem Herrn Jesus Christus und seinen sterblichen Körper dem jüdischen Leibarzt Bonetto de Lattes anvertraut hatte, einem großen Könner und klugen Mann, der mit Reuchlin korrespondierte. Es konnte nicht ausbleiben, daß der Leibarzt

auch das Denken des Heiligen Vaters im Sinne einer gewissen Toleranz positiv beeinflußte.
Reuchlin widmete Leo X. sein Werk »De arte cabalistica«, in dem er sich mit der jüdischen Mystik befaßte. Und er beeindruckte den Papst so sehr, daß Leo die religiösen Schriften der Juden nicht verbot. Im Gegenteil, der Papst gestattete mehreren Buchdruckern, Werke in hebräischen Lettern zu drucken.
Im Jahre 1455 hatte Gutenberg, genauer Johannes Gensfleisch zum Gutenberg, seine berühmte Bibel herausgebracht, das erste mit beweglichen Lettern gedruckte Werk der Weltgeschichte. Aus ganz Europa waren Schüler zu ihm geeilt, und die hatten Gutenbergs Kunst an ihre Schüler weitergegeben. Jetzt profitierte die jüdische Gelehrsamkeit von dieser Erfindung. Zwar werden heute noch in den Synagogen nur handgeschriebene Thorarollen zum Gottesdienst gebraucht, aber alle theologischen Schriften durften gedruckt werden. Während es früher leicht gewesen war, ein geistiges Werk zu erstikken, das in einer Auflage von einem einzigen handgeschriebenen Exemplar vorhanden war, so fiel es jetzt schon schwer, ein Buch zu vernichten, das in tausend und mehr Exemplaren in Umlauf kam. In Norditalien entstanden mehrere hebräische Buchdruckereien. Es gab Juden unter den frühen Meistern, wie Mose ben Gerson Soncino, und auch Christen, wie Daniel Bomberg, der aus Flandern gekommen war, Hebräisch gelernt hatte und seine Lebensaufgabe darin sah, mit diesen graphisch so reizvollen hebräischen Lettern Bücher zu drucken. Die erste gedruckte Ausgabe des Babylonischen Talmud wurde 1520 von

Ein Blatt der 1526 gedruckten Prager Haggada. Diese volkstümliche Pessah-Erzählung wird zu Beginn der Familienfeier und am ersten und zweiten Pessah-Abend vom Hausherrn gelesen





Der Neuchrist Johannes Pfefferkorn war des Hebräischen kaum kundig, doch die Kölner Dominikaner empfahlen ihn als Sachverständigen und benutzten ihn für ihre Zwecke

dem Christen Bomberg auf den Markt gebracht.

Nicht nur hebräische Texte wurden in hebräischen Lettern gedruckt, sondern auch solche, die in Judendeutsch, in Jiddisch, verfaßt waren. Es war nicht erstaunlich, daß dieser deutsche Dialekt nicht in gotischen oder lateinischen, sondern in hebräischen Lettern geschrieben und gedruckt wurde. Es gab keine Volksschulen. Die meisten Deutschen, von Priesterschülern und Söhnen wohlhabender Bürger und Ritter abgesehen, bekamen nie Gelegenheit, Lesen und Schreiben zu lernen. Die deutschen Juden aber wurden im Cheder, ihrer Grundschule, von klein auf dazu erzogen, ihre heiligen Schriften zu lesen. Sie beherrschten also eine Schrift, und zwar die hebräische. Es lag nahe, daß sie ihre Alltagssprache, das Jiddisch, mit dieser Schrift zu Papier brachten, und das hat sich bis heute so erhalten. Zu Worten wie mentsch = Mensch, welt = Welt, kint = Kind, frau = Frau kamen hebräische Begriffe wie massel = Glück, Mischpoche = Familie, malochen = arbeiten, schmusen = zärtlich sein und viele andere.

Die erste gedruckte geistliche und weltliche Literatur der deutschen Juden erschien im gleichen Zeitraum wie Martin Luthers religiöse Schriften. Er hatte am 31. Oktober 1517 seine 95 Thesen zur Diskussion gestellt, beseelt von dem Wunsch, die Katholische Kirche zu reformieren, deren Anfechtbarkeit ihm auf seiner Romreise bewußt geworden war. Papst Leo X. hatte ihm daraufhin den Kirchenbann angedroht. Martin Luther hatte auf seine Weise reagiert und die Bannbulle in aller Öffentlichkeit verbrannt.

Dem Kirchenbann folgte zwangsläufig die Reichsacht. Das bedeutete, daß Luther nun vogelfrei war. Jeder, der Lust dazu hatte, konnte ihn fangen, verprügeln oder er-

schlagen. Aber der Kurfürst von Sachsen nahm ihn unter seinen Schutz, brachte ihn auf die unangreifbare Wartburg bei Eisenach und gab ihm Gelegenheit, in Ruhe das Neue Testament ins Deutsche zu übersetzen.

Reuchlin starb 1522. Nach ihm war Martin Luther die große Hoffnung der Juden. Ein Mann, der Lateinisch, Griechisch und Hebräisch las und schrieb und dennoch dem gemeinen Mann aufs Maul schauen wollte! Ein Mann, der dem Bannfluch des Papstes ebenso trotzte wie der Acht des Kaisers, einem solchen Mann mußte es auf die Dauer unerträglich sein, daß im Deutschen Reich Minderheiten unter Bedingungen leben mußten, die jeder Menschenwürde widersprachen: Juden und Zigeuner und die große Schar der Leibeigenen. Luthers Schriften verbreiteten sich wie im Fluge über das Land. »Von des christlichen Standes Besserung«, »Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche«, »Von der Freiheit eines Christenmenschen«. Ein Mann, der solche Themen anzufassen wagte, konnte den Unterdrückten schon Mut machen. Dann erschien 1523 die Schrift »Daß Jesus ein geborener Jude sei«. Der Reformator sprach es aus: »...Denn sie haben die Juden behandelt als wären es Hunde und nicht Menschen...« Er schrieb: »...die Juden aber sind vom Geblüte Christi. Sie sind Vettern und Brüder unseres Herrn...« Und weiter: »...ich bitte hiermit meine lieben Papisten, die nie müde werden, mich einen Ketzer zu nennen, daß sie nun anfangen, mich einen Juden zu schelten...«

Aber er schrieb auch: »Ich hoffe, wenn man die Juden freundlich behandelt und säuberlich unterweist, dann möchten viele von ihnen rechte Christen werden...« Er hatte also vor allem den Gedanken zu missionieren, und seine Güte war nur ein Mittel, die Juden dazu zu bringen, seinen Glauben anzunehmen.

Später, als er einsah, daß seine Bemühungen gescheitert waren, änderte sich seine Einstellung den Juden gegenüber grundsätzlich. Er gab die Schriften heraus: »Wider die Sabather« und später »Von den Juden und ihren Lügen«.

Er forderte, daß man »ihre Synagoga oder Schule mit Feuer anstecke, und was nicht brennen will, mit Erde überhäufe und beschütte, daß kein Mensch einen Stein oder Schlacke sehe davon ewiglich...« Und er schlug vor: »...daß man auch ihre Häuser zerbreche und zerstöre. Denn sie treiben dasselbige darin wie in ihren Schulen. Dafür mag man sie unter ein Dach oder Stall tun wie die Zigeuner, auf daß sie wissen, sie seien nicht Her-

ren in unserem Lande, sondern im Elend und gefangen...«
Und er verlangte: »...daß man jungen, starken Juden und Jüdinnen in die Hand gebe Flegel, Axt, Spaten, Rocken, Spindel und lasse sie ihr Brot verdienen im Schweiß der Nasen, wie Adams Kindern aufgelegt ist... Denn Gottes Zorn ist groß über sie, daß sie durch sanfte Barmherzigkeit nur ärger und ärger, durch Schärfe aber wenig besser werden. Darum immer weg mit ihnen!«

So sah er die Dinge fünfzehn Jahre, nachdem er sich erstmals in einer Schrift mit der Judenfrage beschäftigt hatte. Die Hoffnung hatte also getrogen. Luthers Kampf war eine rein innerkirchliche Sache. Grundsätzliche Toleranz in religiösen Fragen hatte bei ihm nie zur Diskussion gestanden, schon gar nicht einer Religion gegenüber, aus der das Christentum einst hervorgegangen war und die sich allen Verfolgungen zum Trotz erhalten hatte.

Anwalt der deutschen Jüdischheit

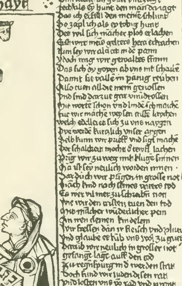
In dieser Zeit der Reformation erwuchs den deutschen Juden zum erstenmal in ihrer Geschichte eine führende Gestalt. Sie waren nicht organisiert und ihre Gemeinden in den Städten und Marktflecken nur lose miteinander verbunden. Es gab kein religiöses Oberhaupt, geschweige denn eine übergeordnete politische Instanz.

Der Mann, der dann seine Glaubensgenossen im Reich repräsentierte, besaß keinerlei Legitimation. Sein Einfluß beruhte allein auf der Überzeugungskraft seiner Persönlichkeit, die auf jeden wirkte, dem er begegnete, auf Kaiser und Fürsten, auf Bürger und Bürgermeister, auf die endlose Schar der deutschen Juden, die in den engen muffigen Gettos ihrer Städte ein tristes Leben führte und oft nicht einmal das tägliche Brot hatte.

Josel von Rosheim stammte aus dem Elsaß. Er war fünf Jahre älter als Martin Luther, überlebte ihn aber um acht Jahre. Josel war



Die »Judensau«. Eines der bösesten Spottbilder, da den Juden das Schwein als unrein gilt (Holzschnitt um 1470)



Josel von Rosheim betet das Goldene Kalb an, seine Linke umklammert den Geldsack (Zeitgenössische antijüdische Flugschrift)

wahrscheinlich ein entfernter Verwandter von Jakob Jehiel Loans, dem jüdischen Leibarzt, den Kaiser Friedrich III. zum Ritter geschlagen hatte.

Der junge Josel wuchs in Hagenau auf, der mächtigsten der zehn stolzen Freien Reichsstädte im Elsaß. Sein Vater hieß Gerson, seine Mutter Reislin. Seine Kindheit stand im Schatten eines Ereignisses, das sich zwar vor seiner Geburt zugetragen hatte, aber immer noch wie ein Alp über der ganzen Familie lag: Die drei Brüder seines Großvaters waren einem Ritualmordprozeß zum Opfer gefallen.

Das hatte sich so ereignet: Die drei Brüder Elias, Eberlin und Merklin wohnten mit ihren Familien in dem kleinen Ort Endingen nahe dem Kaiserstuhl. Der Ort gehörte damals zu den habsburgischen Besitzungen. Der Kaiser war zugleich Landesherr, und die Juden lebten hier unter seinem Schutz so sicher wie die Christen.

Im Herbst des Jahres 1462 geschah es zur Zeit des Laubhüttenfestes, daß eines Abends vier Bettler nach Endingen kamen: Vater, Mutter und zwei kleine Kinder. Sie gingen von Haus zu Haus und baten um ein Nachtlager, aber niemand wollte sie haben. Als es dunkel war, kamen sie an das Haus des Rabbi Elias und seiner Frau Sara. Die nahmen die armen Leute auf, gaben ihnen zu essen und ein Strohlager in der Scheune.

Elias' Haus war voll. Es waren seine beiden Brüder zu Besuch da und auch noch Freunde aus Pforzheim. Sie alle feierten zusammen die Hoschana-Rabba-Nacht am siebenten Tag des Laubhüttenfestes bei Gebeten und Gesang.

Acht Jahre später fanden Totengräber in einem abgelegenen Beinhaus auf dem Endinger Friedhof die zerschnittenen und halbverwesten Körper von zwei ausgewachsenen Menschen und zwei Kindern. Das war wie ein Lauffeuer in der kleinen Stadt herum, und sogleich erzählte ein Schlachter allen Leuten, er könne sich genau erinnern, wie damals vor acht Jahren in der siebenten Nacht des Laubhüttenfestes lauter Gesang aus dem Hause des Rabbi Elias gedrungen sei und die erstickten Schreie von Kindern, denen man langsam das Blut abgezapft habe. Der Schlachter war Rabbi Elias' Nachbar. Warum er einen solchen ungeheuren Vorfall damals, vor acht Jahren, nicht sogleich gemeldet hatte, verschwieg er, und niemand fragte ihn danach.

Die Stadtrichter ließen alle Juden festnehmen, die vor acht Jahren das Laubhüttenfest mitgefeiert hatten. Auch die Pforzheimer wurden verhaftet und nach Endingen gebracht. Sie waren fassungs-

los und konnten sich nur erinnern, daß sie das Laubhüttenfest im Jahre 1462 nach alter Tradition miteinander gefeiert hatten wie eh und je.

Da ließen die Richter die Juden so lange foltern, bis sie gestanden, sie hätten die Bettlerfamilie geschächtet und alles Blut aufgefangen, um Medizin daraus zu gewinnen. Dieses Verfahren machte jede Beweisaufnahme überflüssig. Niemand prüfte, ob die vier Toten auch tatsächlich mit denen identisch waren, die vor acht Jahren bei Rabbi Elias übernachtet hatten, und ob die vier Opfer, die man in der Gruft gefunden hatte, wirklich schon so lange tot waren. Niemand prüfte irgend etwas.

Am 4. April 1470 sprach das Gericht alle Angeklagten schuldig des vierfachen Mordes. Die Henker nähten die Verurteilten in Kuhhäute, banden sie an Pferdeschwänze und schlugen auf die Tiere ein, daß sie davonjagten. Sie schleiften die Juden zum Richtplatz. Da war kaum noch Leben in ihnen, und sie ließen sich widerstandslos in die Flammen des Scheiterhaufens werfen. Alle anderen Juden wurden »für ewige Zeiten« aus Endingen verjagt. Einer von ihnen war Gerson, Josels Vater.

Die vier verstümmelten Leichen aus der Gruft bereiteten die Endinger schön auf, konservierten sie und brachten sie in feierlicher Prozession in die Peterskirche. Dort wurden sie in einem gläsernen Schrein im rechten Seitenaltar noch 1969 ausgestellt, und in 22 protokollarisch festgehaltenen Fällen sollen sie Kindern, Frauen und Männern wunderbare Hilfe gebracht haben. Jahrhundertelang wallfahrteten fromme Pilger nach Endingen zu den Mumien der »unschuldigen Kindlein«.

Zur Erinnerung an diese Geschichte wurden Votivbilder gemalt, ein Weihespiel verfaßt, »Das Endinger Judenspiel«, das regelmäßig aufgeführt wurde, eine schöne Glocke gegossen mit dem Relief zweier geköpfter Kinder, und Lieder gedichtet vom bösen Jud, der die armen Leute im Stroh erschlug und die kleinen Kinder die kleinen, unschuldigen Kinder.

Josel von Rosheim, wie er sich später nannte, als er in Rosheim seßhaft wurde, erfuhr von diesen Ereignissen durch seine Verwandten und Freunde, durch fahrende Spielleute, die mit dem Lied vom Endinger Judenmord durch die Lande zogen, durch Holzschnitte und immer neue Erzählungen. Diese Geschichte, die sich acht Jahre vor seiner Geburt ereignet hatte, wurde zu seinem Schlüsselerlebnis. Sie prägte ihn und bestimmte seinen eigentlichen Beruf:

Unheil zu verhüten, Gegensätze auszugleichen, Verständnis zu wecken. Wie Michel von Derenburg suchte auch er die Nähe der Mächtigen, aber nicht, um bei ihnen Karriere zu machen, sondern um ihr Vertrauen zu gewinnen, im Interesse des Friedens und der Gerechtigkeit.

Josel von Rosheim wurde, was er als junger Jude aus leidlich wohlhabendem Hause werden konnte: Geldhändler. Er war nie einer jener großen Bankiers, wie die Fugger und die Welser, sondern einer von jenen, die einem kleinen Fürsten den Kredit für den Ausbau seiner Burg beschaffen konnten, dem Bischof die Inthronisationsfeierlichkeiten finanzieren, dem Landsknechtsführer sein Fähnlein proviantieren. Er war einer von jenen zahlreichen jüdischen Geldhändlern, die ihr Vermögen mit leidlichem Gewinn immer in Bewegung hielten. Damit ernährte er seine Familie. Damit finanzierte er seine zahllosen Reisen durch das Reich, wenn es irgendwo ein Unrecht zu verhindern galt. Die Kontakte zu Kaisern und Königen gewann Josel von Rosheim nicht durch Geldgeschäfte, sondern durch seine Charaktereigenschaften, die sich in seiner Geschäftsführung offenbarten: Ehrbarkeit und unbedingte Zuverlässigkeit.



Karl von Spanien aus dem Hause Habsburg erkaufte sich mit Hilfe der Fugger die Kaiserkrone

Am 12. Januar 1519 starb MaximilianI. Nun mußten sich die deutschen Kurfürsten bei der Wahl des neuen Kaisers für einen von zwei Männern entscheiden, die beide nicht Deutsch sprachen: Franz von Valois und Karl von Habsburg.

Es gab noch keine einheitliche deutsche Sprache, nur mehrere deutsche Mundarten. Franz und Karl beherrschten keine von ihnen. So verschieden die beiden waren, eines hatten sie gemeinsam: Ihre Muttersprache war Französisch und ihre erste Fremdsprache Latein. Karl konnte auch noch Spanisch, was ihn den deutschen Bau-



Karl V. besiegte Franz I. von Frankreich 1525 in der Schlacht von Pavia. Jahrzehntelang kämpften beide Monarchen um die Vorherrschaft in Europa

ern und Bürgern auch nicht gerade näherbrachte.

Für die deutschen Juden war jeder Wechsel auf dem Kaiserthron ein Ereignis von einschneidender Bedeutung. Seit 1236 waren sie als Kammerknechte eng an die Person des Kaisers gebunden. Auch als Karl IV. die Kurfürsten am Nutzen aus dieser Bindung beteiligt hatte, blieb der Kaiser doch die übergeordnete Instanz.

Es war für die Juden lebenswichtig, nach jeder Kaiserwahl so schnell wie möglich zu erfahren, was das für ein Mann war, in dessen Besitz sie nun übergingen, der sie schützen sollte und dem sie dafür zu zahlen hatten.

Sie mußten fürchten, daß Franz gewählt wurde, der König eines Landes, das rigoros alle Juden aus seinen Grenzen vertrieben hatte. Franz konnte mit der Unterstützung der drei geistlichen Kurfürsten rechnen, denen er dank seiner guten Beziehungen zum Heiligen Vater mit dem heißbegehrten Kardinalshut hatte winken können. Die Erzbischöfe von Köln, Mainz und Trier waren auf seiner Seite.

Karl hatte dagegen den Vorteil der Tradition. Er war Maximilians Enkel. Der ursprüngliche Thronfolger, Karls Vater, Philipp der Schöne, war jung gestorben. Karl war erst neunzehn Jahre alt, besaß aber schon unvorstellbare Macht. Seine Mutter, Johanna die Wahnsinnige, hatte ihm die beiden spanischen Königreiche Aragon und Kastilien eingebracht, zu denen auch Neapel, Sizilien und die von Kolumbus neu entdeckten amerikanischen Besitzungen gehörten. Von seinem Großvater Maximilian erbte er nun die Königreiche Böhmen und die Lombardei, die Herzogtümer Kärnten, Steiermark, Krain und Österreich, Karl war jetzt vierfacher König und vierfacher Herzog, von anderen Titeln ganz zu schweigen. Nun ging es nur noch um die Kaiserkrone, um das wichtigste weltliche Machtsymbol, das auf Erden zu vergeben war.

Deutschland und die Deutschen interessierten Karl wenig. Er war eret in der burgundischen, dank in der spanischen Hofetikette zur Strenggläubigkeit erzogen worden, zum Schwert der Christenheit, und dachte in weiten Räumen: Die ganze Welt sollte ein einziges Reich unter seinem Zepter werden.

Daß auch die Kurfürsten so dachten, dafür sorgte das Augsburger Bankhaus Fugger, das unauffällig ihre Schulden beglich und überaus geschickt mit Konzessionen und Zuwendungen operierte. Karl brauchte nur sechs Stimmen. Die siebente gab er sich selber, als König von Böhmen. Am Ende schlug er Franz aus dem Feld.

Nachdem er gewählt war, ritt Karl V. inmitten einer prunkvollen Kavalkade nach Aachen und ließ sich am 22. Oktober 1520 dort im Münster von den Erzbischöfen von Köln, Mainz und Trier krönen. Ein junger Herr, abweisend und kalt, im weitesten Sinne des Wortes unansprechbar. Sein Großvater Maximilian hatte sich mit allen Menschen seines Reiches unterhalten können, weil er deren Sprache beherrschte, einschließlich Tschechisch und Slowenisch, denn dieses Reich war in den Zeiten seiner Größe nie ein Nationalstaat.

Karl V. legte auf Volkstümlichkeit keinerlei Wert.

Unter den Leuten, die von weither nach Aachen gekommen waren, um an diesem gewaltigen Schauspiel teilzuhaben, stand auch Josel von Rosheim als gewählter Vertreter der unterelsässischen Judengemeinden, entschlossen, bei dem jungen Kaiser erträgliche Bedingungen für die deutschen Juden zu erwirken, vor allem für ihren gesellschaftlichen Status, aber auch im Hinblick auf die Krönungssteuer. Seit Ludwig der Bayer 1328 zum Kaiser gekrönt worden war, hatte sich der Brauch erhalten, daß vor allem die Juden die Kosten für die Krönungsfeierlichkeiten aufbringen mußten. Es war also wichtig, beizeiten vernünftige Modalitäten für diese Sonderabgabe auszuhandeln.

Josel war jetzt an die vierzig Jahre alt, weithin bekannt und angesehen. Kaiser Maximilian hatte ihn empfangen, die Hofbeamten kannten ihn, und schon bald nach der Krönung empfing ihn der junge Kaiser. Josel schrieb in sein Erinnerungsbuch, das uns über sein ganzes Leben Auskunft gibt: »...und ich wandte mich an ihn und seine Diener, um für unser Volk zu bitten. Ich bekam königliche Privilegien für ganz Deutschland. Zwar hatten die Bürger von Rosheim und Kayserberg beschlossen, alle ihre Juden auszutreiben, aber mit Gottes Hilfe gelang es mir, den Kaiser dazu zu bewegen, daß er diesen Beschluß aufhob...«

Von nun an wurde es Josels Lebensaufgabe, überall, wo Gefahr war für die Juden und für die Städte, in denen sie wohnten, das Schlimmste zu verhindern.

Im Frühjahr 1525, während des Bauernkrieges, als Erasmus Gerber sich anschickte, mit seinem Heer die Reichsstadt Rosheim zu stürmen, ging Josel in das Lager des Bauernführers und verhandelte mit ihm so lange, bis Gerber gegen eine Zuwendung von 80 Goldgulden darauf verzichtete, die Stadt zu berennen.

Als dann das elsässische Bauernheer vernichtet war, schrieb Josel

in sein Tagebuch: »... hier im Elsaß kam der Herzog von Lothringen über sie und richtete sie zugrunde; auch in den anderen Ländern wurden sie erschlagen und ertränkt zu Tausenden und Myriaden...« Seit dem Jahre 1529 reichte Josel von Rosheims Wirken weit über die Grenzen des Elsaß hinaus. Der Anlaß war, daß alle mährischen Juden zusammengetrieben und eingekerkert worden waren, ohne zu wissen, was man ihnen vorwarf. Folgendes war geschehen: In dem Städtchen Pösing nahe Preßburg war ein kleiner Junge verschwunden. Gleich meldeten sich Zeugen und sagten aus, der Jude Esslein Ausch habe den Jungen gemartert, gestochen und ermordet. Die Büttel fingen Ausch, die Henkersknechte folterten ihn, und als er nicht mehr konnte, nahmen die Richter sein Geständnis zu Protokoll: Er habe den Jungen gemeinsam mit allen Pösinger Glaubensgenossen in der Synagoge geschächtet und ihm mit Strohhalmen das Blut ausgesogen, das hätten sie dringend für ein jüdisches Hochzeitsfest gebraucht.

Daraufhin nahmen die Pösinger alle Juden des Ortes gefangen und verbrannten sie. Es waren 36 im ganzen, Männer und Frauen, Greise und Kinder. Und danach wurden alle Juden, die in den Städten wohnten, aus ihren Häusern geholt und eingekerkert.

Josel traf sich mit den Vertretern vieler jüdischer Gemeinden in Günzburg an der Donau, und sie wählten ihn zu ihrem Vorsitzenden für ganz Deutschland. Durch zähes geduldiges Verhandeln erreichte er, daß die Eingekerkerten freikamen.

Einen bestimmten Titel bekam er nie. Sie nannten ihn »Befehlshaber der deutschen Judenschaft«, oder »Oberster in teutschen Landen«, oder »Der deutschen Jüdischheit Anwalt«. Der Gehalt aber blieb derselbe: Josel von Rosheim war der erste, den die deutschen Juden zu ihrem Sprecher wählten und mit allen Vollmachten ausstatteten.

Wenn Anschuldigungen wegen angeblichen Hostienfrevels und Ritualmordes von irgendwelchen Fanatikern neu ausgestreut wurden, widerlegte Josel sie. Er half jedem, der Hilfe brauchte, korrespondierte und sprach mit allen wichtigen Leuten seiner Zeit, mit Kaisern und Reichsfürsten, mit den Reformatoren, wie Martin Luther, trat auf den Reichstagen auf, vor dem Reichskammergericht und betrieb nebenbei noch seine Geldgeschäfte, um von keines Menschen Gunst abhängig zu sein.

Jeder achtete seine Weisheit, seinen Charakter und seine Bildung. Er wußte sich aufs Römische Recht

ebenso zu berufen wie auf die Päpstliche Bulle von 1247, in der Innozenz IV. alle unbegründeten Anklagen ohne eindeutige Beweise verbot, oder auf die von 1272, in der Gregor X. sich dagegen wandte, daß Ritualmordlegenden aus Bosheit konstruiert wurden. Er konnte sich auch auf mehrere Kaiser berufen, die ähnliche Anordnungen herausgegeben hatten. Sein Leben war ein zäher, gewaltloser Kampf um Verständnis und Menschenwürde bis zu seinem letzten Tag.

Anfang April 1554 wollte er in Heidelberg vor dem Kurfürsten von der Pfalz dafür eintreten, daß die Juden der Stadt Dangolsheim nicht vertrieben werden sollten. Er starb auf dem Weg dahin.

In der Chronik der Judengemeinde von Hagenau, der mächtigen Freien Reichsstadt im Elsaß, steht zu lesen: »Gott möge gedenken der Seele des Greises, unseres Fürsten, welcher ein Sohn des Gerson war und Josel genannt wurde! Viele Male hat er sein Leben in Gefahr gebracht, um seinen Schutz allen und jedem einzelnen zu bieten. Über vierzig Jahre lang ging er an die Höfe der Könige und Fürsten und bewahrte die Juden vor Unterdrückungen, Verfolgungen und Ermordungen. Und für dieses alles nahm er keine Belohnung, sondern tat es aus Liebe zu Gott und seinem Volk...«

Ein ebenbürtiger Nachfolger fand sich nicht. Josels Amt erlosch zugleich mit seinem Leben.

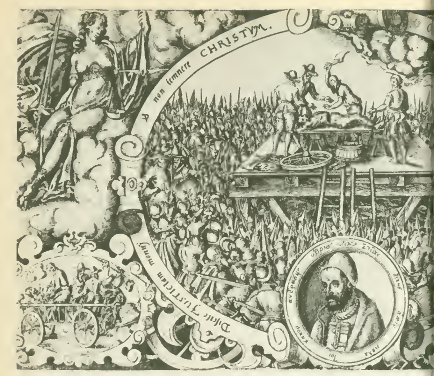
Der Münzmeister von Berlin

Zu dieser Zeit, als die Freunde Josel von Rosheim zu Grabe trugen, lebte in Berlin, der Hauptstadt des Kurfürstentums Brandenburg, ein Jude, der von ganz anderer Art war. Lippold kam aus Prag, der größten Judengemeinde im Deutschen Reich. Er kam mit seiner Familie, mit Sack und Pack und ließ nichts zurück außer einigen unbezahlten Rechnungen. Er brauchte dringend ein neues Betätigungsfeld, neue Gläubiger, neue Schuldner. Mit seinem sicheren Blick erkannte er sofort, daß Berlin das ideale Pflaster für einen Neubeginn war.

In Berlin regierte Kurfürst Joachim II., auch Hektor genannt, ein Mann, der nie ein angemessenes Verhältnis zu seinem schönen, aber armen Land gewann und ständig über seine Verhältnisse lebte. Seinem Sinn für Glanz und Pracht stand die vollkommene Unfähigkeit gegenüber, seine Wünsche in Einklang mit seinen Möglichkeiten zu bringen. Ein idealer Geschäftspartner für einen Mann wie Lippold. Bei Joachim II. hatte schon Michel von Derenburg sein Glück gemacht, das dann durch den nie geklärten Sturz jäh beendet worden war.

Kurfürst Joachim II. begann mit dem Bau des Berliner Schlosses und ließ den großen Saal von Lucas Cranach ausmalen. Er baute Lustschlösser und Jagdschlösser ringsum in der Mark Brandenburg, legte die Festung Spandau an und veranstaltete die herrlichsten Feste. Er hatte eine schöne Stimme und wußte die Laute respektabel zu zupfen. Da seine zweite Gemahlin Jadwiga, die Tochter des Polenkönigs Sigismund I., nach einem schweren Treppensturz nur eingerollt auf der Seite liegen konnte, hielt er sich eine ganze Reihe teurer Freundinnen, die seinen Etat erheblich belasteten.

Die berühmteste war Anna Sydow, die Witwe des Artilleriehauptmanns Dietrich, der seine Geschütze noch selber aus Bronze gegossen hatte, weswegen Anna allgemein »Die schöne Gießerin« genannt wurde. Joachim-Hektor hatte auch ihre Tochter Magdalene sehr gern und machte ihr fürstliche Geschenke. Dann sorgte er ständig



dafür, daß Anna immer noch mehr so anmutige Kinder bekam und überließ ihr die kurfürstliche Personalpolitik. Sie brachte überall Leute unter, die ihr lagen, und die Staatsschulden wuchsen von Monat zu Monat.

Um das Jahr 1550 kam Lippold nach Berlin. Es gab dort nur eine kleine Judengemeinde, nachdem da 1510 im Gefolge eines angeblichen Hostienfrevels 26 Juden verbrannt und der Rest vertrieben worden war. Erst durch Vermittlung von Michel von Derenburg waren in den vierziger Jahren wieder ein paar jüdische Familien zugezogen.

Lippold fing als Kammerdiener beim Kurfürsten an, als einer, der alles kann und vor nichts zurückscheut. Er beschaffte, was Joachim-Hektor verlangte: zu essen, zu trinken, ein Fußbad, das Nachthemd, eine Wärmflasche, einen Wadenwickel, einen Absud grüner Minze. Deswegen hieß es in Berlin, der Prager Jude sei auch des Kur-



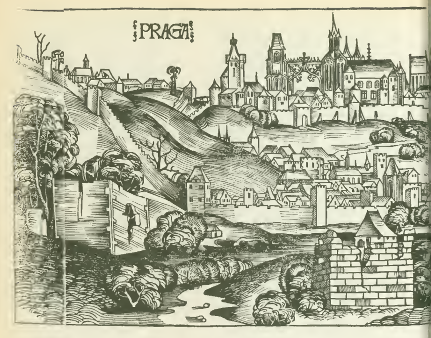
Der Jude Lippold aus Prag war der Münzmeister Joachims II. von Brandenburg. Als der Kurfürst plötzlich starb, ließ sein Erbe den Lippold hinrichten

fürsten Leibarzt. Das stimmte nicht. Hofmedicus war Doktor Paul Luther, ein Sohn des großen Reformators. Lippold konnte nur allerlei Tränklein und Salben für kleine alltägliche Verdrießlichkeiten bereiten.

Und dann blieb es nicht aus, daß der wendige Lippold auch mal einer Dame unauffällig Zutritt beim Kurfürsten verschaffte, ohne daß Kurfürstin Jadwiga oder gar die schöne Gießerin etwas davon erfuhren. Und endlich fand der neue Kammerdiener ein Betätigungsfeld, das seinen Talenten am besten entsprach: Der kleine rasche, der langlaufende große Kredit, die Pfandleihe, der Handel mit Gold, Silber und Edelsteinen. Im Nu wurde Lippold die große Hoffnung eines bei dem allgemeinen flotten Leben völlig verschuldeten Hofgefolges und der allmächtige Vertraute des Landesherrn.

Lippold war ein Genie in der hohen Kunst, Geld zu verleihen, das er nicht hatte. Er verfügte über ein Netz weitreichender Beziehungen. Als Vertrauter des Kurfürsten hatte er überall Kredit. Was seine Auftraggeber verlangten, er konnte es beschaffen: Goldbrokatgewänder, Colliers, Samtbaretts mit Brillanten besetzt, oder auch ganz einfach nacktes Geld. Er nahm $4\frac{1}{2}$ Prozent pro Monat = 54 Prozent pro Jahr, ein selbst für damalige Verhältnisse enorm hoher Zinssatz. So konnte er rasch ein kräftiges Arbeitskapital erwerben. In kurzer Zeit ernannte Kurfürst Joachim-Hektor ihn zum Münzmeister, zum Schatullenverwalter, zum Obersten aller märkischen Juden.

Als Münzmeister hatte Lippold das



Rohmaterial zu beschaffen und in der Berliner Münze Gulden, Groschen und Pfennige davon zu prägen. Alles Edelmetall im Lande unterstand seiner Kontrolle. Wer ungeprägtes Gold oder Silber zurückhielt, konnte von ihm eingesperrt werden. Von diesem Recht machte Lippold mehrfach Gebrauch. So ließ er bei achtzehn Berliner Bürgern alles beschlagnahmen, was die Büttel dort an Rohsilber und Dukatengold fanden. Alle Geldstücke aus der Berliner Münze trugen den Davidstern als Lippolds Prägezeichen.

Mit solchen Maßnahmen erregte er den Haß der Berliner, und zwar nicht nur der christlichen, sondern auch der jüdischen, deren ganze Gemeinde er in Mißkredit brachte mit seiner Brutalität und seiner miesen Zahlungsmoral. Er verlangte zwar immer prompt alles, was ihm zustand, war aber selber als säumiger Zahler berüchtigt. Rechnungen von Leuten, die ihm nicht gefährlich werden konnten, bezahlte er grundsätzlich nicht. Seine Glaubensgenossen fürchteten nicht zu Unrecht, daß der Haß, den er auslöste, eines Tages auf alle



Prag, lange Zeit die Residenz der deutschen Kaiser und Könige, hatte Mitte des 16. Jahrhunderts die größte Judengemeinde im Reich, als Lippold vor seinen Gläubigern aus der böhmischen Hauptstadt ins brandenburgische Berlin floh

zurückschlagen würde. Dazu ließ er sich etwas zuschulden kommen, was das ausgeprägte ethische Empfinden der Juden tief verletzte: Als sein Bruder Pinkus starb, raffte Lippold im Bewußtsein seiner Macht dessen gesamtes Erbe an sich und ließ sich erst nach einem Prozeß vor dem Stadtgericht herbei, der Witwe und den Kindern einen winzigen Teil davon auszuhändigen. Damit war er für seine Gemeinde erledigt.

Beim Kurfürsten aber wuchs sein Ansehen ständig. Bei der Krönung Kaiser Maximilians II. im Sommer 1562 konnte Joachim-Hektor glänzen wie kein anderer Reichsfürst: 47 Grafen, Freiherrn und Ritter folgten ihm in prachtvollem Aufzug. 15 Rechtsgelehrte, Theologen und Ärzte. 452 Pferde mit herrlichen Schabracken trugen die Reiter oder zogen die Prunkkaros-

sen. Und sieben Jahre später, als der Kurfürst auch Landesherr des Herzogtums Preußen geworden war, organisierte Lippold ein Fest von einem Glanz, der den finanziellen Möglichkeiten des Landes absolut nicht entsprach: Joachim ritt im Zobelmantel auf einem Pferd, das mit Goldblättchen behangen war.

Am 2. Januar 1571 zog Joachim-Hektor auf die Wolfsjagd. Es war ein kalter Tag. Er fühlte sich schlapp und hinfällig. Das alles überanstrengte ihn. Bald saß er von seinem Pferd ab und ließ sich in einem Schlitten auf das Schloß Köpenick fahren. Er legte sich ins Bett. Lippold war bei ihm und reichte ihm einen Becher Malvasier, griechischen Gewürzwein.

In der Nacht starb der Kurfürst von Brandenburg. Er hinterließ ein mit 2,6 Millionen Gulden verschuldetes Land. Das war ein für damalige Verhältnisse unvorstellbar hoher Betrag, der nach menschlichem Ermessen erst in mehreren Generationen zurückzuzahlen war. Am Morgen des 3. Januar ließ sein Sohn und Erbe Johann Georg die schöne Gießerin verhaften und nach Spandau bringen. Lippold hatte sich schon einen Schlitten beschafft, aber er kam nicht mehr weg. Die Schergen fingen ihn und brachten ihn ins Gefängnis. Die Leute stürmten indessen sein Haus. Da fanden sie mehr als 11 000 Pfänder. Sie schleppten alles fort und verbrannten die Schuldscheine. Dann kamen auch seine Gläubiger und zeigten die unbezahlten Rechnungen vor. Es waren viele Juden dabei, die nun keinerlei Hoffnung mehr hatten, etwas zurückzuerhalten.

Der Prozeß gegen Lippold dehnte sich über zwei Jahre hin. Ihm wurde vorgeworfen, er habe den Kurfürsten verzaubert und in der Todesnacht vergiftet. Kein Gedanke war so unsinnig wie der, daß Lippold ausgerechnet den Mann beseitigt haben sollte, dem er seine Macht verdankte und der ihn schützte.

Bei der Prüfung seiner Bücher stellte sich heraus, daß er zwar ein skrupelloser Geschäftemacher gewesen war, aber als Münzmeister und Schatullenverwahrer korrekt gewirtschaftet hatte. Sein schlimmstes Verbrechen wurde ihm nicht angelastet: Er hatte das Verhältnis zwischen Christen und Juden in Berlin so vergiftet, daß es lange Zeit nicht zu bereinigen war. Die Folgen waren verheerend: Alle Juden wurden aus der Mark Brandenburg vertrieben und erst runde hundert Jahre später unter dem Großen Kurfürsten wieder ins Land gelassen.

Die schöne Gießerin starb während der Untersuchungshaft in



Anna Sydow, die einflußreichste unter den vielen Geliebten des Kurfürsten Joachim, protegierte den Münzmeister Lippold

Spandau. Der Münzmeister Lippold wurde gefoltert, bis er gestand, den Kurfürsten vergiftet zu haben. Das war in jener Zeit sogar ein legitimes Verfahren; Kaiser Karl V. hatte die Halsgerichtsordnung erlassen, die diese Art der Vernehmung vorsah. Nachher im Kerker widerrief Lippold sein Geständnis. Da folterten sie ihn noch einmal. Da hatte er keine Kraft mehr und gestand endgültig.
Am 28. Januar 1573 packten ihn die Henkersknechte auf öffentlichem Platz in Berlin vor Tausenden von Menschen mit glühenden Zangen. Danach ließen sie seinen Leib von vier Pferden in Stücke reißen und die verbrannten sie dann. Als das geschah, kroch eine völlig verängstigte Maus unter dem Scheiterhaufen hervor und versuchte zu fliehen.
»Da ist der Teufel!« schrien die Menschen. »Das ist der Satan, der in ihm gewohnt hat! – Fangt ihn! Fangt ihn!« Und sie jagten die Maus und zertraten sie.



In der Freien Reichsstadt Frankfurt – seit 1330 eine Messestadt von internationaler Bedeutung – lebte eine wohlhabende Judengemeinde, die weltweit lebhaften Handel trieb. Der Rat der Stadt förderte ihre Aktivitäten, die Zünfte neideten den Juden den Erfolg (Stich aus jormanns »Das Gewimmel und Getümmel der Frankfurter Meß« von 1696)

Der Fettmilch-Aufstand von 1614

In der Freien Reichsstadt Frankfurt kreuzten sich mehrere uralte Handelsstraßen. Es ergab sich von selber, daß hier ein Messeplatz entstand. Hier trafen sich die Kaufleute, hier bot man Waren aus fernen Ländern an, hier zeigten die einheimischen Handwerker ihre eigenen Erzeugnisse, hier wurden Bestellungen entgegengenommen, Warensendungen ausgeliefert, Geld aus aller Welt in jede andere Währung umgetauscht.

Die Frankfurter Judengemeinde war durchweg wohlhabender als die anderer Städte, sie wurde seltener belästigt oder geschädigt. Zwar mußten die Juden auch hier im Getto leben und sich an die Kleiderordnung halten (Männer hatten einen grauen Kreis in Apfelgröße auf der Brust zu tragen, Frauen einen grauen Streifen in Stola-Breite um die Schultern), aber der Rat der Stadt schützte sie, weil sie durch ihre weitreichenden Beziehungen und ihr kaufmännisches Geschick manch gutes Geschäft machten, von dem das ganze Gemeinwesen profitierte.

Anders die Handwerker. Die waren fest eingespannt in die straffe Ordnung ihrer Zünfte, deren Satzungen noch ganz auf das mittelalterliche Leben zugeschnitten waren und im Geschäftsleben an der Schwelle des siebzehnten Jahrhunderts eher hinderlich als hilfreich waren. Die Juden, die von allen Zünften ausgeschlossen waren, mußten sehen, wie sie ohne deren Schutz durchkamen. Da sie nichts herstellen durften, konnten sie nur kaufen und verkaufen, und es blieb ihnen nichts anderes übrig, als von Haus zu Haus zu ziehen und ihre Waren anzubieten, und zwar billiger als die Handwerker, zu denen die Kunden in die Werkstätten kommen mußten.

Außer dem traditionellen Handel mit Geld, dem Beleihen von Pfändern, dem Wechseln ausländischer Münzen bauten die Frankfurter Juden bald auch den Import von Bijouterien, von Edelmetallen und Edelsteinen sowie von Textilien erfolgreich aus, zur Freude des Rates und zum Leidwesen der Zünfte.

Seit 1562 wurden in Frankfurt die deutschen Kaiser gewählt und ge-



krönt. Das brachte jedesmal viel Geld in die Stadt. Da kamen die Reichsfürsten von weither mit ihrem zahlreichen Gefolge, da kamen kaiserliche Räte, Prinzen, Prinzessinnen und Hofdamen, da wurden politische und familiäre Bindungen ausgehandelt. Da wollte man Feste feiern und gesehen werden. Wer Aufwand treiben will, braucht Menschen, die alles beschaffen können, was dazugehört, einschließlich des Hafers für die Reitpferde. Die Frankfurter Juden konnten es, und vieles von ihrem Gewinn blieb in den Steuer-Truhen der Stadt hängen.

Als im Mai 1612 Kaiser Matthias gewählt wurde, bedrängten ihn die Zünfte, er möge nur eine bestimmte Zahl von Juden in der Stadt zulassen, deren Bewegungsfreiheit noch mehr einschränken und ihnen den Großhandel ganz verbieten und bei Geldgeschäften ihre Gewinnspanne drücken. Aber weder der Kaiser noch die Frankfurter Ratsherren glaubten, daß sich eine noch weitergehende Benachteiligung der Juden zum Vor-

Als Kaiser Matthias und der Frankfurter Stadtrat den Juden die Erwerbsmöglichkeiten nicht beschneiden wollten, griffen die Zünfte zur »Selbsthilfe«. Am 22. August 1614 plünderten die aufgebrachten Handwerker die Judengasse am Wollgraben und vertrieben die Frankfurter Juden (Kupferstich von H. Merian, 1642)

teil für die Zünfte auswirken würde.

Die Unzufriedenheit unter den Handwerkern wuchs. Zwei Männer nutzten die Enttäuschung der Kleinbürger über die allgemeine Teuerung, über die schlechte Auftragslage, über die Selbstherrlichkeit des Rates, der bei seinen Entscheidungen die Bedürfnisse der Bürger zumeist übersah, und schwangen sich zu Volksführern auf: Der eine war der hochverschuldete Advokat Weitz, der keine andere Rettung mehr sah, als sich seiner jüdischen Gläubiger mit einem Gewaltakt zu entledigen, der andere war der Lebkuchenbäcker Vinzenz Fettmilch. Beide wollten die Macht in der Freien Reichsstadt Frankfurt, und beide waren sich klar darüber, daß sie am Anfang ihrer Revolte einen spektakulären Erfolg erringen mußten. Die Judengasse am Wollgraben schien ihnen das geeignete Objekt zu sein, ein in sich geschlossener Stadtteil, von einer Mauer umgeben, leicht zu zernieren, mit der Chance, große Beute bei geringer Gegenwehr machen zu können. Sie trommelten ihre Anhänger zusammen und zogen mit dem bewaffneten Haufen zur Judengasse.

Vor den Toren standen christliche Wächter, die zwar von den Juden besoldet wurden, sich ihnen aber nicht verpflichtet fühlten. Sie öffneten die Gettotore.

Das geschah am 22. August 1614. Fettmilch und Weitz plünderten mit ihren Mannen Haus für Haus, erschlugen jeden, der sich oder seine Familie schützen wollte, zertrümmerten das Mobiliar, nahmen alles mit, was sich wegschleppen ließ, und trieben die überlebenden Juden aus der Stadt.

Danach beherrschten sie Frankfurt. Aber da sie nicht wußten, wie es nun weitergehen sollte, und da die meisten schon zufrieden mit ihrer reichen Beute nach Hause zogen und sich über die fernere Entwicklung keine Gedanken machen wollten, war Fettmilch bald isoliert. Der Advokat war schon beizeiten verschwunden.

Erst nach anderthalb Jahren gelang es mit Hilfe des Kaisers, Ruhe und Ordnung wiederherzustellen. Kaiser Matthias ließ Fettmilch den Prozeß machen. Er wurde zum Tode verurteilt und hingerichtet. Die Stadt mußte den Juden ihren Schaden ersetzen, und alle Vertriebenen wurden unter dem

Schutze kaiserlicher Truppen in einem festlichen Zug wieder nach Frankfurt zurückgeholt. Um ähnliche Übergriffe für die Zukunft zu vermeiden, ließ der Kaiser an den drei Gettotoren Schilder anbringen, auf die das kaiserliche Wappen gemalt wurde und die Inschrift: »Kaiserlicher Majestät und des Heiligen Reiches Schutz.« Gleichzeitig garantierte Matthias den Frankfurter Juden auf ewige Zeiten freies Wohnrecht in Frankfurt am Main.

Die Chronik der Glückel von Hameln

In Hamburg ließen sich die ersten Juden um das Jahr 1600 herum nieder, rund anderthalb Jahrtausende nach jenen, die an Rhein und Donau gesiedelt hatten. Es waren keine Aschkenasim, keine deutschen Juden, sondern Sephardim, die aus Portugal und Spanien stammten. Sie gaben sich anfangs auch nicht als Juden zu erkennen, sondern gehörten offiziell der Katholischen Kirche an. Sie hießen Soares und da Silva, da Fonseca und d'Andrade, Esteves und Mendes.

Alle waren getauft, aber in Hamburg kam rasch heraus, daß sie mehr als hundert Jahre lang nur zum Schein Katholiken gewesen, im Inneren aber treu zu ihrem jüdischen Glauben gehalten hatten. In Spanien und Portugal nannte man solche Menschen »marranos« = Schweine, in Hamburg wurden sie einfach »die Portugiesen« genannt, und hier konnten sie sich wieder zu ihrer Religion bekennen. Diese Sephardim, die dann einige Zeit an der Unterelbe eine große Rolle spielten, hatten mit den deutschen Juden nur den Glauben gemeinsam, schon der Ritus war ein anderer, ihre ganze Entwicklung war anders verlaufen. In der Zeit des Römischen Weltreichs waren diese Juden nicht durch Griechenland oder Italien nach Mitteleuropa gezogen, sondern entlang der Südküste des Mittelmeeres nach Westen gewandert, hatten in Ägypten gelebt, in Tunesien, in Algerien, in Marokko und sich später in Spanien und Portugal angesiedelt.

Seit dem siebten Jahrhundert war in all diesen Gebieten der Islam die Staatsreligion, die das ganze Leben bestimmte. Der Islam war in der Frühphase sehr tolerant gewesen und hatte Christen und Juden in seinem Machtbereich geduldet, weil Mohammed beide gleichermaßen als Empfänger göttlicher Offenbarung anerkannte. Nicht zuletzt die Juden, die über den ganzen Machtbereich des Islam verstreut lebten, hatten von dessen hoher Kultur profitiert. In den Akademien des Islam war eine Elite von Mathematikern und Kartographen herangebildet worden, von Medizinern und Philoso-

phen, von Rechtsgelehrten und Astronomen. Die Muslims verfügten auch über ein hochentwickeltes Bankwesen und waren hervorragende Kunsthandwerker. Das alles brachten sie mit, als sie die Iberische Halbinsel fast vollständig besetzten.

In diesem kulturellen Raum entwickelten sie reiche und angesehene Sepharden-Gemeinden. Es gab viele Juden in Spanien und Portugal, die bei ihren christlichen Königen höchstes Ansehen genossen, als Leibärzte, als Finanzberater, als Rechtsgelehrte. Sie wurden geadelt, sie wurden Minister.

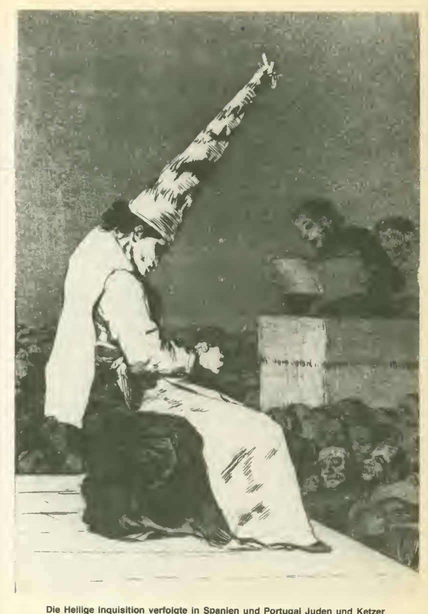
Und dann kamen Ferdinand der Katholische, König von Aragon, und seine Gemahlin Isabella, die ihm das Königreich Kastilien in die Ehe eingebracht hatte. Beide waren strenggläubige Katholiken, was sie nicht daran hinderte, den Juden Don Isaak Abarbanel zum Finanzminister ihres Gesamtreiches zu machen.

Und schließlich kam der Tag, an dem Ferdinands Truppen die letzten Muslims aus Granada vertrieben, und der fromme König gelobte zum Dank dafür, alle Juden aus Spanien zu jagen. Innerhalb von vier Monaten sollten sie verschwunden sein, und wer nach dem 12. Januar 1493 noch im Lande angetroffen wurde, verfiel dem Scharfrichter. 300000 Menschen flohen aus dem Land, ließen ihre Häuser zurück, ihre Werkstätten und Geschäfte, nahmen nur das wenige mit, was sich auf einen Karren oder einen Esel packen ließ. Sie zogen nach Portugal oder segelten nach Italien, in die Niederlande, nach Deutschland. Frankreich mußten sie meiden, weil sich dort seit 1394 kein Jude mehr zeigen durfte.

König Ferdinand der Katholische wollte Don Isaak Abarbanel gern bei sich behalten, weil er ihm so gute Gewinne erwirtschaftete, aber Don Isaak verschmähte diese Gnade, schloß sich freiwillig seinen Glaubensbrüdern an, nahm alle Lasten und alle Gefahren der Emigration auf sich und fand schließlich Zuflucht in Venedig.

Die meisten spanischen Juden flohen nach Portugal. Dort regierte König Joao II., ein toleranter Mann, der die Juden schätzte, weil sie lebhaften Handel in seine Hafenstädte gebracht hatten. Als aber Joao starb, wurde sein Vetter Manuel König. Aus dynastischen Gründen freite er um eine Tochter Ferdinands des Katholischen. Er erhielt sie auch, aber nur unter einer Bedingung: Die Braut wollte nur nach Portugal kommen, wenn das Land zuvor judenfrei gemacht werde.

Manuel hatte schon die ganze reiche Mitgift einkalkuliert und



Die Heilige Inquisition verfolgte in Spanien und Portugal Juden und Ketzer gleichermaßen (Kupferstich von Francisco de Goya)



Isabella die Katholische brachte das Königreich Kastilien in die Ehe mit Ferdinand von Aragon. Ihr jüdischer Finanzminister Abarbanel floh, als die Königin 1493 die Juden der Heiligen Inquisition und der christlichen Zwangstaufe überantwortete (Zeitgenössisches Gemälde)

ging auf diese Bedingung ein. Am 30. Oktober 1496 unterschrieb er den Ehevertrag und fünf Tage später die Verfügung, daß alle Juden, die sich nicht taufen lassen wollten, innerhalb von elf Monaten Portugal zu verlassen hätten.

Natürlich war ihm klar, daß der Auszug der Juden einen unersetzlichen Verlust für die portugiesische Wirtschaft bedeutet hätte, und er suchte verzweifelt nach einem Kompromiß. Zunächst war es wichtig, die Schwiegereltern und die spanischen Kirchenfürsten zu beruhigen, die schon voller Mißfallen auf das weit tolerantere Portugal blickten. So befahl Manuel, daß 1497, am ersten Tag des Passahfestes – das etwa dem christlichen Osterfest entspricht –, alle jüdischen Kinder eingefangen und gewaltsam getauft werden sollten. Diesen Befehl vollstreckten die Büttel konsequent. Sie rissen den Eltern ihre Kinder weg, auch wenn sie dabei verstümmelt oder totgedrückt wurden. Wo sie keine Kinder fanden, packten sie alte Leute und schleiften sie zur nächsten Kirche. Viele Familien gingen gemeinsam in den Tod, andere fügten sich der Gewalt und ließen sich taufen. Wieder andere entschlossen sich, lieber alles zurückzulassen und innerhalb der vorgeschriebenen Zeit aus der Heimat zu fliehen, als sich taufen oder erschlagen zu lassen.

All diese jüdischen Auswanderer mußten sich in Lissabon melden und registrieren lassen, um dann von dort aus per Schiff auszureisen. Als sie in Lissabon ankamen, wurden sie in enge Verliese gepfercht und so lange ohne Essen und Trinken gelassen, bis sie nicht mehr die Kraft hatten, sich gegen ihre Taufe zu wehren.

Im Inneren blieben die meisten gewaltsam Getauften doch Juden und trafen sich heimlich in ihren Wohnungen, um gemeinsam zu

beten. Über 80 Jahre lang konnten sie dieses gespaltene Leben in Portugal führen. Zwei neue Generationen wuchsen in dieser Zeit heran, die als Kinder getauft und dann nach und nach von ihren Eltern behutsam darauf hingewiesen wurden, daß sie eigentlich Juden waren. Einige von ihnen kamen zu Wohlstand und Ansehen, rückten in hohe Staatsstellungen vor oder wurden bedeutende Gelehrte. Die Masse aber lebte isoliert von den christlichen Nachbarn. In deren Augen waren und blieben sie getaufte Juden, also Christen zweiten Ranges, und wurden nie voll anerkannt, obwohl sie sich äußerlich genau an alle Vorschriften der Katholischen Kirche hielten. Im April 1506 kam es in Lissabon zu einem Massaker, dem 2000 getaufte Juden zum Opfer fielen. Danach ließ man sie 73 Jahre lang weitgehend unbehelligt. Im Jahre 1579 wurde die Inquisition, die in Spanien schon lange arbeitete, auch in Portugal zur alles beherrschenden Macht. Nun suchte ein großer Spitzelapparat danach, wer unter dem Deckmantel des Christentums heimlich noch Jude war.

Auf die Dauer war es unerträglich, in ständiger Todesangst vor der Inquisition zu leben, und nun begann die Flucht der Sephardim in die Niederlande und in die norddeutschen Küstenstädte. So kamen noch vor dem Jahre 1600 die ersten Portugiesen nach Hamburg, nominell noch als Katholiken, aber sie fanden rasch heraus, daß damals in der protestantischen Hafenstadt Katholiken nicht angesehener waren als Juden. Und so bekannten sie sich offen zu ihrem alten Glauben.

Sie brachten nicht wenig mit: Kultur, vielseitige Kenntnisse, Tradition, weltweite Geschäftsbeziehungen nach Amerika und Indien, nach Rußland, Persien und Afrika. Und dann noch Geld, Gold und Edelsteine. Sie waren Kaufleute, Diplomaten und Ärzte, Bankleute und Juweliere. Der Hamburger Rat empfand diese Sephardim, die sogleich ein ganzes Netz von nützlichen Verbindungen in die Hansestadt zogen, als ausgesprochene Bereicherung und half ihnen, Fuß zu fassen.

Anfängliche Sprachschwierigkeiten waren rasch überwunden, da diese Leute ohnehin gewohnt waren, sich in mehreren Sprachen zu verständigen. Bloß mit dem Plattdeutschen haperte es, und so kamen die ersten Feindseligkeiten aus den Kreisen der Kleinbürger, die nur Platt sprachen, und außerdem waren diese Sephardim halt ein wenig anders als die Leute aus Pinneberg oder Winsen an der Luhe.

Außer den Sephardim kamen nach

und nach auch deutsche Juden in die Stadt, von den Portugiesen »Tedescos« genannt. Die beiden Gruppen hatten Schwierigkeiten, sich zu verständigen. Die Aschkenasim sprachen nämlich Jiddisch, die Sephardim Spaniolisch, eine Mischsprache aus Spanisch, Portugiesisch und Hebräisch. Um 1650 herum kam noch eine dritte Gruppe hinzu: Flüchtlinge aus Polen, die von den Sephardim »Polaccos« genannt wurden. Es waren Nachkommen jener deutschen Juden, die um 1350 nach der großen Pest aus ihren deutschen Heimatstädten vertrieben worden waren und in Polen Zuflucht gefunden hatten.

Anfangs waren sie von den polnischen Königen mit offenen Armen aufgenommen worden, und sie hatten erheblich dazu beigetragen, die Städte auszubauen und Handel und Gewerbe zu beleben, als sie aber dabei auch selber zu einigem Wohlstand gekommen waren, hatten sie den Neid des in Polen überaus zahlreichen, nicht immer wohlhabenden Adels erregt. Auch viele Bürger sahen in ihnen nur die lästige Konkurrenz und vertrieben sie aus ihren Städten. Nach und nach verloren die Juden in Polen ihre alten Privilegien, sie durften keine öffentlichen Ämter mehr bekleiden, nicht mehr ungehindert Handel treiben oder jedem beliebigen Handwerk nachgehen, und schließlich sanken sie auf den mittelalterlichen Status von Kammerknechten herab. Das heißt, sie wurden Leibeigene der Leute, denen das Land gehörte, auf dem sie wohnten, vor allem der Großgrundbesitzer. Die setzten sie mit Vorliebe dazu ein, Zinsen, Pachtgelder, Zölle, Steuern und alle sonstigen Abgaben bei ihren nichtjüdischen Bauern einzutreiben. Das war eine bequeme Regelung, die auch noch den Vorteil hatte, daß man den Haß der ständig gemahnten und gedrängten Bauern auf die Juden abwälzen konnte, die man andererseits mühelos unter Druck setzen konnte, wenn sie die Gelder nicht rigoros eintrieben.

Als sich 1648, in dem Jahr, in dem in Deutschland der Dreißigjährige Krieg zu Ende ging, die Bauern und Kosaken in der Ukraine gegen die polnische Zwangsherrschaft erhoben, war es wieder eimmal nicht schwer, den lange unterdrückten Haß auf die Juden abzuwälzen. Mehr als zehntausend von ihnen wurden erschlagen, über dreißig jüdische Gemeinden vollkommen ausgelöscht. Wer dem Massaker entging, flüchtete nach Deutschland, und da war es gar nicht so schwer, in den Judengemeinden, die den Dreißigjährigen Krieg überstanden hatten, sogleich

Anschluß zu finden, denn diese Flüchtlinge waren Aschkenasim, und in den 300 Jahren in Polen hatte sich ihre Sprache kaum verändert. Sie hatten das Judendeutsch, das Jiddisch, weitgehend unverfälscht bewahrt. Der Grundbestandteil des Wortschatzes war immer noch Mittelhochdeutsch. Zu den hebräischen und aramäischen Elementen hatten sich im Laufe der Zeit auch slawische Wörter in der Sprache eingeschmolzen. Es war eine merkwürdige Situation, daß sich in Hamburg die spanischen und portugiesischen Sephardim heimisch fühlten, während sie in den »Tedescos« und »Polaccos« Fremde sahen.

Die deutschen Juden hatten unter den Schrecken des Dreißigjährigen Krieges ebenso gelitten wie das übrige Volk. Sie waren durchweg arme Leute, deren Lebensmöglichkeiten seit Generationen auf wenige Berufe beschränkt gewesen waren, auf Altwarenhandel und Hausiererei, auf Pfandleihe, Geldwechsel und, wenn sie zu den ganz Erfolgreichen gehörten, auf Handel mit Gold, Silber und Edelsteinen. Ein solcher Edelsteinhändler war Loeb Pinkerle, der Vater der Glückel von Hameln.

Glückel wurde in der Freien Hansestadt Hamburg am Ende des Dreißigjährigen Krieges geboren. Später, als reife Frau, schrieb sie 1690 ihre Lebenserinnerungen auf, die zweihundert Jahre lang unbeachtet auf Dachböden verstaubten, bis ein Budapester Judaist sie entdeckte und als Buch herausgab. Zwei Abschriften existierten von diesen Memoiren, aber kaum jemand hatte sie bis dahin gelesen. Es war allerdings auch nicht ganz leicht, Glückels Aufzeichnungen zu entziffern. Sie waren in einer norddeutschen Variante des Jiddisch verfaßt, einer Mischung aus Hochdeutsch, Plattdeutsch, Hebräisch-Aramäisch, und in hebräischen Buchstaben geschrieben. Ein altmodisches Jiddisch, das selbst Jiddischsprechende kaum verstanden. In dieser ungewöhnlichen und ausdrucksstarken Sprache hatte Glückel Hameln alles zu Papier gebracht, was um sie herum geschehen war. Sie hatte im Cheder, der jüdischen Elementarschule, Hebräisch beten, lesen und schreiben gelernt. Mit den Nachbarn, den Kindern auf der Straße, dem Krämer und dem Milchmann sprach sie Plattdeutsch, mit den Geschäftsfreunden, die ihren Vater besuchten, Hochdeutsch.

»...Meine lieben Kinder, ich habe begonnen, dieses Buch zu schreiben nach dem Tode eures frommen Vaters, um meine Seele zu beruhigen, wenn mir traurige Gedanken kamen und die Sorgen mich drück-



ten. Manche Nacht habe ich nicht geschlafen, dann bin ich aufgestanden und habe geschrieben, um mir damit die Zeit zu verkürzen...«

»...Ich möchte euch meine Lebenserinnerungen in sieben Büchlein hinterlassen, wenn Gott mich so lange am Leben läßt. Es schickt sich am besten, wenn ich mit meiner Geburt anfange. Es war im Jahre 5407 (das heißt 1646/47 nach christlicher Zeitrechnung) in Hamburg, daß mich meine fromme Mutter zur Welt gebracht hat. Als ich noch keine drei Jahre alt war, wurden alle Juden aus Hamburg vertrieben und mußten nach Altona ziehen, das dem König von Dänemark gehört, der den Juden guten Schutz bot. Dieses Altona ist kaum eine Viertelstunde von Hamburg entfernt. Da gab es damals schon 25 jüdische Haushaltungen, und da hatten wir auch unsere Synagoge und unseren Fried-



Im Dreißigjährigen Krieg litten die deutschen Juden unter der marodierenden Soldateska ebenso wie die deutschen Katholiken und Protestanten. Viele Gemeinden wurden völlig ausgerottet (Kupferstich von Jaques Callot, 1633)

hof. So haben wir eine Zeitlang in Altona gewohnt und nach vieler Mühe erreicht, daß die Juden Pässe bekamen, so daß sie tagsüber nach Hamburg wandern und dort ihren Geschäften nachgehen konnten. So ein Paß hat vier Wochen gegolten und einen Dukaten gekostet. Wenn er abgelaufen war, mußte man einen neuen kaufen. Manchmal haben arme Juden, die das Geld nicht hatten, versucht, sich ohne Paß in die Stadt einzuschleichen. Aber wenn sie ertappt wurden, hat man sie ins Gefängnis gesteckt... Des Morgens in aller Frühe, wenn sie aus dem Bethaus kamen, sind die Männer nach Hamburg gegangen, und abends,

bevor das Stadttor geschlossen wurde, nach Altona zurückgekehrt. Dabei waren sie oft ihres Lebens nicht sicher, weil bei den Bootsleuten, den Soldaten und anderem einfachen Volk so ein Judenhaß geherrscht hat. Und jede Frau hat abends Gott gedankt, wenn sie endlich ihren Mann wieder bei sich daheim gehabt hat...«

»...als ich an die zehn Jahre alt war, haben die Schweden gegen den König von Dänemark Krieg angefangen. Es war ein sehr kalter Winter, wie er seit 50 Jahren nicht gewesen ist. Man hat ihn den ›schwedischen Winter‹ genannt. Die schwedischen Soldaten haben ganz leicht überall hinkommen können, weil alles Wasser hart gefroren war. An einem Sabbat war es, da ertönte auf einmal ein großes Wehgeschrei: ›Die Schweden kommen!‹ Es war früh am Morgen. Wir lagen alle noch im Bett. Da sind wir aufgesprungen und nackt und bloß nach Hamburg gelaufen und haben bei den Portugiesen oder bei anderen Bürgern notdürftig unterkriechen müssen. Einige Zeit haben wir ohne Pässe da gelebt, dann hat mein Vater es erreicht, daß wir wieder Wohnrecht bekamen. Er war der erste deutsche Jude, der wieder in Hamburg Fuß gefaßt hat... Mein Vater war nicht reich, aber er hatte großes Gottvertrauen, ist keinem je etwas schuldig geblieben und hat es sich sauer werden lassen, seine Familie redlich zu ernähren. Er nahm meine Mutter als Witwer. Er war schon einmal mit einer sehr vornehmen Frau verheiratet gewesen, die ein feines Haus geführt haben soll. Mit ihr hatte er keine Kinder, aber sie hatte aus einer früheren Ehe eine Tochter mitgebracht, die hatte an Schönheit und Tugend nicht ihresgleichen, und Französisch konnte sie wie Wasser... Nach dem Tode seiner ersten Frau hat mein Vater meine Mutter geheiratet, die eine verlassene Waise war. Ihr Vater Nathan Melrich hatte früher in Detmold gelebt, ein wohlhabender und vornehmer Mann. Aber er wurde von dort vertrieben und zog mit Frau und Kind nach Altona. Leider hat das Glück nicht lange gewährt, da ist – Gott bewahre uns! – die Pest ausgebrochen, und mein Großvater und etliche seiner Kinder sind daran gestorben. Meine Großmutter Mate hatte mit ihren zwei ledigen Töchtern, von allen Mitteln entblößt, aus dem verpesteten Haus gehen müssen. Sie hatten nun kein Bett mehr und mußten auf Holz und Stein schlafen. Und sie haben große Not gelitten und von Haus zu Haus kriechen müssen, bis der Zorn Gottes vorüber war. Dann wollten sie in ihr Haus zurück und die Sachen auslüften las-

Glückel von Hameln, die Verfasserin einer autobiographischen Chronik des 17. Jahrhunderts



sen. Aber da war nichts mehr. Die Leute hatten sogar die Bretter aus dem Fußboden gerissen, um zu sehen, ob etwas darunter war... Sobald mein Vater mit meiner Mutter Hochzeit machte, hat er meine Großmutter Mate zu sich genommen und oben an den Tisch gesetzt. Er hat sie bis zu ihrem letzten Lebenstag bei sich behalten und ihr alle Ehren der Welt angetan...«

»...Zu jener Zeit ist es geschehen, daß die Wilnaer Juden aus Polen hatten fliehen müssen. Viele kamen nach Hamburg und brachten ansteckende Krankheiten mit. Es gab kein Spital für sie. Wir hatten oft zehn Leute bei uns auf dem Boden liegen, und mein Vater hat für sie gesorgt, und meine Großmutter war immer bei ihnen und hat darauf gesehen, daß keiner Mangel litt. Einige von ihnen sind gestorben, aber die meisten sind genesen. Endlich ist auch meine Großmutter krank geworden, und danach ist sie gestorben im schönen Greisenalter von 74 Jahren, und sie hat einen guten Namen hinterlassen...«

Glückels Großmutter wurde in Altona auf dem jüdischen Friedhof an der Königstraße begraben. Das Grab hat die Nummer 1089, und auf dem Grabstein steht: »Hier ruhet die vornehme und fromme Frau Mate, Tochter des Jakob, Frau des verstorbenen Vorstehers Nathan Melrich, gestorben am 14. Tamus 5416« (entspricht 1656 nach christlicher Zeitrechnung).

»...Ich bin noch ein Mädchen von kaum zwölf Jahren gewesen, da hat mich mein Vater schon verlobt, und ich bin an die zwei Jahre verlobt geblieben. Dann fuhren meine Eltern mit mir und einer Hochzeitsgesellschaft von etwa 20 Leuten nach Hameln. Damals gab es noch keine Postwagen, so mußten wir uns von Bauern Wagen mieten, bis hin nach Hannover. Von da schrieben wir nach Hameln, sie sollten uns Wagen entgegenschikken. Meine Mutter dachte, die hätten Kutschen in Hameln wie in Hamburg. Aber am dritten Tag kamen da Bauernwagen an mit Pferden, die es nötig gehabt hätten, selber auf dem Wagen zu liegen und sich von uns ziehen zu lassen...«

Glückel heiratete Chaim Hameln, und sie gebar ihm 13 Kinder. Dreißig Jahre lebte sie mit ihm zusammen, das erste Jahr in Hameln, danach immer in Hamburg. Sie verheiratete all ihre Kinder gut. Die beste Partie machte ihre älteste Tochter Zipora, die heiratete Kossman Gomperz, der ein Bankhaus in Amsterdam betrieb.

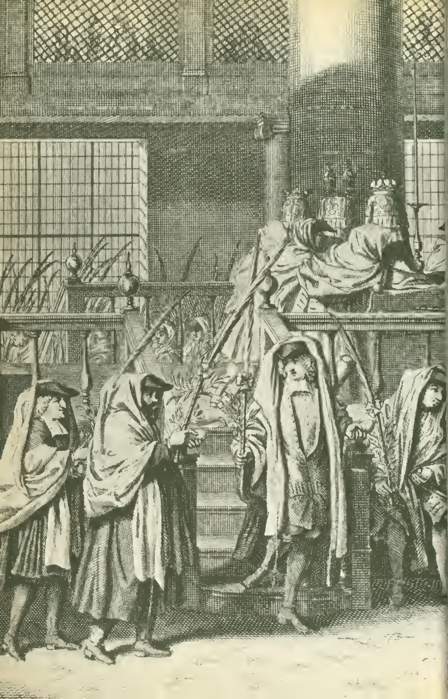
Die Gomperz waren die erste deutsche Judenfamilie, die zur Aristokratie gehörte. Acht Generationen hindurch, vom Großen Kurfürsten bis zu Friedrich Wil-

helm III., stellten sie Finanzberater der brandenburgischen Kurfürsten und preußischen Könige. Glückels Tochter Zipora heiratete also in die erste Gesellschaft ein.

»...Es ist sogar viel Geld verwettet worden an der Börse darüber, ob die Heirat zustande kommen würde, denn Elia Cleve Gomperz (Kossman Gomperz' Vater) war ein sehr reicher Mann und stand im Ruf, mehr als 100000 Reichstaler zu besitzen, und das stimmte wohl auch. Mein Mann aber war damals noch jung und gerade erst etwas geworden, und wir hatten ein Häuschen voller Kinderchen – Gott möge sie behüten! – Aber was der Höchste beschließt, das muß geschehen, und im Himmel wird vierzig Tage vor der Geburt eines Kindes ausgerufen: Der und der soll die Tochter von dem und dem nehmen! So hat mein seliger Mann sich mit dem reichen Elia Cleve verschwägert und unserer Tochter 2200 Reichstaler als Mitgift bestimmt.«

»...Als nun die Zeit der Hochzeit herankam, sind wir zusammen – ich und mein seliger Mann und ein Säugling, den ich bei mir hatte, und meine Tochter Zipora, die Braut, und Rabbi Meir von der Klaus und unser Diener, der feine Schmul, und eine Dienstmagd – also mit einer großen Suite zur Hochzeit gereist. Wir fuhren von Altona aus mit dem Schiff und sind glücklich in aller Vergnüglichkeit nach Amsterdam gekommen. Es ist aber wohl noch drei Wochen vor unserer Weiterfahrt nach Cleve gewesen, und wir haben jede Woche mehr als zwölf Dukaten verzehrt, aber wir haben dessen nicht geachtet, denn in diesen drei Wochen, die wir zu früh in Amsterdam waren, hat mein Mann die halbe Mitgift verdient. Vierzehn Tage vor der Hochzeit sind wir, mehr als zwanzig Leute an der Zahl, mit Pauken und Reigentänzen nach Cleve gereist und dort mit allen Ehren aufgenommen worden in dem Haus, das wirklich wie ein Königspalast war. Keinen Tag hat man Ruhe gehabt vor vornehmen Herren und Damen, die alle gekommen sind und die Braut haben sehen wollen. Und wirklich ist meine Tochter gar schön gewesen und hat nicht ihresgleichen gehabt. Zu jener Zeit ist in Cleve der Prinz gewesen und viele andere Fürstlichkeiten, und alle haben sagen lassen, daß sie bei der Hochzeit gern zugegen sein möchten. Der Vater des Bräutigams hat sich auf so hohe Gäste eingerichtet, und gleich nach der Trauung war eine vorzügliche Kollation...«

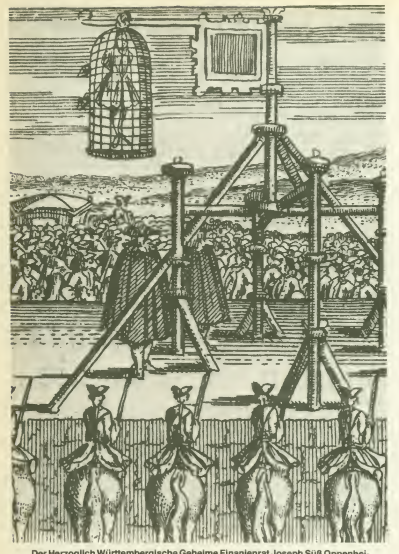
Der Prinz war Friedrich von Brandenburg. Sohn des großen Kurfürsten, und Glückel, die als kleines Mädchen im Nachthemd durch den



Schnee vor den Schweden hatte fliehen müssen, saß an einem Tisch dem Manne gegenüber, der 1701 zum ersten König in Preußen gekrönt wurde.

Von Glückels dreizehn Kindern blieben zwölf am Leben. Die Söhne wurden Rabbiner, Gemeindevorsteher, angesehene Kaufleute, die Töchter machten gute Partien und wurden wieder Mütter von großen Familien. Nach dreißigjähriger Ehe verlor Glückel ihren Mann Chaim Hameln. Sie war nicht mittellos, aber sie mußte sehen, wie sie all ihre Kinder großzog. Sie führte die Geschäfte ihres Mannes weiter, besuchte Messen, kaufte und verkaufte, lieh Geld aus, machte eine Strumpfwirkerei auf, schuf Arbeitsplätze, wurde eine erfolgreiche Unternehmerin. Sie wurde fast 80 Jahre alt und lebte zum Schluß in den Häusern ihrer Schwiegersöhne, die sie ehrten, wie einst ihr Vater seine Schwiegermutter geehrt hatte.

Palmenprozession bei den portugiesischen Juden. In Hamburg konnten die reichen sephardischen Portugiesen sich offen zu ihrem Glauben bekennen. Mit den armen askenasischen Juden, den »Tedescos« und »Polaccos«, wollten sie nichts zu tun haben (Stich von Picart, Amsterdam 1724)



Der Herzoglich Württembergische Geheime Finanienrat Joseph Süß Oppenheimer war seinem Herrscher Karl Alexander äußerst nützlich. Als der Herzog plötzlich starb, wendete sich das Blatt. Dem Hofjuden wurde der Prozeß gemacht. Jud Süß wurde am 4. Februar 1738 hingerichtet (Kupferstich von 1744)

Joseph Süß Oppenheimer, genannt Jud Süß

Joseph Süß Oppenheimer ging unter dem Namen Jud Süß in die Geschichte ein. Dieser Name wurde zum Synonym für jüdische Verschlagenheit, Geldgier und Machthunger. Novellen, Romane, Dramen und Veit Harlans berüchtigter Film beschäftigten sich mit dieser schillernden Persönlichkeit.

Die meisten Vorwürfe gegen J.S. Oppenheimer wurden von Juden wie von Christen gleichermaßen erhoben, und durchweg zu Recht, nicht zuletzt von seiner eigenen Familie, die er vernachlässigt und im Stich gelassen hatte. Er war ein fragwürdiger Charakter mit ausgeprägten Talenten: Charme, genialer Anpassungsfähigkeit, sicherem Gespür für das Mögliche und unbeirrbarer Entschlußkraft.

Als das Volk Oppenheimers Tod am Galgen verlangte, wollte es aus demütiger Verehrung für das angestammte Herrscherhaus nicht wahrhaben, daß Jud Süß seine brutale Finanzpolitik im Auftrag und zum Nutzen des Herzogs von Württemberg betrieben und das Land ausgebeutet hatte.

Die demonstrative Hinrichtung des Juden am höchsten Galgen Deutschlands genügte den Leuten. Die Vollstreckung des Todesurteils steigerte sich zum symbolischen Ritual. Der Henker wurde zum Exorzisten: Er trieb den bösen Geist aus dem Herzogtum Württemberg aus. Zurück blieb die gereinigte Dreieinigkeit von Land, Volk und Herrscherhaus.

Joseph Süß Oppenheimer weigerte sich sein Leben lang, in einer Judengasse zu wohnen oder eines der Judenabzeichen zu tragen, die, von Stadt zu Stadt verschieden, zu seiner Zeit noch gesetzlich vorgeschrieben waren. Er lebte grundsätzlich nur unter Christen. Als er aber in seinem purpurnen Hausmantel unter dem Galgen stand und die Geistlichen lebhaft auf ihn einredeten, um ihn zur Taufe zu bewegen, blieb er dabei: Er sei Jude und wolle als Jude sterben.

Schon seine Geburt stand in diesem merkwürdigen Zwielicht, das für ihn typisch war: Für Joseph Süß Oppenheimer wurden zwei Väter verantwortlich gemacht und zwei verschiedene Geburtstage ge-

nannt. Es ist weder seinen Richtern noch später den Historikern gelungen, herauszufinden, welche Angaben richtig waren.

Wahrscheinlich wurde Jud Süß 1694 oder 1695 geboren. Er selbst gab die Jahre 1698 oder 1699 an. Das hatte zwei Vorteile: Einmal war er einer jener Männer, die immer gern ein paar Jahre jünger sein möchten, zum anderen konnte er mit der Angabe der späteren Jahreszahl seine Mutter von einem peinlichen Verdacht befreien. Sie hatte nämlich als ganz junge Frau Anfang der neunziger Jahre ein Verhältnis mit einem hohen Offizier gehabt, und bei Kennern ihrer Vorgeschichte hielt sich hartnäckig die Behauptung, der kleine Joseph Süß Oppenheimer sei nicht ein Sohn des alten Isaschar Süßkind Oppenheimer, sondern des kaiserlichen Generals von Heydersdorff. Im Endeffekt blieb es sich gleich. Da nach jüdischer Auffassung jedes Kind einer jüdischen Mutter Jude ist, war also die soziale und religiöse Umwelt für Jud Süß von seiner Geburt an festgelegt. Am achten Tage wurde er beschnitten, wie das Gebot es verlangt. Er lernte hebräisch beten, lesen und schreiben und wuchs in dem Bewußtsein auf, einer weitgehend rechtlosen Minderheit anzugehören.

Seine Mutter war Michale Selmele, die Tochter des Vorsängers an der Frankfurter Synagoge. Sie war sehr schön und lebenslustig. Nach jüdischer Tradition wurde sie in ganz jungen Jahren, mit vierzehn oder fünfzehn, von ihrem Vater mit dem wohlhabenden Heidelberger Kaufmann Süßkind Oppenheimer verheiratet, einem Witwer, der aus seiner ersten Ehe schon zwei Söhne hatte.

Das Leben in Heidelberg, der alten Residenz der Kurfürsten von der Pfalz, war in dieser Zeit keinesfalls nur idyllisch. Schon im Dreißigjährigen Krieg hatten Truppen aus aller Herren Länder abwechselnd die Stadt erobert, geplündert und verwüstet. 1689 drangen französische Truppen mitten im Frieden in die Pfalz ein mit dem Befehl Ludwigs XIV: »Brûlez le Palatinat – verwüstet (verbrennt) die Pfalz.« Das taten die Soldaten denn auch freudig, und es machte besonderen Spaß, weil die gerade wieder aufgebauten Städte soviel Sauberkeit und Wohlstand repräsentierten. Die Franzosen legten Alzey, Mannheim und Worms in Schutt und Asche, brachen im Dom von Speyer die Gräber auf und warfen die Gebeine der deutschen Kaiser und Könige in den Rhein. Sie plünderten und brandschatzten Heidelberg und sprengten einen Teil des herrlichen Schlosses in die Luft. Als es dann weit und breit



Der französische General Mélac verwüstete auf Befehl Ludwigs XIV 1689 mit seinen Truppen die Pfalz (Zeitgenössische deutsche Flugschrift)

nichts mehr zu zerschlagen und zu rauben gab, zogen sie weiter auf Stuttgart zu, wo sich so reizvolle Möglichkeiten ergaben, daß der General Peyzzonnel seine Soldaten volle drei Tage zum Plündern freigab.

Die Heidelberger fingen an, ihre Stadt aufzubauen, darin hatten sie ja mittlerweile einige Übung. Und als Heidelberg halbwegs wieder wie eine Stadt aussah, kamen die Franzosen abermals anmarschiert. Zu dieser Zeit war Feldmarschall-Leutnant von Heydersdorff Stadtkommandant, ein weltgewandter Hofmann mit den Attitüden eines barocken Kriegshelden. Michale Oppenheimer war jung, und Heydersdorff beeindruckte sie. Sie war auch sehr schön, und das beeindruckte den General.

Als die Franzosen 1693 ihre Artillerie wieder vor Heidelberg in Stellung brachten, kapitulierte

Heydersdorff sofort. Die Militärs empfanden das als schändlich, die Zivilisten aber wußten es zu schätzen, daß ihnen nicht schon wieder die Häuser über dem Kopf zusammengeschossen wurden, sondern daß sich die Besetzung dieses Mal mit den üblichen Plünderungen und Vergewaltigungen abtun ließ. Kaiser Leopold dachte wie die Militärs und jagte Heydersdorff mit Schimpf und Schande zum Teufel. Der General kaufte sich mit seinem Vermögen in einem angesehenen Kloster in Hildesheim ein, ließ sich eine Tonsur scheren und verbrachte den Rest seines Lebens als Mönch.

Man weiß also nicht, wann Joseph Süß Oppenheimer geboren wurde und wer sein Vater war. Man weiß nur, daß er in Heidelberg zur Welt kam und unter nicht gerade lustigen Bedingungen in einer weitgehend zerstörten Stadt aufwuchs. Der Mann, dessen Namen er trug, der alte Süßkind Oppenheimer, starb 1707 und hinterließ der schönen Michale fünf Kinder und viele Schulden. Die Söhne zogen hinaus, die einzige Tochter blieb zunächst bei ihrer Mutter. Frau Michale heiratete den Kaufmann Gabriel Nathan und übersiedelte mit ihm nach Wassertrüdingen.

Joseph Süß Oppenheimer ging nach Wien und Prag, dahin, wo die Noblesse saß, die Macht, die große Gesellschaft. Er arbeitete als Friseur, um erst einmal die Köpfe der Leute kennenzulernen, die diese Welt beherrschten.

Dann besuchte er einen entfernten Verwandten, den Wiener Hoffaktor Samuel Oppenheimer. Dem gefiel er, und er behielt ihn eine Zeit bei sich und lehrte ihn den Umgang mit den Menschen und mit dem Geld.

Der Hoffaktor war eine Institution an allen absolutistischen Höfen der Barockzeit. Er war der Mann, der für den Herrscher und seinen Hofstaat alles beschaffte, was schwer zu bekommen war, vor allem Geld. Sehen, hören, lernen, das war der wesentliche Inhalt des Lebens, das Joseph Süß Oppenheimer in diesen ersten Jahren in der Fremde führte, und dabei tastete er sich langsam an die Zentren der politischen und der wirtschaftlichen Macht heran, von denen es viele in Deutschland gab. So kam er über die fürstlichen Residenzen Mannheim, Karlsruhe und Darmstadt nach Frankfurt, in die Freie Reichsstadt, in der die deutschen Kaiser gekrönt wurden. Da ließ er sich nieder und fing an, auf eigene Faust Handelsgeschäfte zu machen. Als Wohnung nahm er eine Suite im Gasthaus »Zum goldenen Schwan«, das auch Poststation war. Sein Comptoir hatte er im

Wirtshaus »Zum Einhorn« untergebracht.
J.S.Oppenheimers Laufbahn als Bankier begann mit der üblichen Pfandleihe, mit Wechselgeschäften, mittleren Darlehen, mit der Finanzierung immer weiterreichender Projekte. Nebenbei, und damit schuf er sich enge menschliche Kontakte, besorgte er jedem alles, was er gerade brauchte: Knöpfe aus Paris, Seide aus Lyon, Spitzen aus Brüssel, Galanterie-Degen aus Damaskus, chinesische Teeservices, Elfenbeinschnitzereien aus Indien, gediegene Silberwaren, Tabatieren.
Es gab nichts, was J.S.Oppenheimer nicht beschaffen konnte.
Seine Kunden waren Geheimrat von Pütz, Freiherr von Bander, Johann Wilhelm Graf von Wittgenstein, Prinz Maximilian von Hessen-Kassel, um nur je einen aus jeder Kategorie zu nennen. Und dann im Sommer des Jahres 1732 kam der Tag, an dem Jud Süß in Wildbad dem Prinzen Karl Alexander von Württemberg begegnete.
Karl Alexander gehörte einer Nebenlinie des herzoglichen Hauses an. Er konnte, was ein Prinz damals können mußte: reiten, fechten, leidlich Französisch sprechen und mit überzeugender Treffsicherheit eine Pistole abfeuern. Er wurde Offizier in der kaiserlichen Armee, der größten im Reich, die also auch die besten Beförderungschancen bot. Im Türkenkrieg 1716 bis 1718 focht er tapfer unter Prinz Eugen, avancierte rasch, wurde Generalfeldmarschall und Gouverneur von Serbien.
Damit die lutherische Konfession des Hauses Württemberg seiner Karriere nicht im Wege stand, war er 1712 in Wien zum Katholizismus konvertiert. Das hatte nebenbei den Vorteil, daß er die ansehnliche und streng katholische Prinzessin Maria Augusta von Thurn und Taxis heiraten konnte. Sie war sehr reich, und seine Ansprüche lagen weit über den Möglichkeiten des Landes Württemberg. Immerhin war er nur einer von vielen Prinzen.
An erster Stelle stand Herzog Eberhard Ludwig, und der allein verbrauchte schon so viel, daß das ganze Volk hart arbeiten mußte, um seine Bauprojekte, seine Hofhaltung und seine Mätresse finanzieren zu können. Besessen von dem Ehrgeiz, Ludwig XIV. von Frankreich in den Schatten zu stellen, baute Eberhard Ludwig nördlich von Stuttgart das Schloß Ludwigsburg, bestehend aus 16 Gebäuden und 400 Zimmern. Und die Schulden wuchsen von Tag zu Tag.
Dann starb Eberhard Ludwig. Da er keine lebenden Kinder hatte,

folgte ihm sein Vetter Karl Alexander. Der hatte nun den Ehrgeiz, einerseits die aufwendige Hofhaltung seines Vorgängers weiterzuführen, andererseits aber auch an der Spitze eines gewaltigen Heeres zu glänzen. Schließlich war er Generalfeldmarschall. Also fing er an aufzurüsten.

Karl Alexander regierte nur 4½ Jahre. Aber die kurze Zeit reichte aus, das Land endgültig zu ruinieren. Kein normaler Bankier wäre bereit gewesen, noch Geld für diesen restlos verschuldeten Staat aufzutreiben. Das konnte nur ein Mann wie Joseph Süß Oppenheimer: ein Hasardeur, kalt rechnend und übersprudelnd von ständig neuen Einfällen, skrupellos, geschmeidig und hart zugleich.

Der Prinz und der Jude kannten sich seit dem Sommer 1732, wo sie in Wildbad gleichzeitig eine Kur gemacht hatten. Die Begegnung war nicht zufällig zustande gekommen. Der alte Isaak Simon aus Landau hatte sie zusammengeführt, ein grundreeller Bankier, der Karl Alexander schon in dessen Wiener Zeit gelegentlich aus der Patsche geholfen hatte. Ihm war klar, daß dieser Prinz mit seiner hemmungslosen Verschwendungssucht auf die Dauer nicht sein Klient bleiben konnte, der brauchte einen anderen Finanzmanager. So führte er die beiden zusammen und zog sich dann zurück.

Sie wurden sich einig. Joseph Süß Oppenheimer betrieb Karl Alexanders Geschäft von Frankfurt aus. Er ließ sich ein schönes Schild mit dem Wappen des württembergischen Herrscherhauses malen und hängte es über das Mittelfenster seiner Suite im Gasthof »Goldener Schwan« in der Großen Friedberger Gasse.

Er brauchte aber außer dem Wappenschild auch einen Titel. Sobald Karl Alexander Herzog war, ernannte er Joseph Süß Oppenheimer zum Hoffaktor und zum Herzoglich Württembergischen Residenten in Frankfurt.

Zu einem so klangvollen Titel brauchte Oppenheimer aber auch das ganze entsprechende Drumherum. Er kaufte sich kostbare Möbel, edles Porzellan, teure Orientteppiche, die damals selten waren, und kleidete sich wie seine erlauchtesten Kunden.

Solange er noch in Frankfurt war, machte er jede Art von Geschäften. Er handelte mit Pferden, Wein und Medikamenten, mit Salz und Edelsteinen, belieferte Regimenter mit Brot und Hafer und unterhielt ein Lotterie-Unternehmen.

Auch Herzogin Maria Augusta von Württemberg erkannte bald die Tüchtigkeit des J.S.Oppenheimer und ließ ihn ihre Geschäfte betrei-

ben, wobei es vorwiegend um Preziosen und Galanteriewaren aus fernen Ländern ging. Ebenso erfaßten der Erzbischof von Köln und die Bischöfe von Münster und Paderborn, welch ein Schatz dieser Jude war. Sie alle waren reichsunmittelbare Fürsten und unterhielten Truppenverbände, die nicht nur für den Kriegsfall von Nutzen waren, sondern auch als Dekoration bei Festlichkeiten aller Art, Paraden und Prozessionen. Jud Süß beschaffte Monturen und Gamaschenknöpfe, Soldatenzelte und Federhüte, Waffen, Wagen und Pferde.

Der nächste dekorative Titel kam vom Erzbischof Klemens August von Köln. Er ernannte J.S. Oppenheimer zum »Hof- und Kammeragenten«.

Da konnte natürlich Karl Alexander nicht zurückstehen und erhob ihn zum Geheimen Finanzienrat. Von nun an unterzeichnete Jud Süß jeden Brief mit: Herzoglich Württembergischer Geheimer Finanzienrat, Cabinets-Fiscal und Resident zu Frankfurt, Joseph Süß Oppenheimer.

Auf die Dauer konnte er seinen Einfluß auf die politischen Geschehnisse in Württemberg nicht von Frankfurt aus wirksam einsetzen. Er übersiedelte nach Stuttgart und nahm seine ständige Geliebte Henriette Luciane Fischer mit. Sie liebte ihn, und er versprach ihr immer neu, sie bald zu heiraten. Sie blieb im Hintergrund, fiel ihm nie lästig und hinderte ihn nicht, jeweils anderen Interessen nachzugehen. Es gab viele Frauen aus allen Schichten, die ihn reizten, und es gab viele Frauen, die unbedingt einmal mit diesem schillernden Gottseibeiuns schlafen wollten in seinem prächtigen Haus, das mit großem Geschmack und überaus kostbar eingerichtet war.

Um die ständig wachsenden Ausgaben für die unermeßlichen Staatsschulden aufbringen zu können, mußte J.S. Oppenheimer immer neue Geldquellen erschließen, wobei er stets auch noch für sich deftige Provisionen einkalkulierte. So schuf er dauernd neue Institutionen, die nur den einen Sinn hatten, Geld zu mobilisieren. Alle Staatsämter wurden dem Meistbietenden zuerteilt. Auch Richter und Pfarrer mußten zahlen. Ein spezielles Amt sammelte Denunziationen gegen Leute, die der Steuerhinterziehung verdächtig waren. Ein besonderes Kollegium, das J.S. Oppenheimer unterstand, konnte alle Prozesse gegen entsprechende Zahlungen schon im Stadium der Voruntersuchung niederschlagen.

Es dauerte nicht lange, da hatte er praktisch alle Gewalt im Land in seinen Händen und allen Haß ge-



ser That und Tück
verdienet alle
Strick
190 fl
Wer Großer Herrn
Gunst mißbraucht
durch bö
sen Rath
Wie dieser freche Jud
Süß Oppenheimer that
Der Geiz und Ubermuth auch Wollust ein
genommen
muß wie Hamã dort zuletzt an Galgen
kommen.

gen sich mobilisiert. Wer ihm nicht hohe Bestechungssummen zahlte, wurde vernichtet. Das traf nicht zuletzt seine jüdischen Glaubensgenossen, die er nach Stuttgart gezogen hatte und nun ausbeutete.

So ließ er den Hoffaktor Salomon Meyer einkerkern unter dem Vorwand, er habe zuviel Geld an Kriegslieferungen verdient. Salomon Meyer kam erst frei, als er dem Herzog 7500 und dem J.S.Oppenheimer 3000 Gulden zahlte. Was der Herzog bekam, mußte immer eindeutig mehr sein, denn er war es ja, der seinem Geheimen Finanzienrat diese ungeheure Macht gab. Dafür durfte J.S.Oppenheimer etliche Privatunternehmen mit Billigung des Landesherrn unterhalten. Er betrieb Spielsalons und Kaffeehäuser, besaß das Tabakmonopol und kontrollierte den Salzhandel. Im Juwelengroßhandel war er konkurrenzlos, und wenn jemand beim Herzog in Ungnade gefallen war, brachte J.S. die Mißstimmung gegen ein angemessenes Entgelt ins reine.

In Stuttgart besaß er einen Palast in der Seestraße, in Ludwigsburg ein nobles Haus in der Friedrichstraße. Er gab gern glanzvolle Feste. Man speiste bei ihm von goldenem, mindestens von silbernem Geschirr, erlesene Kostbarkeiten, zubereitet von berühmten Köchen. Und dabei machte man die Politik des Landes Württemberg, dessen fleißige Bürger und Bauern bis an die Grenze des Menschenmöglichen schufteten, um all das Unmaß zu finanzieren.

J.S.Oppenheimer war unangreifbar. Wer im Lande etwas werden wollte, mußte sich in seine Nähe drängen. Und alle, alle drängten sich: die Blüte des Adels, die Blüte der Geistlichkeit, die Blüte der Gelehrsamkeit, die Blüte weiblicher Schönheit. Es war nur noch eine Frage der Zeit, daß der Geheime Finanzienrat Joseph Süß Oppenheimer in den Adelsstand und damit deutlich erkennbar über das gemeine Volk und seine Glaubensgenossen erhoben wurde, die immer noch unter jämmerlichen Bedingungen in der Judengasse wohnen mußten und als Trödler und Hausierer ein tristes Dasein fristeten.

Und dann auf einmal war alles vorbei. Am 12. März 1737 starb Karl Alexander ganz plötzlich, mit 53 Jahren. Im Nu war die Nachricht herum, und die erste Reaktion war: Nun brauchte niemand mehr Jud Süß zu hofieren. Denn der Thronfolger war ein Feind des Juden. Das wußten alle.

J.S.Oppenheimer war klar, was das für ihn bedeutete und was nun geschehen mußte. Er versuchte in Windeseile, die wichtigsten Sachen

J. S. Oppenheimer, genannt Jud Süß (Postume Schmähschrift)

zusammenzupacken und alles, was Wert hatte und leicht war, einzustecken, Brillanten vor allem. Das Pferd stand unten im Stall. Er ließ es satteln.

Aber es war schon zu spät. Soldaten hatten das Palais umringt. Er kannte die Uniformen bis zum Gamaschenknopf. Er hatte die Truppe ja selber ausgerüstet. Er wehrte sich nicht. Sie brachten ihn in Haft, besetzten seine Häuser und registrierten gewissenhaft seinen Besitz: 259 Stück edelstes Porzellan, 196 Stück Silberschatz unterschiedlichster Art, 100 Stück Ölgemälde, 48 Schüsseln, 600 Bücher, ungezählte Prunkgewänder.

Seine Geliebte Luciane Fischer schleppten sie ins Arbeitshaus. Sie war schwanger und brachte da unter kläglichsten Bedingungen im Herbst ein Kind zur Welt.

Die Gerichtsverhandlung gegen J. S. Oppenheimer dauerte fast ein Jahr. Er machte keine gute Figur. Als man ihm vorhielt, er habe der Demoiselle Fischer die Ehe versprochen und sein Versprechen nie gehalten, sagte er, sie sei ein liederliches Weib, so etwas könne man nicht heiraten. Der wahre Grund war ein anderer: J. S. Oppenheimer stand in Verhandlungen mit einer reichen portugiesischen Judenfamilie, deren Tochter er heiraten wollte.

Man wies ihm nach, daß er sich im größten Wohlstand nie um seine Mutter und seine Geschwister gekümmert, aber Unsummen mit Kokotten verschwendet hatte. Die demütigen Bittbriefe seiner Mutter waren unbeantwortet geblieben.

Dann trat ein Mannheimer Jude auf, ein Sepharde namens Don Pancorbo, und erklärte, daß J. S. Oppenheimer ihn bei einem Edelsteingeschäft um 6000 Gulden betrogen hatte.

Und dann kamen all die unendlich vielen Fälle von Freiheitsberaubung und Amtserschleichung, von Betrug und Erpressung, von Majestätsverbrechen, Bestechung, Hochverrat. Jud Süß saß erst auf dem Hohenneuffen und dann auf dem Hohenasperg. Er versuchte einen Hungerstreik, aber den hielt er nicht durch.

Das Gericht verurteilte ihn nach 45 Wochen Untersuchungshaft zum Tode und ließ ihn am 4. Februar 1738 zum Galgen führen. Es war der höchste Galgen weit und breit im Land. Die Stuttgarter waren stolz auf ihren Galgen, und mit ihrem zarten Empfinden für subtilen Humor scherzten sie, wer da oben hinge, hätte einen schönen weiten Blick über das herrliche Schwabenland.

Die Schlossergesellen der Stadt hatten freiwillig und kostenlos einen großen Käfig geschmiedet und rot angestrichen. Der Delinquent

trug Rot und Weiß: seinen purpurnen Morgenmantel, der mit weißer Atlasseide gefüttert war, und auf dem Kopf die festliche weiße Allonge-Perücke.

Während die Geistlichen beflissen auf Jud Süß einredeten, wie vorteilhaft es für ihn sei, sich noch rasch zum Christentum zu bekehren, fesselten ihn die Henkersknechte, und als er sich weigerte, seinem Glauben abzuschwören, legten sie ihm die Schlinge um den Hals und zogen ihn in seinem roten Käfig hinauf bis zum Querholz des allerhöchsten Galgens. Und das Volk jubelte und arbeitete nach diesem Festtag mit frischem Eifer in Treue und Demut für seine verehrte Monarchie.



Moses Mendelssohn übersetzte die Heiligen Schriften ins Deutsche und kommentierte sie. So schlug er eine Brücke zwischen deutschen Juden und deutschen Christen. Diese Kupferstich-Vignette von 1819 unterstreicht seine Bedeutung: Symbolisch wird Mendelssohn dem klassischen Philosophen Sokrates gegenübergestellt

Aufklärung und erste Begegnung

Am 6. September 1729 wurde in Dessau dem Gemeindelehrer und Thoraschreiber Mendel Menachem Heymann ein Sohn geboren, der den Namen Moses bekam. Er wuchs in Armut und in der festen Ordnung eines orthodoxen Elternhauses auf. Sobald er sprechen konnte, lernte er beten, sobald er beten konnte, lernte er lesen und schreiben. Hebräisch natürlich, denn nur in wenigen deutschen Ländern gab es eine allgemeine Schulpflicht. Die Juden aber wollten nicht, daß in ihren Gemeinden Analphabeten heranwuchsen, und unterwiesen ihre Kinder frühzeitig. Als Moses Mendelssohn fünf Jahre alt war, gab ihn sein Vater, der ihn bis dahin selber unterrichtet hatte, dem Rabbi Fränkel zur weiteren Ausbildung. Jeden Morgen ging der Junge mit der unglücklichen Gestalt im viel zu großen abgetragenen Mantel des Vaters durch die Gassen zu Fränkels Haus.

Der Rabbiner erkannte rasch, daß in dem kleinen schiefen Körper große Energie und ein lebhafter Geist wohnten, und begann mit viel Liebe, die Talente des Jungen zu entwickeln.

Dann bekam Rabbi Fränkel einen Ruf als Oberrabbiner nach Berlin, und nun stand der Junge da ohne den Halt, den seine Leitfigur ihm bisher gegeben hatte, in einer gespaltenen Welt, zu der er keinen Kontakt hatte. Da war die große Welt einer christlichen Residenzstadt und an deren Rand die kleine Welt der Juden, der ganz wenigen reichen und der sehr vielen bettelarmen Juden.

Die Reichen waren ein paar Ärzte und ein paar Hoffaktoren, die dem Fürsten und seinem Gefolge Geld und Luxusgegenstände beschafften. In Dessau regierte Fürst Leopold, ein kraftvoller und menschlicher Monarch, den seine Landeskinder und seine Soldaten zärtlich den »alten Dessauer« nannten. Sein jüdischer Hoffaktor hatte hauptsächlich dafür zu sorgen, daß die Finanzen des Landes in Ordnung waren und daß der Handel blühte.

Die Armen, das waren die Hausierer und Trödler, die Kesselflicker und Altwarenhändler, die Pfandleiher und Wechsler, die davon

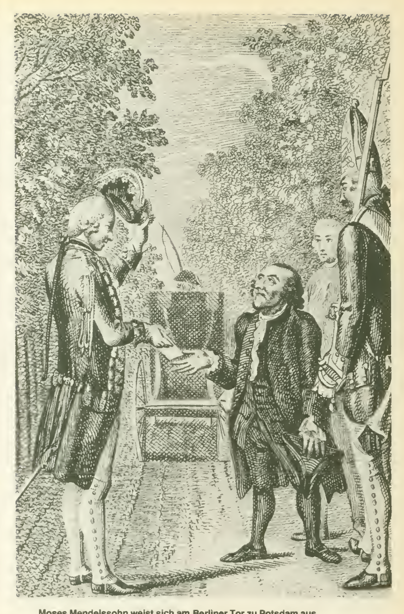
lebten, daß in jedem Land des Reiches eine andere Währung gültig war, so daß Händler und Handwerksburschen, die durch Deutschland zogen, oft mehrmals täglich ihr Geld umtauschen mußten, wenn sie sich im Gasthof einen Krug Bier kaufen wollten.

Menachem Mendel zählte zu den Armen, denn ein Schreiber lebte von den Zuwendungen, die er aus der Gemeindekasse bekam, und das war nicht viel. Sein Sohn sollte es einmal besser haben, und so bestimmte er, daß Moses Handelsjude wurde, einer jener Männer, die von Ort zu Ort zogen, kauften, was günstig zu bekommen, und verkauften, was mit Gewinn abzusetzen war. Das schloß allerdings nicht aus, daß der Junge zunächst eine solide Bildung bekam, was nach den Begriffen des jüdischen Menschen zu jener Zeit eine rein theologisch-philosophische Bildung bedeutete. Für den Juden stand seit jeher der Gelehrte an der Spitze der Bewertungsskala; womit er sein Geld verdiente, spielte keine Rolle, da die Möglichkeiten ohnehin sehr begrenzt waren.

Der junge Moses aber wollte mehr lernen, mehr wissen und eines Tages selber lehren. Außerdem fiel ihm das Gehen schwer, und mit seinem zarten Körper konnte er nur kleine Lasten tragen. Ihn zog es zu seinem verehrten Meister, zu seiner Leitfigur, und so machte er sich im Sommer 1743 mit vierzehn Jahren auf den Weg nach Berlin, um sich bei Rabbi Fränkel weiterzubilden.

In der Hauptstadt des Königreiches Preußen gab es in diesem Jahr eine Judengemeinde von 1945 Menschen, darunter 333 registrierten Steuerzahlern. Außer vielen Händlern und Pfandleihern wurden da auch einige jüdische Handwerker geduldet. Die Zünfte waren ihnen verschlossen, sie durften aber Siegelringe und Petschafte schneiden und Stickereien ausführen, die mit Gold- oder Silberdraht hergestellt wurden. Einige Juden waren Verleger kleinerer Handwerksbetriebe, das heißt, sie lieferten ihnen Rohmaterial und kauften ihnen Fertigprodukte zu festen Preisen ab, wodurch sie ihnen das Risiko des Absatzes ersparten und selber gut verdienten. Es gab mehrere jüdische Manufakturen in der Umgebung von Berlin, die Seide verarbeiteten. Schon 1730 hatte David Hirsch in Potsdam die erste preußische Samt- und Plüschwarenfabrik gegründet.

Schlimm waren die Begrenzungen im familiären Bereich. Juden waren keine vollwertigen Bürger, sondern nur Schutzbürger, die gegen Entrichtung einer Gebühr einen Schutzbrief bekamen. Kein



Moses Mendelssohn weist sich am Berliner Tor zu Potsdam aus (Stich nach Chodowiecki, 1792)

jüdischer Familienvater durfte auf seinen Schutzbrief mehr als zwei erwachsene Kinder »ansetzen«, wie es im Juristendeutsch hieß. Das bedeutete, daß nur zwei Nachkommen jeder Familie heiraten und sich weitervermehren durften. Die anderen mußten unverehelicht bleiben oder auswandern.

So sah es in der jüdischen Gemeinde in Berlin aus, als Moses ben Mendel sich auf den Weg dahin machte. Er mußte gut 120 Kilometer laufen, und das wurde ihm nicht leicht. Er kam von Süden, aber für Juden war nur das Rosenthaler Tor freigegeben, und das lag im Norden. Er mußte also um die ganze Stadt herumwandern und dann am Rosenthaler Tor sein Judengeld bezahlen, eine Sondersteuer, die nahezu alle Städte von Juden verlangten, wenn sie die Torwache passierten. Der Zollbeamte fand seinen Namen unaussprechlich und übertrug ihn korrekt ins Deutsche. Von nun an hieß der Junge Moses Mendelssohn.

Er hatte einen Dukaten in der Tasche und wußte nicht, wie lange er davon in Berlin leben konnte, aber er war wieder bei Rabbi Fränkel und konnte die heiligen Bücher der Juden und das Werk des jüdischen Philosophen Maimonides weiterstudieren. Fränkel vermittelte auch, daß er beim Kaufmann Heimann Bamberger unter dem Dach schlafen durfte. Da war es im Winter kalt und im Sommer heiß, aber er hatte eine Bleibe. Manchmal bekam er bei Bambergers auch zu essen, und Rabbi Fränkel ließ ihn gelegentlich ein paar Heller verdienen, indem er ihn Abschriften anfertigen ließ.

Als Moses Mendelssohn fünfzehn Jahre alt war, beging er eine revolutionäre Tat: Er lernte Deutsch, nicht das übliche Judendeutsch, er paukte deutsche Grammatik und las deutsche Literatur. Das war ein Bruch mit der Tradition, ein Verstoß gegen ungeschriebene Gesetze der orthodoxen Juden. Bis dahin hatten deutsche Juden in einem doppelten Getto gelebt, einmal in der erzwungenen Abgeschlossenheit der Judengasse, dann aber auch in der freiwillig gewählten Isolation ihrer Gemeinden, die ihre Exklusivität bewußt pflegten. Alle strenggläubigen Juden waren erfüllt vom Glauben, einer auserwählten Minderheit anzugehören. Ihre Überzeugung, alle Demütigungen und Verfolgungen seien nur ein Beweis dafür, daß Gott der Herr sie über die anderen Menschen der Erde stellte, konnte sich leicht zu einem Hochmut steigern, der gerade die erschreckte, die Verständigung suchten. Der deutsche Jude lernte Hebräisch als Hochsprache und Jiddisch als Umgangssprache. Er gab sich dadurch

jederzeit als Angehöriger dieser Minderheit zu erkennen, die von der Mehrheit verachtet wurde und sich selber als Auslese ansah. Der deutsche Jude sprach nur so viel Deutsch, wie er unbedingt brauchte, um sich seinem Geschäftspartner verständlich zu machen. Und nun kam dieser kleine bucklige Junge aus Dessau nach Berlin, erfüllt von einem unstillbaren Wissensdurst, und sagte sich: Wenn ich in diesem Land geboren bin und in diesem Land lebe, dann muß ich seine Sprache beherrschen; das ist die Voraussetzung dafür, daß wir einmal als Gleiche unter Gleichen leben können. Was er trieb, war nicht ungefährlich. Eines Tages hatte in Berlin ein alter Jude einen jungen Juden mit einem deutschen Buch unter dem Arm ertappt und dafür gesorgt, daß der Junge aus der Gemeinde verstoßen wurde. Das war in jener Zeit verhängnisvoll, weil der Junge damit völlig isoliert war.

Moses Mendelssohn wollte auf keinen Fall seine Glaubensgenossen und seinen verehrten Rabbi Fränkel damit kränken, daß er Deutsch lernte, und ging vorsichtig ans Werk. In der Gemeinde machte er die Bekanntschaft eines Medizinstudenten namens Gumperz. Der sprach Hochdeutsch und außerdem auch Englisch und Französisch, besaß etliche Bücher und hatte die Philosophen Wolff und Leibniz gelesen. Gumperz erkannte die Talente des scheuen Jungen und half ihm, parallel mit den lebenden Sprachen auch die klassischen Gelehrtensprachen Latein und Griechisch zu lernen. Zur Entspannung machten die beiden noch Mathematik und spielten auch mal Schach. Moses Mendelssohn profitierte vor allem von der Tatsache, daß Lehren und Lernen wesentliche Bestandteile der jüdischen Glaubenslehre sind, die den Kindern schon früh zur Selbstverständlichkeit wird.

Das Geld, das er sich durch Schreibarbeiten verdiente, reichte gewöhnlich für ein Brot pro Woche. Wenn er es gekauft hatte, trug er es in seine Dachkammer und schnitt mit dem Messer Kerben ein, damit er ja nicht zuviel an einem Tag aß.

Mit 21 Jahren, im Jahre 1750, als er mit dem Stand seiner Bildung leidlich zufrieden war, engagierte ihn der jüdische Fabrikant Bernhard in Berlin als Hauslehrer für seine Kinder. Jetzt brauchte Moses Mendelssohn keine Kerben mehr in sein Brot zu schneiden. Er saß mit an der großen Tafel. Endlich konnte er sich auch eigene Kleidung machen lassen und brauchte nicht mehr die Sachen anderer aufzutragen.

Nach und nach lernte er die Men-

schen kennen, die bei den Bernhards verkehrten, und zum erstenmal in seinem Leben auch die Möglichkeit, einen Abend am Kamin zu verbringen oder im Musiksalon inmitten eines großen Kreises, während eine junge Dame auf dem Cembalo spielte. Herr Bernhard betrieb eine Seidenmanufaktur. Es war die Zeit zwischen dem zweiten Schlesischen Krieg und dem Siebenjährigen Krieg. In Preußen regierte Friedrich der Große, ein Philosoph, ein musischer Mensch. Er hatte die Königliche Oper gegründet und Johann Sebastian Bachs Sohn, Philipp Emanuel, als Cembalisten in das Orchester geholt, in dem er selber die Flöte spielte.

Im Jahre 1751 hatte die »Vossische Zeitung« einen jungen Kritiker engagiert, der keinerlei Lust zeigte, die modische Französelei mitzumachen, obwohl er hervorragend Französisch sprach. Er war überzeugt von den starken Ausdrucksmöglichkeiten der deutschen Sprache, die in der Berliner Gesellschaft und zumal am königlichen Hof partout nicht en vouge war. Der junge Mann hieß Gotthold Ephraim Lessing. Mendelssohn lernte ihn bei Gumperz kennen, der gerade mit Lessing Schach spielte. So kam es, daß die erste Stunde einer großen Freundschaft in Stillschweigen verging.

Lessing und Mendelssohn waren gleich alt. In ihrem Geburtsjahr 1729 war auch Prinzessin Sophie von Anhalt-Zerbst geboren worden, die nach Rußland heiratete und unter dem Namen Katharina die Große als vollkommene Frau ein ganzer Mann auf dem Zarenthron wurde.

Lessing war schon bekannt in Berlin. Er hatte ein vieldiskutiertes Theaterstück geschrieben, »Die Juden«, und sich leidenschaftlich eingesetzt gegen die »...schimpfliche Unterdrückung eines Volkes, das ein Christ nicht ohne Ehrerbietung betrachten kann...«. Das Thema schockierte die Berliner Gesellschaft ebenso wie die Tatsache, daß Lessing Deutsch schrieb. In einer Stadt, in der die Demoiselle Schmidt den Monsieur Meyer in seinem Comptoir visitierte, um mit ihm à la mode zu parlieren, war es unausdenkbar, daß ein gebildeter Mensch sich in der Sprache äußerte, die der preußische König nur mit Widerwillen gebrauchte, wenn er mit ein fachen Leuten umging.

Gotthold Ephraim Lessing hatte als junger Mann das vieldiskutierte Theaterstück »Die Juden« geschrieben. In Berlin lernte er Mendelssohn kennen. Die Freundschaft hielt das ganze Leben. In der Titelfigur seines Schauspiels »Nathan der Weise« setzte er dem Freund ein Denkmal (Gemälde von Tischbein)



Lessing und Mendelssohn waren Freunde vom ersten Augenblick an, und sie blieben es ihr Leben lang. Beide kamen aus ganz verschiedenen Welten: Lessing war Zögling der Meißner Fürstenschule, Student der Leipziger Universität, gewandt und weltmännisch, ein glänzender Fechter, ein eleganter Tänzer, er konnte reiten und voltigieren (Turnen am lebenden Pferd). Er wußte sich in jeder Gesellschaft sicher zu bewegen und hatte schon als Schüler ein Stück »Der junge Gelehrte« verfaßt, das die berühmte Neuberin mit ihrer Theatergruppe aufgeführt hatte. Niemand konnte auf den Gedanken kommen, daß dieser Lausitzer Pastorensohn hart an sich hatte arbeiten müssen, um seine angeborene Schüchternheit zu überwinden. Er hatte sie bezwungen und gelernt zu leben. Lessing hatte nie Kerben in sein Brot geschnitten, um die Tagesration zu markieren, sondern einfach Schulden gemacht und, wenn die Gläubiger zu sehr drängten, seinen Wohnort gewechselt.

Mendelssohn und Lessing waren sofort durch ein starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit miteinander verbunden: durch die gemeinsame Liebe zur deutschen Sprache, durch den Abscheu gegen Gettos aller Art, ganz gleich, ob die Trennmauern aus Ziegelsteinen oder aus Hochmut und Verständnislosigkeit errichtet worden waren. Und beide glaubten fest daran, daß der klare Menschenverstand die höchste kritische Instanz sei. Jeder liebte den anderen als Freund, respektierte ihn als intellektuelle Größe und kritisierte ihn ehrlich, wie es nur möglich ist, wenn man den anderen als gleichwertig anerkennt. Mendelssohn gab seinem Freund bereitwillig alles zu lesen, was er bisher geschrieben und aus lauter Scheu zurückgehalten hatte. Lessing las alles, beglückt über Mendelssohns klare Gedankenwelt. Da Lessing genau wußte, daß sein Freund zu bescheiden war, um mit seinen Arbeiten an die Öffentlichkeit zu treten, gab er heimlich das erste Manuskript einem Verleger. Der druckte es sofort. Im Frühjahr 1755 erschienen Moses Mendelssohns »Philosophische Gespräche«, das erste Buch eines deutschen Juden in deutscher Sprache. Die nächste Arbeit gaben die beiden Freunde gemeinsam heraus. Sie beschäftigte sich mit einem englischen Philosophen und hieß: »Pope ein Metaphysiker«. Beide wurden viel gelesen und viel besprochen. Es gab noch keine Universität in Berlin, es gab aber eine Jugend, die interessiert war. Und bald bildete sich um Lessing und Mendelssohn ein Kreis von

Gleichgesinnten.
Es gab auch Gruppen von Menschen, die ihnen nicht wohlgesonnen waren. Die Judenfeinde attakkierten die beiden Männer, die ein erstarrtes System des Denkens und Empfindens in Bewegung bringen wollten. Und die orthodoxen Juden griffen den Reformer Moses Mendelssohn an, weil er es wagte, in deutscher Sprache philosophische Werke zu verfassen und dann auch noch ihre Heiligen Schriften ins Deutsche zu übersetzen.
Er tat es behutsam und schrieb das Deutsch zuerst in hebräischen Lettern, genauso wie das Jiddisch geschrieben wurde, um die Gläubigen erst einmal daran zu gewöhnen, daß die Heiligen Worte nichts von ihrer Würde verloren, wenn sie in der Sprache des Landes gesprochen wurden, über dem derselbe Gott waltete wie über allen anderen auch. Dann erst schrieb er die Übersetzung der fünf Bücher Moses und des Psalters auch in deutscher Schrift.
Die Jugend im Land verehrte ihn und nannte ihn den »jüdischen Luther«. Aber dieser Name reizte die orthodoxen Juden, und sie wollten nicht glauben, daß dieser Mendelssohn, dessen Lebensinhalt es war, Brücken zu schlagen, ebenso treu zum Glauben seiner Väter hielt wie sie.
Lessing erkannte das und schrieb

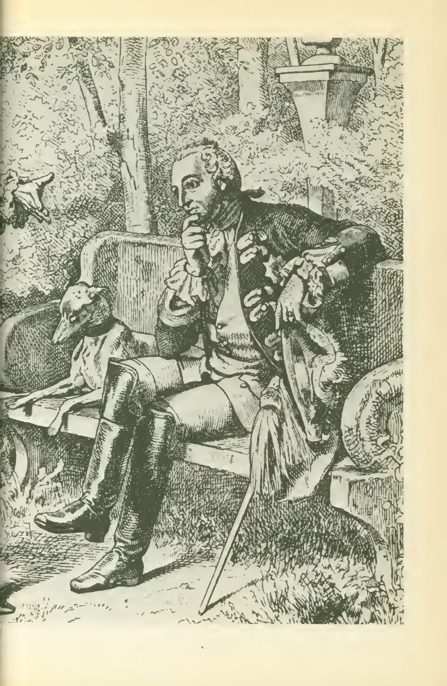


Moses Mendelssohn schrieb neben seinen Bibelübersetzungen und deren Kommentierung auch religionsphilosophische und theologische Schriften in Hebräisch (Mit dem preußischen Adler geschmücktes Titelblatt)

über Mendelssohn: »...Ich sehe ihn jetzt schon als eine Ehre seiner Nation, wenn seine Glaubensgenossen ihn zur Reife kommen lassen, die allzeit ein unglücklicher Verfolgungsgeist gegen Leute seiner Art getrieben hat...«
Aber auch vielen Christen gelang es nicht, diesen Mann zu erfassen. Der reformierte Züricher Theologe Lavater besuchte Moses Mendelssohn in Berlin, war beglückt über die Begegnung mit ihm, korrespondierte danach lange mit ihm, verstand ihn aber falsch und machte große Anstrengungen,



Friedrich der Große liebte es, sich mit dem französischen Philosphen Voltaire zu unterhalten. Auch sonst bevorzugte er das Französische, während Moses Mendelssohn, den er zu sich einlud, an die Schönheit und Ausdruckskraft der deutschen Sprache glaubte

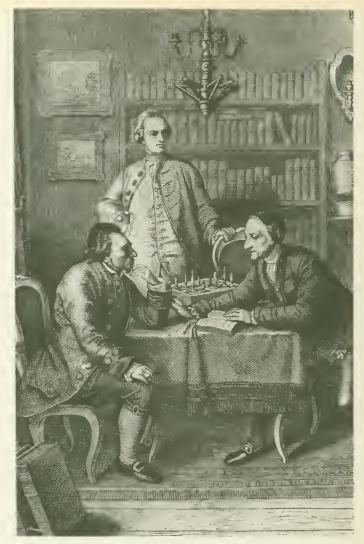


Mendelssohn zur Taufe zu bewegen. Er schätzte die Toleranz dieses Mannes falsch ein. Was Mendelssohn wollte, war die Bereitschaft des Menschen, den anderen Menschen zu verstehen, auch wenn er anders denkt und anders glaubt. Das war es ja gerade, was ihn mit Lessing so eng verband. Wie er diese Freundschaft beurteilte, zeigt ein Brief, den er dreißig Jahre später, nach Lessings Tod, an dessen Bruder schrieb: »... mit gerührtem Herzen danke ich der Vorsehung, die mich so früh in der Blüte meiner Jugend einen Mann hat kennen lassen, der meine Seele gebildet hat, den ich bei allem, was ich tat, bei jeder Zeile, die ich schrieb, mir als Freund und Kritiker vorstellte. Man wird von ihm sagen können: Er schrieb Nathan den Weisen und starb! Er konnte nicht höher steigen! Mehr als ein Menschenalter ist er seinem Jahrhundert vorangeeilt!«

Moses Mendelssohn hatte in Berlin als »Schutzjude« nur eine begrenzte Aufenthaltsgenehmigung. Das heißt, er konnte jederzeit ausgewiesen werden. Und dennoch brachte er den Mut auf, den allmächtigen König zu kritisieren, indem er eine scharfe Rezension über dessen »Poésies diverses« schrieb, in der er Friedrichs verspielte Französeleien angriff und sich fragte, warum der König nicht von seiner Muttersprache Gebrauch machte.

Aber nun zeigte sich auch der König souverän und lud Mendelssohn zu sich nach Sanssouci ein, um mit ihm zu diskutieren. Auch das war eine Tat, denn Mendelssohn zählte zu dieser Zeit nicht zu den großen unabhängigen Mode-Philosophen, wie etwa Voltaire, die an den Höfen der Könige gern gesehen und hochbezahlte Gäste waren. Moses Mendelssohn war, nachdem die Kinder des Seidenfabrikanten Bernhard flügge geworden waren, in dessen Fabrik als Buchhalter eingetreten, und er blieb der einzige jüdische Buchhalter in der Geschichte des Schlosses Sanssouci, den ein König von Preußen dort als Gast empfing.

Wenn die Freunde Lessing und Mendelssohn nicht zusammensein konnten, schrieben sie einander lange Briefe. Mendelssohn blieb in Berlin, wo seine Pflichten ihn in der Seidenfabrik festhielten, auch in der schlimmen Zeit des Siebenjährigen Krieges. Lessing war viel auf Reisen, war in England, war in Italien, war Sekretär des preußischen Kommandanten von Breslau, war Dramaturg am Deutschen Nationaltheater in Hamburg, wurde Bibliothekar in Wolfenbüttel, aber der Kontakt riß nie ab, und immer wieder, wenn auch oft



Der reformierte Schweizer Theologe Lavater versuchte vergeblich, Moses Mendelssohn zum Christentum zu bekehren. Für Lessing (stehend) war der jüdische Glaube seines Freundes unantastbar (Nach einem Gemälde von Moritz Daniel Oppenheim)

in großen Abständen, sahen sie sich.
Im Sommer 1763 lernte Moses Mendelssohn während einer Kur in Bad Pyrmont den Hamburger Kaufmann Gugenheim kennen. Bei einem dieser Spaziergänge morgens in der Frühe mit dem Brunnenglas in der Hand sagte Gugenheim: »Hätten Sie nicht einmal Lust, mich in Hamburg zu besuchen. Ich muß Ihnen sagen, meine Tochter Fromet würde sich freuen, Sie persönlich kennenzulernen. Sie hat Ihre philosophischen Schriften gelesen und verehrt Sie.«
Moses Mendelssohn hatte Angst vor dieser Begegnung. Seine Schriften waren Ausdruck des Geistes, des Charakters, des klar arbeitenden Verstandes. Aber sein Körper war zart, verwachsen, zerbrechlich, immer noch stotterte er. Er wagte trotzdem die Reise. Es war eine lange Fahrt mit immer neuen Postkutschen von Poststation zu Poststation. In Hamburg empfing ihn Gugenheim. Als sie eine Weile beieinandergesessen hatten, sagte er: »Gehen Sie hinauf in Fromets Zimmer. Sie erwartet Sie.«
Mendelssohn stieg nicht gern Treppen, jede Stufe bedeutete eine unglückliche Bewegung für ihn. Fromet kam ihm entgegen, ein hübsches junges Mädchen. Sie bot ihm einen Sessel an und nahm ihre Näharbeit wieder auf, ein besonders hübsches junges Mädchen. Sie sprachen ein wenig miteinander, und wenn er sprach, stotterte er. Das machte ihn immer unsicherer. Sie fanden keinen Kontakt. Mendelssohn ging bedrückt.
Am anderen Tag machte er seinen Abschiedsbesuch bei Gugenheim, und der sagte ihm ganz offen, daß seine Tochter, obwohl er sie gewissermaßen vorbereitet habe, doch verstört gewesen sei. Mendelssohn hatte nichts anderes erwartet und bat nur darum, ob er noch einmal zu Fromet hinaufgehen und sich auch von ihr verabschieden dürfe. Gugenheim nickte beklommen, und Moses Mendelssohn machte sich abermals auf den mühsamen und traurigen Weg nach oben.
Fromet saß in ihrem Zimmer und nähte. Mendelssohn setzte sich zu ihr. Nach einiger Zeit fragte er: »Glauben Sie auch, daß es schon im Himmel entschieden wird, welche Menschen füreinander bestimmt sind?«
Nach dem Talmud (Sota, fol. 2 a) wird vierzig Tage vor der Geburt eines Kindes bestimmt, wen es einmal heiraten wird. In dem deutschen Sprichwort »Ehen werden im Himmel geschlossen« ist der Inhalt dieses Talmud-Textes enthalten, der für jeden Juden Gültigkeit hat.

Fromet sagte: »Ich glaube daran.« »Ich glaube fest daran«, sagte Mendelssohn. »Bevor ich geboren wurde, bekam ich die Frau bestimmt, mit der ich das Leben teilen soll. Sie war verwachsen und stotterte. Da bat ich den Herrgott: ›Laß sie schön sein und lebhaft und graziös, sie ist doch eine Frau! Gib lieber mir den Buckel und den Sprachfehler und alles, was sie sonst noch belastet. Ich will es gerne tragen.‹«

Da stand Fromet auf, ging zu ihm und umarmte ihn.

Sie heirateten. Sie bekamen drei Söhne und drei Töchter und später vierzehn Enkelkinder. Eines davon war der Komponist Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Moses Mendelssohn wurde Geschäftsführer bei Bernhard und, als der alte Herr starb, Teilhaber des Betriebes.

Seine philosophischen Werke verbreiteten sich rasch in Europa. Sein Verdienst war es, als erster die jüdische Religion mit dem Instrumentarium des Philosophen analysiert und interpretiert zu haben. Er war der erste, der sich nicht mehr als ein in Deutschland lebender Jude empfand, sondern als Mensch jüdischen Glaubens, der in der Kultur seines Heimatlandes fest verwurzelt war und sich eindeutig zu ihr bekannte.

Er starb 1786, in demselben Jahr wie Friedrich der Große, fünf Jahre nach seinem Freund Lessing, und er starb, als er eine Streitschrift, die gegen Lessing gerichtet war, beantworten wollte, entschlossen, die Ehre des toten Freundes zu verteidigen. Er erregte sich dabei so, daß er beim Schreiben einen Herzinfarkt erlitt und tot umfiel.

Die »Berliner Zeitung« schrieb am 5. Januar: »Gestern früh starb im 57. Jahr seines Alters an einem Schlagflusse Herr Moses Mendelssohn, aus Dessau gebürtig. Eine Nachricht, die nicht nur dem, der sie niederschreibt, Tränen in die Augen treibt. In welchem künftigen Jahrhundert wird wieder einmal ein solcher Geist in der Hülle eines Sterblichen zur Reife kommen?«

Moses Mendelssohn wurde der Stammvater einer weitverzweigten europäischen Familie, aus der viele bedeutende Menschen hervorgegangen sind. Er korrespondierte mit den meisten großen Geistern seiner Zeit. Wer ihm begegnete, war bezaubert von seinem Charme, seinem Witz, seiner Bildung, beglückt von seiner Güte und Warmherzigkeit. Er war einer der ganz großen Deutschen. Sein Freund Lessing setzte ihm mit dem Drama »Nathan der Weise« das Denkmal, das ihm am besten gerecht wurde.



Drei Freundinnen im Mittelpunkt des Berliner Geisteslebens. Dichter und Philosophen, Maler und Bildhauer gaben sich in ihren Salons ein Stelldichein. Rahel Levin (links oben) heiratete den Diplomaten Karl August Vamhagen von Ense. Die älteste Tochter Moses Mendelssohns, Dorothea (links unten), wurde die Frau des Bankiers Veit und brannte später mit Friedrich von Schlegel durch. Henriette de Lemos (rechts) vermählte sich dem Arzt Marcus Herz





Unter der Chuppa, dem Hochzeitshimmel, traut der Rabbiner ein Paar (Nach einem Gemälde von Moritz Oppenheim)

Drei Damen im Mittelpunkt

Während in Paris die Guillotine arbeitete, fanden auch in Berlin Veränderungen statt, durchaus revolutionäre Veränderungen, wenn auch ganz ohne Barrikaden und Henkerskarren. Der Berliner Aufruhr spielte sich in den Bürgerhäusern ab: Die Frauen besannen sich auf sich selbst und ihre Möglichkeiten. Sie fingen an, sich aus einem Zwang zu befreien, dessen Sinn sie nicht einsahen. Sie erkannten, daß sie in der Lage waren, selbständig zu denken, und daß sie ebenso wie die Männer einen Anspruch auf Bildung und Einfluß hatten.

Diese ersten Emanzipationsbestrebungen der Frauen liefen parallel mit denen der deutschen Juden, und so war es kein Zufall, daß die weiblichen Leitfiguren drei Berliner Jüdinnen wurden, Henriette Herz, Rahel Levin und Dorothea Veit, Moses Mendelssohns älteste Tochter, die mit dem Bankier Simon Veit verheiratet war.

Die Zeitgenossen bewunderten bei allen dreien ihren klaren Verstand ebenso wie ihre Schönheit. Auch wurden sie als warmherzig und sensibel gepriesen. Alle drei waren dazu geschaffen, in Berlin Mittelpunkt eines Kreises schöpferischer Menschen zu sein.

Alle drei pflegten Kontakte zu Goethe, Schiller und Heinrich von Kleist, zu den Philosophen Kant und Hegel, zum Theologen Schleiermacher, zu den Brüdern Humboldt, zu Malern, Bildhauern und Musikern.

Es war eine der großen Epochen der deutschen Kulturgeschichte, und diese drei Frauen hatten wesentlichen Anteil daran. Da sie Jüdinnen waren, vollzog sich ihre Emanzipation auf zwei Ebenen. Die Familien, denen sie entstammten, lebten als Schutzjuden in Berlin, das heißt, mit einer teuer bezahlten und jederzeit zu widerrufenden Aufenthaltsgenehmigung. Sie alle strebten danach, sich aus dieser unwürdigen Abhängigkeit zu befreien und endlich als vollwertige Bürger anerkannt zu werden.

Die andere Abhängigkeit, in der diese Frauen aufwuchsen, war die festgefügte Ordnung ihrer jüdischen Elternhäuser, die jungen

Mädchen kaum Möglichkeiten ließ, individuelle Interessen zu entwickeln. Sie hatten nur die Chance, bei der Hochzeit von dieser Abhängigkeit in die der Ehe überzuwechseln. Den Bräutigam bestimmten die Eltern. Die Tochter hatte ihn, den sie vorher oft nicht einmal gesehen hatte, widerstandslos hinzunehmen.

Auch christliche Frauen spielten in dieser Zeit eine untergeordnete Rolle. Die Äbtissin eines reichsunmittelbaren Stifts, wie etwa Quedlinburg, konnte zwar den Rang einer Reichsfürstin erlangen, aber keine Kaufmanns-, Handwerker- oder Bauersfrau hatte auch nur die geringste Möglichkeit, auf irgendwelche politischen, kulturellen oder gesellschaftlichen Entwicklungen Einfluß zu nehmen, es sei denn auf dem Umweg über das Bett des Ehemannes.

Die drei Freundinnen befreiten sich aus ihrer dreifachen Eingrenzung, Tochter einer jüdischen Familie, Jüdin in einer christlichen Stadt, Frau in einer Männergesellschaft zu sein, ohne ein lautes Wort, ohne Deklarationen und Resolutionen.

Henriette Herz hat die erste Stufe ihrer Entwicklung vom schüchternen Kind eines jüdischen Elternhauses bis zur Gastgeberin eines politischen und literarischen Salons von europäischem Rang in ihren Jugenderinnerungen geschildert. Ihr Vater, Dr. Benjamin de Lemos, war Arzt in Berlin, das damals 140000 Einwohner hatte, davon 30000 Soldaten und 300 Juden. Henriette kam am 5. September 1764 zur Welt. Es war eine gute Zeit. Der Siebenjährige Krieg war vorbei, Schlesien gehörte nicht mehr zu Österreich, sondern zu Preußen. Friedrich der Große konzentrierte alle Kräfte darauf, die Kriegsschäden rasch zu beseitigen, und in Berlin setzte sich der Philosoph Moses Mendelssohn unermüdlich dafür ein, daß die Juden als gleichberechtigte Mitbürger anerkannt wurden.

»Mein Vater war portugiesischer Jude gewesen, dessen Großvater mit vielen seiner Glaubensgenossen aus Portugal fliehen mußte, um nicht in die Hände der Inquisition zu geraten. Der früheste Zeitpunkt meines Lebens, dessen ich mich erinnere, ist der, in welchem ich die Blattern hatte, die man damals noch völlig der Natur überließ. Obschon ich erst zwei Jahre alt war, weiß ich noch heute, wie ich einen kleinen Napfkuchen mit Rosinen geschenkt bekam... Als ich das gehörige Alter erreicht hatte, wurde ich in die Schule geschickt. Eine meiner Gefährtinnen spielte damals schon sehr gut Klavier. Auf meine Bitte gaben meine Eltern mir auch einen Lehrer. Ich machte

schnelle Fortschritte. In meinem achten Jahr spielte ich in einem öffentlichen Konzert mit viel Beifall, was aber nichts besagt, weil ein hübsches Kind es leicht hat zu gefallen. Ich erinnere mich, daß außer vielen Juden auch einige Offiziere da waren. Einer von diesen spielte das Violincello und begleitete mich... Obwohl ich noch ein Kind war und von meiner Lehrerin oft wegen kleiner Vergehen an den Bettpfosten gebunden wurde, gefiel es mir doch, wenn man mir sagte, daß ich hübsch sei. Einst, als Prinzessin Amalie, die Schwester Friedrichs des Großen, bei einem reichen Israeliten eine Laubhütte besehen wollte, wurde ich hingeholt, um mich ihr zu zeigen. Ich weiß noch, wie die Fürstin mir die Backen klopfte und wie ich vor ihren schielenden Augen erschrak.« Es war die Prinzessin Amalia, die mit dem unruhigen und phantasievollen Freiherrn von der Trenck eine in unzähligen Büchern und Filmen verherrlichte Liebesgeschichte erlebt hatte, wenn man den Andeutungen in seinem Memoiren trauen darf.

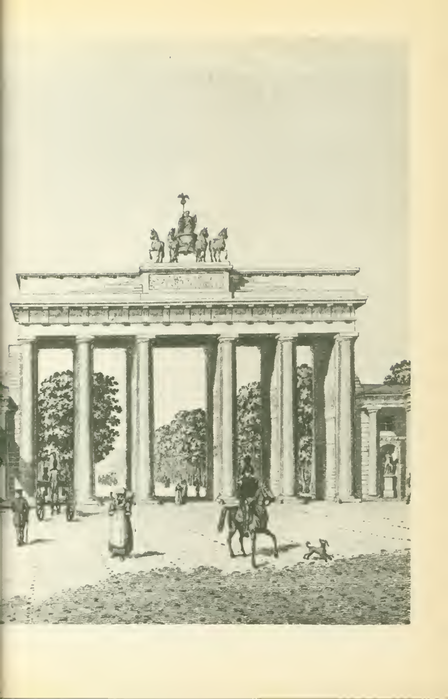
Henriette de Lemos hatte viele Freundinnen, aber eine liebte sie besonders: »...sie war sehr lebhaft, dabei oft glühend enthusiastisch für irgendeinen Romanhelden begeistert. Ihr Vater war ein sehr geachteter Gelehrter. Er liebte sie besonders und bildete sie selbst. Wir Mädchen wohnten ziemlich nahe beisammen, und sobald eine es wagen durfte, sich vom Haus zu entfernen, kam sie zur anderen und wir machten Pläne für die Zukunft...« Dieses Mädchen war Dorothea, Moses Mendelssohns älteste Tochter, die später den Bankier Veit heiratete und noch später mit dem Dichter Friedrich von Schlegel durchbrannte.

»Ich lernte Schreiben, Rechnen, Geographie, Hebräisch und Französisch. Mein Lehrer gehörte zu den unsittlichsten Männern, die man hätte wählen können. Meine Mutter glaubte gut gewählt zu haben. Sie konnte mich nicht selber unterrichten, dazu hatte sie weder Talent noch Geduld. Soweit ich zurückdenken kann, bin ich nie freundlich von ihr behandelt worden... Mein Vater lebte streng im Gesetze seines Glaubens, hatte aber Milde und Liebe im Herzen und war sehr duldsam. Er war, wie gesagt, ein portugiesischer Jude und hatte in Hamburg gelebt, hatte in Halle studiert und war der erste jüdische Arzt in Berlin. Am Anfang wurde er so schlecht bezahlt, daß er sich manchen Mittag mit Kartoffeln oder Kaffee begnügen mußte. Es gab damals noch nicht so viele reiche Israeliten in Berlin wie später. Manche, denen mein Vater

mit einigen Groschen ausgeholfen hatte, wurden sehr reich, vergaßen dann aber die früheren Zeiten. Er legte jeden Taler, den er erübrigen konnte, für die Familie zurück, die immer größer wurde. Bis spät am Abend besuchte er die Kranken. Wie oft sah ich ihn, vom Regen durchnäßt oder mit Schnee bedeckt, heimkommen... Meine Mutter, die ich nur kränklich und mit bösen Augen kannte, soll sehr hübsch gewesen sein, obschon mir keine Spuren davon sichtbar waren. Sie war fast immer verdrießlich. Bei uns lebten auch noch eine alte Tante und ihr Mann, beide sehr gewöhnliche Leute, die sich oft zankten und schimpften. Ein alter Verwandter meiner Mutter, ein höchst reinlicher Mann, der mir häufig Naschwerk gab, bewohnte eine kleine dunkle Kammer im Haus. Die anderen Mieter, alles Israeliten, waren Handelsleute. Ein älterer Junge, ein sehr liederlicher Mensch, hätte mir wegen meiner Unschuld verderblich werden können. Gott hat mich beschützt... Jedes Jahr ging ich einmal mit meinen Eltern in die Oper.



Berlins Wahrzeichen, das Brandenburger Tor, erbaute der königliche Baumeister Carl Gotthard Langhans 1788–91. Die das Tor bekrönende Quadriga wurde 1794 nach dem Modell von Gottfried Schadow geschaffen (Radierung von 1823)



Es war die Blütezeit der Mara. Die Näschereien, die wir mitnahmen, und die Mara hatten gleichen Wert für mich. Zur Zeit Friedrichs des Großen war das Parkett voll von Soldaten, die auf Befehl des Königs in die Oper geführt wurden. Wir hatten eine Parkett-Loge. Die Freude an der Oper wurde mir immer durch das Schelten meiner Mutter auf dem Heimweg verdorben.«

»Ich war nun zwölf Jahre alt, ein schönes Kind, das für sein Alter ungemein groß war. Man sah mit Wohlgefallen auf mich. Ein ältlicher Mann, ein portugiesischer Jude, der gerade in Berlin war, hielt um mich an. Er sprach von Mohren und Lakaien, die auf dem Wege nach Berlin seien und seine Schätze mitbrächten. Die Geschichte endete damit, daß er meinem Vater eine silberne Tabaksdose stahl und verschwand. Meine Mutter fand nun, daß ich in eine Nähschule geschickt werden müßte, weil ich Französisch sprechen, tanzen und lesen könnte, aber weder sticken, noch nähen... Ich mochte sechs Monate in die Nähschule gegangen sein, als mir meine Tante im Vertrauen sagte, ich solle Braut werden. ›Mit wem?‹ fragte ich, und sie nannte mir den Mann. Er war angehender praktischer Arzt. Ich hatte ihn einige Male bei meinem Vater und an seinem Fenster stehen sehen. Er wohnte in unserer Nähe. Beim Mittagessen fragte mich mein Vater, ob ich lieber einen Doktor oder einen Rabbiner heiraten wollte. Mir klopfte das Herz mächtig und ich antwortete, daß ich mit allem zufrieden sei, was er über mich beschließen würde. Nach dem Essen sagte mir meine Mutter, daß ich am Abend mit dem Doktor Marcus Herz verlobt werden würde.« Als sie das erfuhr, war Henriette zwölf Jahre alt.

»Ich wußte wenig von meinem Bräutigam. Er war fünfzehn Jahre älter als ich, klein, häßlich, hatte aber ein geistreiches Gesicht und den Ruf eines Gelehrten. Er war geliebter Schüler Kants und hatte sowohl Arzneiwissenschaft als auch Philosophie in Königsberg studiert und schon einige scharfsinnige philosophische Schriften herausgegeben. Seine frühe Jugend war in sehr gewöhnlicher Umgebung verflossen, seine spätere in bloß wissenschaftlichem Umgang. Mein Leben im väterlichen Hause blieb sich gleich, wie das Benehmen meiner Mutter gegen mich. Ich bekam auch nicht mehr zu essen als sonst, was immer weniger war, als ich essen mochte, doch wurde ich jetzt zweimal in der Woche vom Friseur frisiert... Marcus kam gewöhnlich einen Abend um den anderen und spielte

Karten, was mich entsetzlich langweilte, da ich kaum eine Karte kannte und immer neben ihm am Spieltisch sitzen mußte. Wenn er fortging, begleitete ich ihn, und wenn alles still im Haus war, so blieben wir im Hausflur. Seine Liebkosungen taten mir wohl, doch verstand ich manche in meiner Unschuld nicht. So fragte ich einmal eine junge Frau im Haus, auf welche Weise man ein Kind bekäme, und sie antwortete mir, wenn man sehr oft an denselben Mann denke. Das tat ich und ängstigte mich, daß ich so Schande über meine Eltern bringen würde. Ich freute mich darauf, bald Frau zu werden, um auszugehen und essen zu können, was ich wollte.«

»Der Hochzeitstag erschien endlich. Der Gedanke, meinen Vater zu verlassen, tat mir weh, und unter tausend Tränen ließ ich mir das Brautkleid anziehen, das von weißem Atlas war, mit roten Rosen besetzt. Der Bräutigam kam. Die Gäste versammelten sich. Ich suchte meinen Vater allein zu sprechen und bat ihn mit heißen Tränen, mir alles zu verzeihen, wodurch ich ihn je gekränkt hätte, und mir seinen Segen zu geben. Er tat es, umarmte mich mit Tränen und sagte: ›Kind, brich mir das Herz nicht.‹ Es war der 1. Dezember des Jahres 1779. Es lag hoher Schnee auf dem Hofe, auf welchem der Baldachin stand, unter dem ich, nach jüdischem Brauche, getraut wurde... Den Abend war Ball im Hause meiner Eltern. Ich gefiel mir nicht. Die Ursache war, daß ich nach jüdischem Brauch mein Haar völlig verbergen mußte, und das Kopfzeug stand mir nicht. Ich kam etwas später als einige Gäste, und meine Mutter schalt, weil hin und wieder doch ein Haar unter dem Kopfputz hervorsah. Herz tanzte nicht. Mein Vater war schon in den Sechzigern und tanzte mit so viel Anmut...«

Und etwas später: »...ich liebte mit der fünfzehnjährigen Liebe einen dreißigjährigen Mann. Herz lachte mich aus, wenn ich schwärmte, und er wies mich zur Vernunft, wenn ich ihn umtanzte oder mich an seinen Hals hängte. Dorothea (Veit, geborene Mendelssohn) und ich sahen uns fast täglich. Wenn wir uns nicht sehen konnten, schrieben wir einander. Sie war ein Jahr früher als ich verheiratet worden. Sie war nicht glücklich, denn ihr guter weiser Vater hatte sie beredet, den Mann zu heiraten, den sie nicht lieben konnte (den reichen Bankier Simon Veit). Wie sollte dieses lebendige, phantasievolle, begabte Mädchen, gebildet von einem solchen Vater, einen Mann lieben, der unansehnlich von Gestalt und Gesicht, damals auch noch von be-

grenzter Bildung war? Die edle Gesinnung, die guten Anlagen, die in ihm waren und sich später in hohem Grade entwickelten, sah der weise Vater wohl, die Tochter konnte es nicht, und ihr junges Leben wurde in seiner Blüte geknickt.«

Das war die eine Seite in Henriettes Leben: die Freundschaft mit Moses Mendelssohns Lieblingstochter, die das Opfer einer Gesellschaftsordnung geworden war, der die beiden Freundinnen sich nicht kritiklos einfügen wollten.

Die andere Seite war das Eheleben. Herz war ein bekannter Mann in Berlin, hielt philosophische Vorlesungen in seinem Haus und Kurse in experimenteller Physik. Es kamen viele junge Männer, Studenten, Offiziere, Söhne alter preußischer Adelshäuser, königliche Prinzen, wie Louis Ferdinand, der dann 1806 als Reitergeneral im Kampf gegen Napoleon fiel, oder wie Friedrich Wilhelm, der gar König von Preußen wurde.

Henriette beeindruckte die jungen Herren nicht weniger als ihr Mann. Diese Abende boten ihr immer neue Anreize, sich selber zu entdecken. Ihrer Wirkung auf Männer war sie sich bewußt. Und sie begnügte sich bald nicht mehr damit, optischer Anreiz zu sein. Sie hörte, sie fragte, sie sprach, und sie begriff rasch, daß sie scharfsinnig denken, daß sie formulieren, daß sie Gespräche lenken konnte, daß sie trotz ihrer Jugend der geborene Mittelpunkt war. Auf den Gedanken, daß Herz, der Abgeklärte, der Philosoph, eifersüchtig sein könnte, kam sie nicht. Das merkte sie erst, als er einmal wochenlang krank war und heftig phantasierte. Da kam alles heraus, was hinter seinem unbewegten Gesicht verborgen geblieben, und es rührte sie sehr.

Aus Henriettes Hochzeitsjahr 1779 gibt es eine Schilderung Berlins in dem Bändchen: »Bemerkungen eines Reisenden durch die Königlich Preußischen Staaten«, von einem anonymen Verfasser:

»...es gibt sehr reiche Juden in Berlin. Einige haben Fabriken. Die meisten ernähren sich jedoch vom Handel. Ihr Benehmen ist fein und artig. Diejenigen, welche nach guten Grundsätzen erzogen worden sind, gehen auch viel mit Christen um, und oft sieht man es ihnen kaum noch an, daß sie Juden sind. Viele tragen ihre Haare jetzt ebenso wie die Christen und unterscheiden sich auch in der Kleidung nicht mehr von ihnen. Es gibt Gelehrte unter ihnen wie Moses Mendelssohn und Doktor Herz. Schöngeisterei und Dichtkunst wechseln mit Theaterbesuchen. Die Frauen der Israeliten spielen in Berlin eine besondere Rolle. Es gibt wirkliche

Schönheiten unter ihnen. Hübsche Kleidung und leichter Anstand erhöhen ihre Reize. Sie sind äußerst empfindsam.«

Dem Winter mit dem vielen Schnee folgte der warme Sommer 1780. Der Bildhauer Schadow, der die berühmte Marmorbüste der späteren Königin Luise schuf, entdeckte Henriette Herz, skizzierte sie und porträtierte sie in Marmor. Unter den Linden flanierte man per Taille, und diese schönen Jüdinnen mußten ihren weitausladenden Kopfputz tragen, der auch das letzte Haar zu verbergen hatte. Warum eigentlich? Warum sollte Henriette Herz nicht ihre Haare zeigen wie alle Berlinerinnen? Das waren Reste einer mittelalterlichen Tradition. Hatte sie in Berlin nicht ihren Sinn verloren?

Es gab einen Ausweg: Sie konnte eine Perücke tragen. Fremde Haare waren auch eine Art Haube und ihre eigenen ließen sich ganz darunter verbergen. Diesen Ausweg gestattete auch der Rabbiner. Aber dann, eines Tages, sagte sie sich: Warum fremde Haare? Warum nicht meine eigenen? Sie ließ die Perücke zu Hause und zeigte den Berlinern ihr herrlich glänzendes Haar. Das war der Bruch mit der Tradition. Wie bei vielen Revolutionen, so hatten auch bei dieser die Haare eine merkwürdige Symbolkraft. Auch die Männer trugen ihre Haare jetzt offen und ungepudert.

Unter den Männern, die bei Marcus Herz Vorlesungen hörten, war auch ein junger englischer Diplomat. Als er einen Augenblick allein mit Henriette war, kniete er plötzlich vor ihr und schwor, er würde erst dann wieder aufstehen, wenn sie ihm ein Rendezvous bewilligte. Was sollte sie tun? Sie konnte doch nicht dulden, daß er den Rest seines Lebens kniend verbrachte. So gab sie ihm das Rendezvous. Das war eine gute Gelegenheit, Englisch zu lernen. Bald sprach sie fließend. Ihr fiel alles so leicht!

Das war aber nicht die große Liebe. Sie liebte viele Menschen, den alten Mendelssohn und die jungen Grafen Dohna-Schlobitten, zwei amüsante und ansehnliche Brüder aus Ostpreußen. Sie liebte den Pastor Schleiermacher und den Weltreisenden Alexander von Humboldt. Sie liebte einfach das ganze Leben, und sie versicherte sich und ihrem Tagebuch immer wieder, daß sie auch ihren Mann liebte. Im Sommer 1781 gewann Henriette Herz eine neue Freundin. Rahel Levin war sechs Jahre jünger als sie, war anziehend und aufgeweckt. Man konnte durchaus begreifen, daß wenige Jahre später alle interessanten Männer landaus, landein sich um sie scharten. Sie heiratete 1814 den

Diplomaten und Schriftsteller Karl August Varnhagen von Ense, kam nie durch Weimar, ohne Gast bei Goethe zu sein, und brachte den 26 Jahre jüngeren Heinrich Heine zu dem Ausspruch: »Ich werde ein Hundehalsband tragen mit der Inschrift: ›Ich gehöre Frau Varnhagen‹.«

Alle Zeitgenossen stellten Rahel das Zeugnis aus, das eine Frau am besten qualifiziert: Sie war eine Frau, die auch andere Frauen gelten ließ.

Henriette schrieb über die ersten Begegnungen mit Rahel: »... Wir wurden Freundinnen und sahen uns oft. Ihr Vater, ein Juwelenhändler, besuchte die Leipziger Messe. Ich war außer mir vor Freude, als seine Frau mir sagte, daß sie mich mitnehmen wollten. Es war meine erste Reise, und ich glaubte noch, daß die Leute jenseits Potsdams völlig anders aussehen müßten, und fuhr mit großer Neugier los. Der Mann (Rahels Vater Markus Levin) hatte, wie es hieß, ein sehr schlechtes Leben geführt, soll einer Räuberbande angehört haben und gebrandmarkt worden sein. Er war ungemein klug, war reich und sah viele Leute in seinem Hause. Die Frau war ihm in jedem Sinne unterworfen, die Tochter voller Verstand und Geist, ein sehr liebes Wesen. Wir reisten mit Extrapost und kehrten in den Posthäusern ein, wo die beste Gesellschaft war...«

Vier Wochen dauerte die Reise. In Leipzig, in der Oper, sang der Tenor immer nur Henriette an, so daß die Leute schon unruhig wurden. Überall gab es junge Männer, die sie anstarrten und verfolgten. Dem Image des zwielichtigen Edelsteinhändlers Levin tat es gut, außer seiner niedlichen Tochter noch diese schöne Frau mit der magischen Ausstrahlung im Gefolge zu haben.

In diesem Sommer 1781 erschien in Berlin die Schrift »Über die bürgerliche Verbesserung der Juden in Deutschland«. Der Verfasser war Christian Wilhelm Dohm, ein hoher preußischer Staatsbeamter und gern gesehener Gast bei den Herzens in der Neuen Friedrichstraße 22. Dohm war gerade dreißig Jahre alt, ein Schüler und Freund Moses Mendelssohns. Er wies nach, daß das Christentum vor allem die Schuld an der entwürdigenden Lage der Juden trage, und verlangte, daß christliche Kinder schon in der Schule zu Verständnis und Toleranz den jüdischen Kindern gegenüber erzogen werden müßten. Er forderte, daß die Juden zu allen Berufen zugelassen werden und auch Bauern und Handwerker sein sollten wenn sie dazu Neigung und Befähigung zeigten. Sie sollten wie jeder andere mit



Der Hofbildhauer Johann Gottfried Schadow war mit Marcus Herz befreundet, er bewunderte Henriette und schuf eine Marmorbüste von ihr. Diese Kaffeestunde in seinem Haus zeichnete Schadow

der Waffe dienen dürfen und auch sonst zu Staatsdiensten herangezogen werden. Wenn das Vaterland sie an sich binde, werde es von ihren Fähigkeiten reichen Nutzen haben. Die Dohmsche Schrift wurde in ganz Preußen und darüber hinaus leidenschaftlich diskutiert.

Die Anziehungskraft des Salons der Henriette Herz war so groß wie die der Vorlesungen ihres Mannes, der mit seinem Königsberger Professor Kant in lebhaftem Briefwechsel stand und außerdem noch ein hochangesehener Arzt war, zu dessen Patienten auch Moses Mendelssohn gehörte, bis zum letzten Tag, dem 4. Januar 1786. Im August darauf starb auch Friedrich der Große. Ein Zeitalter ging zu Ende.

Im Sommer 1787 kam Graf Mirabeau aus Paris nach Berlin, ein wuchtiger Mann mit allen Anlagen zu einem großen Staatsmann, ein Idealist, ein Feuerkopf, einer von denen, die bald darauf die Französische Revolution trugen. Er war Gast in diesen Salons bei Henriette



Graf Mirabeau besuchte im Sommer 1787 Berlin und war Gast in den Salons. Dort wurde er mit Dohms Streitschrift über die Lage der Juden konfrontiert. Sie beeindruckte ihn, und 1791 setzte Mirabeau in der Nationalversammlung die Gleichberechtigung der französischen Juden durch

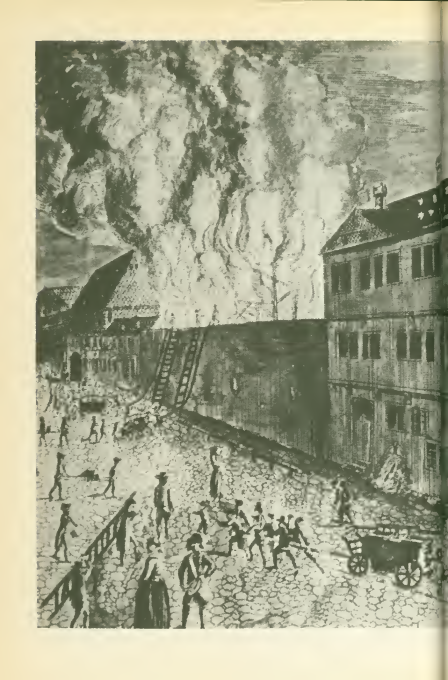
Herz, bei Dorothea Veit, bei Rahels Eltern, beschäftigte sich mit Christian Wilhelm Dohms Schrift, nahm sie mit nach Paris, übersetzte sie und machte sie zur Grundlage der Judenemanzipation in Frankreich.

Er schrieb: »Wie viele Jahrhunderte müssen Menschen in einem Lande wohnen, um naturalisiert zu werden? Gibt es denn nicht natürliche Rechte, die heiliger sind als Konventionen? Die Grundsätze der Humanität stimmen stets mit denen einer gesunden und guten Politik überein. Gebt den Juden ein Vaterland, und sie werden es lieben!«

Die Französische Revolution begann unter der herrlichen Devise »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit«. Aber von Freiheit war schon bald keine Rede mehr, als in Frankreich niemand mehr ein offenes Wort riskieren durfte, wenn er nicht unter der Guillotine enden wollte. Es war auch nicht gerade ein überzeugender Ausdruck von Brüderlichkeit, daß der eine Bruder eine Maschine konstruierte, mit der mühelos möglichst viele andere Brüder geköpft werden konnten. Und die Gleichheit endete, als Napoleon Kaiser wurde und an Stelle der vernichteten alten Aristokratie eine neue schuf, aus seinen Sergeanten Marschälle und Fürsten machte und ganz Europa mit blutiger Gewalt unter seine Herrschaft zwang.

Auf die Lage der Juden in Frankreich wirkten sich die Ideale der Revolution positiv aus. Endlich durften sie wieder offiziell und unbehelligt im ganzen Lande leben, was ihnen vierhundert Jahre lang bei schwersten Strafen an Leib und Leben verboten gewesen war. Nur in einigen wenigen Hafenstädten und in den unter Ludwig XIV. er-

oberten Ostgebieten, im Elsaß und in Lothringen, hatte man sie, wo sie unentbehrlich gewesen waren, stillschweigend vereinzelt geduldet. Die Französische Revolution verhalf den Juden zu dem Recht, Bürger unter Bürgern zu sein. Unter ihrem Einfluß übernahmen die von Frankreich unterworfenen deutschen Länder nach und nach diese Errungenschaft, während Napoleon sie wieder einschränkte. Am 11. März 1812 unterschrieb auch der König von Preußen ein Edikt, das die Juden seines Landes zu gleichberechtigten Staatsbürgern machte. 31 Jahre nach ihrem ersten Erscheinen wirkte sich die Schrift des Königlich-Preußischen Archivrates Christian Wilhelm Dohm auf dem Umweg über Paris auch in der Stadt aus, in der sie entstanden war.





Im Juli 1796 ließ der französische General Kléber die Stadt Frankfurt beschießen. Die Judengasse am Wollgraben brannte völlig aus (Zeitgenössischer Kupferstich)



Ludwig Börne – 1786 in der Frankfurter Judengasse als Juda Löb Baruch geboren – wurde einer der bedeutendsten Journalisten deutscher Sprache (Nach einem Gemälde von Oppenheim)

Ludwig Börne

Der Mann, der sich später Ludwig Börne nannte, kam noch im alten Frankfurter Getto zur Welt, zehn Jahre bevor es in Flammen aufging. Er wurde am 24. Mai 1786 als Sohn des »Handelsjuden in Wechselgeschäften« Jakob Baruch im Hause Nr. 118 am Wollgraben geboren und bekam den Namen Juda Löb Baruch. Später wurde er einer der größten Journalisten, die Deutschland je hervorgebracht hat, ein glänzender Reporter, Feuilletonist und politischer Kolumnist, darüber hinaus ein Mann, dem selbst seine Feinde vier Eigenschaften attestierten, die keinesfalls zur Ausstattung jedes Journalisten gehören: Er war aufrichtig, ein Idealist, frei von Eitelkeit und absolut unbestechlich.

Die Welt, in der das Kind heranwuchs, war von besonderer Art. Die Frankfurter Juden durften nicht mit Christen Haus an Haus wohnen, sondern wurden in einer muffigen Gasse zusammengedrängt, die von hohen Mauern umgeben und durch drei Tore abgeschlossen war. Dadurch war es allen anderen deutschen Gettos gegenüber bevorzugt, die nur zwei, oft gar nur einen Zugang hatten. Die Tore wurden bei Sonnenaufgang geöffnet und bei Sonnenuntergang geschlossen. Sonntags und an allen kirchlichen Feiertagen blieben sie verriegelt, außerdem bei Kaiserkrönungen und öffentlichen Hinrichtungen, weil die Bürger den Genuß an so festlichen Spektakeln nicht mit den Juden teilen wollten.

Um den hohen und höchsten Gästen, die oft aus ganz Europa in die berühmte Krönungs- und Messestadt kamen, Begegnungen zu ersparen, die ihre Laune hätten trüben können, war es den Juden verboten, am Mainufer spazierenzugehen oder sich vor Gasthöfen zu zeigen, in denen die hohen Gäste logierten.

Juden durften auf dem Lebensmittelmarkt nur vor sieben Uhr morgens einkaufen. Sie durften nie mehr als zu zweit nebeneinander gehen und mehrere Straßen und Plätze der Stadt überhaupt nicht betreten. Sie mußten allen Christen Platz machen. Es bestand unbedingte Grußpflicht. Auf den Zu-

ruf: »Jud, mach Mores!« mußte der Jude seinen Hut ziehen.

Das Frankfurter Getto war ursprünglich für etwa hundert Menschen in 15 Häusern konzipiert worden. Auf den Gedanken, daß auch jüdische Familien sich normal vermehrten, war niemand gekommen. Nach den Verwüstungen durch den Fettmilch-Aufstand war es neu aufgebaut worden, und im Jahre 1709 lebten dort schon über 500 Familien mit rund 3000 Menschen. Die Judengasse wurde aber zu keiner Zeit auch nur um einen Ziegelstein verbreitert. Die Häuser wuchsen immer mehr in die Höhe, Gärten und Hinterhöfe wurden nach und nach zugebaut. Die Behörden beschränkten die Zahl der Eheschließungen in der Judengasse auf zwölf und die Zahl der Zuzüge auf sechs im Jahr.

In dieser qualvollen Enge hinter den haushohen Mauern wuchsen nicht nur Menschen wie Ludwig Börne heran, oder die Rothschilds, die später geadelt wurden und Schlösser bewohnten. Vor allem lebten hier im feuchten, dämmerigen Dunst kranke, bleiche Menschen, die sich mühsam durch ein kurzes Dasein quälten und bald an Schwindsucht oder Anämie starben. Johann Wolfgang Goethe, 1749 in Frankfurt geboren, lernte als kleiner Junge dieses mittelalterliche Getto noch kennen und beschrieb seine Besuche dort in »Dichtung und Wahrheit«.

Natürlich prägten die Erfahrungen einer Kindheit in diesem Milieu den Menschen Löb Baruch, der sich später Ludwig Börne nannte. Als er acht Jahre alt war, stürmte der französische Revolutionsgeneral Custine die Stadt, brachte wunderbare freiheitliche Ideen mit und preßte ungeheure Kontributionen aus den Bürgern heraus. Die Gleichberechtigung der Juden erschöpfte sich zunächst darin, daß sie gleichberechtigt mitzahlen durften.

In Frankreich hatte die Nationalversammlung am 28. September 1791 den Juden die uneingeschränkten Staatsbürgerrechte gegeben. Die französischen Revolutionsheere brachten diese Grundsätze mit in die eroberten Teile Deutschlands und setzten sie überall durch, wo sie einmarschierten. Wieder einmal wurde die Zwiespältigkeit des Empfindens der deutschen Juden deutlich: Die Menschen, die ihnen die lang ersehnte Freiheit brachten, waren Landesfeinde, die in die Heimat eindrangen, schossen, plünderten und brandschatzten.

Nicht eine vernünftige Verfügung des Stadtrates zerbrach die Mauern der Frankfurter Judengasse, sondern die französische Artillerie des Generals Kléber, der im Som-

mer 1796 abermals in Deutschland eindrang. In der Nacht zum 14. Juli ließ er das Getto zusammenschießen. Es brannte weitgehend ab. Wieder gab es Tote, wieder Blut und Tränen und ungeheure Geldforderungen der Sieger: sechs Millionen Franken in Gold und zwei Millionen in Sachlieferungen.

Ludwig Börne war zehn Jahre alt, als das geschah. Er erlebte alles bewußt mit. Er wollte Arzt werden. Der Vater schickte ihn 1802 nach Berlin zu dem berühmten Mediziner Dr. Marcus Herz, dem Kant-Schüler, Philosophen und Physiker, in diese Stadt, in der nirgendwo Enge herrschte, und in dieses Haus, in dem sich alles zusammenfand, was schöpferisch und gesellig war. Die Seele des Ganzen war Frau Henriette Herz. Sie war 38 Jahre alt, 22 Jahre älter als Ludwig Börne.

Am 8. November kam er in Berlin an und bezog sein Zimmer bei den Herzens, Neue Friedrichstraße 22. Am 9. November 1802 schrieb er in sein Tagebuch: »... wie gefällt mir Madam Herz? Ich habe sie noch nicht recht angesehen. Schön ist sie, zuvorkommend gegen mich. Wie träumte ich diese Nacht so friedliche Träume. Nur Träume? – Geduld! Es muß sich bald zeigen.« Spät am Abend desselben Tages schrieb er: »... welche Augen! Welches Lächeln! Ich habe keine Worte! Oh, daß es mir gelänge, den Beifall dieser Frau zu erringen! Ich will alles tun, war ihr gefallen muß, alles, was gut und schön ist. Und mein heißes Blut? Nein – Madam Herz – Nein – schon Mitternacht? – Ich bin noch gar nicht schläfrig.«

An seine Eltern schrieb er vier Tage später: »... Sie können sich denken, liebe Eltern, daß ich ein wenig Herzklopfen hatte, als ich zu Madam Herz in die Stube trat. Sie empfing mich sehr freundlich! Sie kennt vier fremde Sprachen. Sogar Griechisch!«

Dann wieder eine Tagebucheintragung: Sonntag, den 21. November: »... wenn ich Stunde bei ihr habe, ist meine schönste Zeit, aber lernen werde ich nicht viel. Wer kann da auch aufmerksam sein, wenn man ihr so nahe ist! So nahe ihren schwarzen Augen!«

Mittwoch, den 15. Dezember: »... ich fühle, daß ich glühe. Mein ganzes Wesen hat sich verändert...«

Donnerstag, den 30. Dezember: »... morgen schenke ich ihr Blumen und schreibe ihr alles, was ich fühle...« Er brannte offensichtlich. Sie schürte die Glut nicht, tat aber auch nichts, sie zu löschen. Henriette Herz war es gewohnt, geliebt zu werden.

Da starb am 19. Januar 1803 Dr. Marcus Herz. Börne schrieb in sein Tagebuch: »... er ist tot, und alle

meine Freuden sind dahin. Ich muß Madam Herz verlassen! Ich brüte dumpf über mein schreckliches Geschick...«

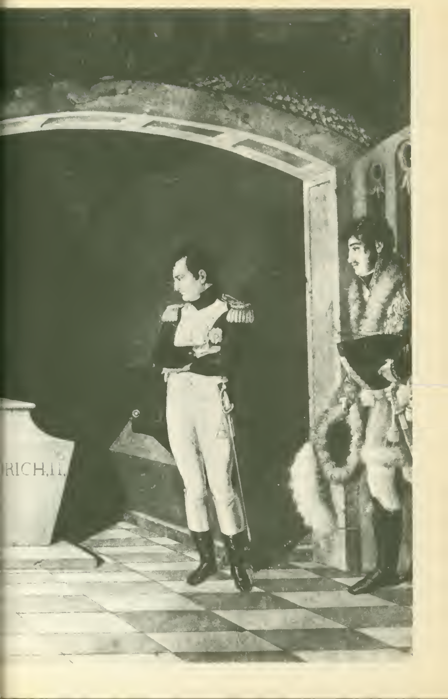
Er mußte nicht gleich ausziehen, als sein Lehrer tot war. Henriette unterrichtete ihn weiter, und er bedrängte sie weiter. Endlich schrieb auch sie ihm: »...ich muß wiederholen, was ich Ihnen schon unzählige Male gesagt habe: Mehr als freundlich kann ich zu Ihnen nicht sein. Lügen mag und werde ich nicht...«

Sie war ihrem Mann immer eine liebende Frau gewesen, in dem Maße, das sie ihrer Religion schuldig war. Darüber hinaus hatte sie viele Freunde gehabt und vermutlich keinen von ihnen erhört, weswegen alle ihr immer eng verbunden blieben.

Nach Marcus Herz' Tod starb nicht etwa auch Henriettes Salon. Er blieb das geistige Zentrum Berlins. Die beherrschende Figur des Hausherrn war nun fort. Henriette lenkte unsichtbar, sie führte die Menschen zusammen, auch sehr gegensätzliche: Feuerköpfe und



Napoleon am Grabe Friedrichs des Großen in der Potsdamer Garnisonskirche. Der Kaiser hatte die Preußen besiegt und zog am 27. Oktober 1806 in Berlin ein. Er bewunderte das Feldherrngenie Friedrichs des Großen (Gemälde von Ponce Camus)


RICH.II.

Grübler, Naturwissenschaftler und Theologen, Entdecker und Lyriker. Der unbändige sechzehnjährige Börne hätte durchaus seinen Platz in diesem Kreis gehabt, wenn nicht sein Sturm und Drang solche Unruhe in die große Harmonie gebracht hätte.

Endlich begriff auch er, daß diese Frau für eine Liebesaffäre nicht zu gewinnen war, und ging nach Halle, um da Medizin und Volkswirtschaft, Philosophie und Staatswissenschaften zu studieren, besessen von dem Drang, alles zu wissen.

Inzwischen war Napoleon Kaiser von Frankreich geworden und machte sich daran, ganz Europa zu unterwerfen. Wer ihm widerstand, wurde vernichtet, wer Demutshaltung einnahm, wurde belohnt. So machte er aus den Kurfürstentümern Bayern und Sachsen und sogar aus dem kleinen Herzogtum Württemberg Königreiche. Für seinen Bruder Jérôme bildete er aus Resten weltlicher und geistlicher Fürstentümer und Freier Reichsstädte das Königreich Westfalen mit der Hauptstadt Kassel. Preußen erlitt eine verheerende Niederlage. Napoleon zog in Berlin ein.

In diesem allgemeinen Zusammenbruch gab es nur einen kleinen Trost. Bei der Kapitulation der Armee des Marschalls Blücher verschwand die Kriegskasse spurlos, und die Franzosen waren sehr verärgert, daß sie nur Waffen und Tausende von Gefangenen, aber kein Geld erbeuteten.

Das Geld tauchte erst sehr viel später wieder auf, als Preußen sich rüstete, Napoleons Joch abzuwerfen. Blüchers Kriegskommissar, Simon Kremser, hatte das Wunder vollbracht, die schwer beweglichen Geldtruhen verschwinden zu lassen und im rechten Augenblick wieder hervorzuzaubern. Er bekam dafür den Pour le mérite. Ein Jude bekam die höchste Auszeichnung, die der König von Preußen zu vergeben hatte. Und 1825, als der Krieg vorbei und vergessen war, erhielt er auch die Konzession, Ausflugsdroschken nach seinen Plänen bauen zu lassen und mit ihnen an schönen Tagen Gesellschaftsreisen ins Grüne zu veranstalten. Diese Fahrzeuge wurden nach ihm »Kremser« genannt, und er war der erste Unternehmer dieser Art.

Ludwig Börne war nur bis 1806 in Halle, dann wurde im Gefolge des preußischen Zusammenbruchs die dortige Universität von Napoleon geschlossen. Er ging erst nach Heidelberg und promovierte am 8. August 1808 in Gießen zum Dr. phil. Dann kehrte er nach Frankfurt zu seinen Eltern zurück, die jetzt ein schönes Haus in der Stadt

bewohnten. Die Judengasse wurde nie wieder aufgebaut.

Die alte Reichsstadt Frankfurt wurde 1810 im Zuge der napoleonischen Neugliederung Residenz eines Großherzogtums Frankfurt. Juden waren nicht mehr von Staatsstellungen ausgeschlossen. Ludwig Börne bekam einen Posten als Aktuar – juristischer Staatsbeamter – beim Frankfurter Oberpolizeidirektorium.

Keine vier Jahre saß er in diesem Amt. Solange der Franzose Napoleon die Geschicke Europas bestimmte, durfte Ludwig Börne sich ungehindert als deutscher Jude empfinden. Börne: »...ich weiß das unverdiente Glück zu schätzen, zugleich ein Deutscher und ein Jude zu sein, nach allen Tugenden der Deutschen streben zu können und doch keinen ihrer Fehler zu teilen. Ja, weil ich als Knecht geboren, darum liebe ich die Freiheit mehr als ihr!«

Aber Ludwig Börne war nicht der Jude schlechthin. Er war einer der ganz wenigen, die sich schon von Geburt an durch hohe Talente und ein wohlhabendes Elternhaus über die graue, gebückte Masse der namenlosen deutschen Juden erhoben hatten. Es gibt noch Aufzeichnungen aus dieser Zeit, die aus einer ganz anderen Sicht ein ganz anderes Judenleben beschreiben, in deutschen Worten mit hebräischen Lettern geschrieben. Ein Mann namens Isaac Thannhäuser hat sie verfaßt, geboren am 20. Juni 1774 in dem kleinen Ort Altenstadt im bayerischen Schwaben.

Thannhäuser schreibt: »...mein Vater gab mir eine gute Erziehung und ließ mich bei zwei Rabbinern unterrichten. Er fing aber schon Anfang meines elften Lebensjahres an zu kränkeln. Man hielt seine Unpäßlichkeit zunächst für unbedeutend, aber noch hatte ich mein dreizehntes Lebensjahr nicht erreicht, und mein Vater war nicht mehr.«

Thannhäuser kam zu einem Verwandten namens Bernhard »Berli« Levi in Pflege: »...dieser Berli war meinem Vater eine Summe Geldes schuldig; diese wurde durchgestrichen dafür, weil ich zwei Jahre lang als Schuhputzer, Stallknecht, Jagdhund und Kindermädchen in seinem Hause war; dabei wurde ich so in Angst getrieben, daß ich meinen Vormund mehr als den Tod fürchtete...«

Bei Berlis Vater lernte Thannhäuser das Handeln: »...Man kaufte mir Knöpfe, Brillen, Spiegel und noch mehr so Galanteriewaren, daran sollte ich das Schachern lernen. Endlich übergab man mich einem Manne, welcher auf weite Reisen ging, zum Lastträger. Dieser trieb seine Handelsschaft in der Gegend des Bodensees. Vier Wo-

chen war ich auf der Reise mit dem Mann, der nicht unrecht, aber sehr sparsam war, und bei dem ich folglich nur schmale und rauhe Kost bekam. Ich beneidete diejenigen, welche schwere Lasten zu tragen vermochten. Ich wollte mir ja nicht gern vorwerfen lassen, daß ich in der Welt nutzlos sei...«

Weil er den Anforderungen dieses harten Berufs auf die Dauer doch wohl nicht gewachsen war, kam Thannhäuser dann zu einem Onkel nach Ichenhausen. »...in diesem Hause war ich anderthalb Jahre und da wurde mir der ganze Sklavensinn beigebracht. Ein Wort von meinem Onkel oder seinem Weibe und ich wäre aus Furcht durch die Hölle gelaufen. Wenn ich noch ein halbes Jahr bei diesem geizigen Weibe hätte zubringen müssen, so wäre ich von Kummer, Hunger, Erkältung und überspannter Last aufgerieben worden...«

Dann machte Thannhäuser sich selbständig. »...da konnte ich nun in der weiten Welt herumtaumeln, nirgends einen sicheren erlaubten Aufenthaltsort. Ich mußte auf Kredit einkaufen und hatte eine schwere Last auf mir. Und doch hätte ich mich durchgeschlagen, wenn nicht die Franzosen ins Land gekommen wären. Schon drei Monate vor ihrer Ankunft war nichts mehr zu verdienen, weil das Gerücht ging, die verderben alles, wo sie hinkommen. Sie rauben, brennen und morden...«

Dann wurde der Landsturm aufgeboten. »...und um ein Uhr kam Herr Oberamtmann Kolb zu reiten mit einigen Hundert aus dem Flekken. Da hieß es: ›Juden allons! Ihr müßt mit!‹ Die mehrsten Ledigen gingen mit. Mit Gabeln, Schaufeln, Hacken, Spießen, was man in der Eile so bekommen konnte. Dann kam ein Reiter und rief: ›Halt! Zurück! – Alles ist nichts!‹ Da ging es freudevoll der Heimat zu, als hätten wir Länder erobert..., vierzehn Tage nachher kam die Nachricht: Die Franzosen sind über den Rhein gebrochen und haben drei Armeen überfallen. Da wurde die Reichsarmee gänzlich aufgehoben, ihnen wurden die Gewehre abgenommen, und sie wurden heimgeschickt wie Bettelbuben – Eine große Ehre! – So lebte ich nun vier bis fünf Monate, ohne einen Heller zu verdienen...«

»...So verstrichen nun einige Jahre. Ich dachte, ich sollte mich um eine Ehegattin bewerben, aber: mit was sie ernähren? Oft waren Tränen meine Reisegefährten, und wie oft dachte ich: Was wird wohl aus mir werden? – Doch war die Religion immer wieder meine Trösterin...«

Ludwig Börne und Isaac Thannhäuser haben sich nie gesehen. Es gab keinerlei Berührungspunkte,

und doch war jeder von ihnen ein deutscher Jude, repräsentativ für eine bestimmte Gruppe, Börne dazu geboren, der geistigen Führungsschicht seines Vaterlandes anzugehören, zu denken, zu schreiben, Einfluß zu nehmen auf die geistige Entwicklung. Thannhäuser dazu verdammt, sich mit den Banalitäten eines immer neuen Alltags herumzuschlagen, in der Hoffnung, irgendwann einmal aus dem Gröbsten herauszukommen. Er schaffte es. Er schlug sich durch und nahm die Ausbildung wieder auf, die er beim Tod des Vaters hatte abbrechen müssen. Er wurde Lehrer in Fellheim.

Seit 1804 durften Judenkinder in Bayern öffentliche Schulen besuchen. Seit 1813 wurden alle Juden dort als Staatsbürger anerkannt, mit allen Pflichten und sehr geringen Rechten. Wenn einer von ihnen heiraten wollte, mußte er erst bei der Polizei um Erlaubnis fragen, und die Zünfte nahmen nach wie vor keine Juden auf.

In Preußen machte die Ständeordnung des Freiherrn vom Stein die Juden 1808 zu gleichberechtigten Stadtbürgern, und das Judenedikt vom 11. März 1812 machte sie zu preußischen Staatsbürgern.

Wilhelm von Humboldt, einer der ständigen Gäste im Salon der Henriette Herz, hatte seine Ansicht durchgesetzt: »Es läßt sich kein Rechtsgrund denken, warum der Jude, der alle Pflichten der Christen erfüllen will, nicht auch der Rechte teilhaftig werden soll.«

Die Gleichberechtigung bedeutete auch, daß Juden zum erstenmal seit fünfhundert Jahren wieder eine Waffe in die Hand nehmen durften, um das Vaterland, das sie endlich anerkannt hatte, zu verteidigen.

Der gebürtige Königsberger David Friedländer, Seidenfabrikant in Berlin, Freund und Schüler Moses Mendelssohns, schrieb 1812 an den preußischen König: »Heute haben wir nur ein Vaterland: Preußen. Nur für dieses dürfen wir beten. Unsere Muttersprache ist Deutsch. Nur durch die Einführung dieser Sprache in das Gebet kann unser Gottesdienst zu neuem Leben erweckt werden.«

Als König Friedrich Wilhelm III. am 17. März 1813 in seinem Aufruf »An mein Volk« die Preußen zu den Waffen rief, waren auch die preußischen Juden dienstpflichtig. 170 von ihnen wurden aufgeboten, 561 meldeten sich freiwillig, darunter auch eine Frau, Esther Manuel, die mit dem Ulanen-Wachtmeister Grafemus verheiratet war. Als ihr Mann in den Krieg zog, ging sie zum 2. Königsberger Landwehr-Ulanen-Regiment. Sie war schlank und konnte reiten. Ihr weiches Gesicht schrieb man ihrer



Amalie Beer – die Mutter dreier genialer Männer, einer von ihnen war der Giacomo Meyerbeer – pflegte in den Befreiungskriegen Verwundete. König Friedrich Wilhelm III. verlieh ihr eine Sonderanfertigung des Luisenordens

Jugend zu. Sie nannte sich Louis Grafemus, machte alle Feldzüge 1813 und 1814 mit, wurde zweimal verwundet, avancierte zum Wachtmeister und bekam das Eiserne Kreuz. Vor Paris traf sie ihren Mann wieder. Das war am 29.März 1814. Am Tage darauf fiel er. Als der Krieg vorbei war, ritt sie in die Heimat zurück und war wieder eine Frau. Es gab den legendären »Schwarzen Jäger Johanna« also zweimal: die preußische Christin Johanna Stegen und die preußische Jüdin Esther Manuel.

Der Staatskanzler Fürst Hardenberg stellte 1815 fest: »...die Geschichte des Krieges hat erwiesen, daß sich die Juden durch treue Anhänglichkeit an den Staat hervorgetan haben. Die jungen Männer jüdischen Glaubens sind die Waffengefährten ihrer christlichen Mitbrüder gewesen. Es gab Beispiele wahren Heldentums unter ihnen. Auch die anderen jüdischen Einwohner, namentlich die Frauen, haben sich in Aufopferung den Christen angeschlossen.«

Eine dieser Frauen war Amalie Beer, deren literarischer Salon in Berlin berühmt war. Sie hatte drei geniale Söhne, den späteren Astronomen Wilhelm, den Dramatiker Michael Beer, der mit Heinrich Heine eng befreundet war, und den Komponisten Jakob Liebmann Beer, der unter dem Künstlernamen Giacomo Meyerbeer weltberühmt wurde. Als König Friedrich Wilhelm III. zu den Befreiungskriegen aufrief, meldete sich der sechzehnjährige Wilhelm sofort freiwillig. Seine Mutter meldete sich ebenfalls. Sie ging in ein Lazarett und pflegte Verwundete. Der König, Witwer der Königin Luise, verlieh ihr den Luisenorden, ein Kreuz, am Bande um den Hals zu tragen. Da er aber wußte, daß er ihr als gläubiger Jüdin nicht zumuten durfte, ein Kreuz zu tragen, überreichte er ihr als Sonderanfertigung ein ovales Medaillon.

Das Bewußtsein dazuzugehören,



1825 erhielt Simon Kremser die königliche Konzession für die später nach ihm benannten Ausflugsdroschken. Als Kriegskommissar des Marschalls Blücher hatte er 1806 die preußische Kriegskasse vor den Franzosen gerettet und war dafür mit dem Pour le mérite ausgezeichnet worden (Landpartie im »Kremser«, Holzstich von G. Marx, um 1880)

für den Staat und seine Entwicklung mitverantwortlich zu sein setzte sich unter den deutschen Juden in den Befreiungskriegen und in der Zeit danach immer mehr durch, obwohl ihnen diese Einstellung von vielen nicht zugestanden wurde, die von ihren mittelalterlichen Denkschablonen nicht freikamen. Der deutsche Jude suchte sich einen Platz, auf dem er sich beweisen konnte, als eigenständige Persönlichkeit und als Mitglied der Gemeinschaft.

Aber nach dem Krieg war dann doch manches wieder wie vorher. Viele jüdische Freiwillige kamen mit Orden zurück, etliche befördert, zu Feldwebeln, Wachtmeistern, Leutnants. Viele blieben draußen. Es gibt kein zusammenfassendes Zahlenmaterial über die Gefallenen der Freiheitskriege. Es gibt nur einzelne Hinweise. In der Schweriner Synagoge waren auf einer Gedenktafel die Namen von 28 jüdischen Kriegsgefallenen der Jahre 1813 bis 1815 eingemeißelt. Und die mecklenburgische Armee war klein, verglichen mit der preußischen. Sehr viele kehrten auch auf Troß-Fahrzeugen und an



Krücken heim. Der König von Preußen hatte verfügt, daß alle Verwundeten eine Staatsstellung bekommen sollten. Aber auf einmal gab es nicht genügend Staatsstellungen für jüdische Verwundete, und auch sonst sah die Ausführung all der Verfügungen, die in der napoleonischen Zeit die deutschen Staaten zugunsten ihrer Juden erlassen hatten, gar nicht mehr so fortschrittlich und liberal aus.

Das Großherzogtum wurde aufgelöst, und Frankfurt bekam wieder den Status einer Freien Reichsstadt. Das bedeutete, daß Ludwig Börne seine Stellung verlor, denn das alte Frankfurter Stadtrecht trat wieder in Kraft, und Juden durften kein öffentliches Amt bekleiden. Am 9. März 1815 wurde er auf die Straße gesetzt.

Der Mann, der sich eng an die große Heimat Deutschland gebunden fühlte, konnte nicht fassen, daß der Geist von Freiheit und Fortschritt in dem Augenblick ausgelöscht sein sollte, in dem die napoleonische Zwangsherrschaft gebrochen war.

Börne war ein Liberaler, ein überzeugter Demokrat, der die Beteiligung des Bürgers an der politischen Verantwortung forderte, aber er verabscheute die Gewalt und glaubte, daß die notwendigen Reformen nur Sache des gesunden Menschenverstandes sein könnten. Zunächst arbeitete er als Redakteur beim »Frankfurter Staats-Ristretto«, dann gründete er eine eigene Zeitung, »Die Zeitschwingen«, die er in Offenbach drucken ließ. Das gehörte zum Großherzogtum Hessen-Darmstadt, und da gab es eine strenge Zensur: Die Behörden verhinderten bald, daß Börnes liberales Gedankengut verbreitet wurde. Er gründete »Die Waage. Blätter für Bürgerleben, Wissenschaft und Kunst«. Seine Kunst bestand vor allem darin, politische Kommentare in der eher lyrischen Form des Feuilletons darzubieten.

Im Jahre 1816 tat er sich mit Jeannette Wohl zusammen, einer jungen Frau, die bis zum Ende seines Lebens seine große Liebe, seine Muse und seine Hilfe war. An Heirat konnte er nicht denken. Er hatte gerade genug zum Leben. Sein Vater unterstützte ihn. Es gab so vieles, was er schreiben mußte. Zuerst ging es um die Gleichberechtigung der Juden. Aber er glaubte nicht, daß in den zahlreichen deutschen Ländern, in denen noch nicht einmal die grundlegenden Bürgerrechte für alle Christen durchgesetzt waren, mit Verständ-

Ein jüdischer Freiwilliger der preußischen Landwehr verabschiedet sich von seinen Eltern (Zeitgenössischer Holzstich nach einem Gemälde von Gräf, 1813)

nis für die jüdische Minderheit zu rechnen war.

Er wollte den Aufruhr nicht. Er wollte die Einsicht. Dieses Deutschland war nach der Vertreibung Napoleons in einen muffigen Dämmerschlaf gefallen. Es war, als hätten all die großen Geister wie Lessing und Moses Mendelssohn nie gelebt. Von Goethe hielt Börne nicht viel. Der war ihm zu olympisch, zu hoch über der Erde. Die Menschen aber lebten auf der Erde, und alle Rechte, die ihnen in den Zeiten der Bedrängnis zuerkannt worden waren, wurden ihnen nun wieder verweigert.

Ludwig Börne kam zur Erkenntnis, daß er als Jude weniger Aussicht hatte, gehört zu werden, als wenn er als Christ zu den Menschen sprach, die seine »Waage« lasen, zu den Studenten, die ihn verehrten, zu den Bürgern in den Städten, die von irgendeiner verknöcherten Obrigkeit daran gehindert wurden, ihre natürlichen Rechte als Staatsbürger auszuüben.

Am 5. Juni 1818 ließ Börne sich vom Pfarrer Bertuch in Rödelheim taufen. Er war jetzt Lutheraner und gehörte wenigstens im religiösen Bereich einer Mehrheit an. Nun hatte er den Status, den einst der Apostel Paulus gehabt hatte: Er war ein getaufter Jude, aber er mußte einsehen, daß das gar nichts änderte. Er gehörte doch nicht dazu.

Viele deutsche Juden ließen sich in dieser Zeit taufen, Henriette Herz 1817, nach dem Tod ihrer Mutter, Rahel Levin 1814 vor ihrer Hochzeit mit Karl August Varnhagen von Ense, Dorothea Schlegel, die älteste Tochter von Moses Mendelssohn, erst evangelisch und dann, mit Schlegel zusammen in Wien, auch noch katholisch. Sie alle mußten einsehen, daß sie einen wesentlichen Teil ihrer Identität aufgegeben hatten. Für die Juden waren sie keine Juden mehr, für die Christen waren sie Juden geblieben, getaufte Juden. Hinzu kam, daß man kaum bereit war, in diesem Glaubenswechsel einen Ausdruck der Gewissensnot zu sehen, sondern nur einen opportunistischen Schachzug.

Heinrich Heine, elf Jahre jünger als Börne, konvertierte 1825, und er schrieb wenig später schon: »Ich bin jetzt bei Christ und Jude verhaßt. Ich bereue sehr, daß ich mich getauft hab.«

Heinrich Heine

Heinrich Heine kam nicht aus dem Frankfurter Getto, sondern aus dem sehr viel freieren Milieu, in dem die Düsseldorfer Juden lebten. Ursprünglich sollte er Kaufmann werden, wie sein Vater und seine beiden Großväter, aber es zog ihn an die Universität unter die anderen jungen Deutschen, und seine Eltern erfüllten ihm den Wunsch. Er studierte Jura in Bonn, Berlin und Göttingen, schrieb Gedichte, Tagebuchblätter, Reisenotizen, Kritiken, wurde Journalist, Novellist, Pamphletist und wurde einer der größten Dichter deutscher Sprache. Allein sein Gedicht »Du bist wie eine Rose« wurde 255mal vertont.

Friedrich Nietzsche schrieb: »Deutschland hat nur einen Dichter hervorgebracht außer Goethe: Heinrich Heine.« – Und an anderer Stelle: »Heine ist einer der letzten Großen, mit denen Deutschland Europa beschenkt hat.«

Der englische Germanist J.G. Robertson urteilt: »Kein deutscher Lyriker ist so oft in der Welt gelesen worden wie Heinrich Heine. Kein deutsches Buch hat einen solchen Einfluß ausgeübt wie sein ›Buch der Lieder‹...«

Heine war Deutscher, und er war Jude. Ständig war er den Impulsen beider Pole in seinem Wesen ausgesetzt, die in Fehde miteinander lagen oder ineinander verschmolzen, sich immer beflügelten, anregten, reizten, ständig schwankend zwischen Zärtlichkeit und Haßausbrüchen, zwischen Melancholie, Bosheit und Schwärmerei.

Heinrich Heine: »Die Germanen ergriffen das Christentum aus Wahlverwandtschaft mit dem jüdischen Moralprinzip, überhaupt dem Judaismus.«

Michael Beer, Verfasser der Dramen »Der Paria« und »Struensee«, schrieb am 10. Juni 1831 an Heine: »...jemand, dem der Himmel vor seiner Geburt die drei größten Mißgeschicke aufbürdete, nämlich ein Jude, ein Deutscher und ein Dichter zu sein, findet in seinem Leben anstößige Steine genug...«

Michael Beer starb schon am 22. März 1833 mit 32 Jahren am Anfang seiner Laufbahn, in der er bewußt alle drei Mißgeschicke



nicht nur als Last, sondern auch als Auszeichnung empfunden hatte. Als Deutschland nach den Befreiungskriegen seine Einheit nicht fand, als all die kleinen und kleinsten Staaten in triste politische Lethargie verfielen, als nach und nach alle gerade gewonnenen Freiheiten wieder verlorengingen, als eine tödliche Zensur jede freie journalistische Tätigkeit unmöglich machte, gab Heine auf. 1831 ging er nach Paris. Da blieb er. Er arbeitete als Korrespondent für deutsche Zeitungen, schrieb Reportagen, Gedichte, Versepen, Berichte. Trotzdem blieben etliche seiner Wurzeln in der Heimat. Vor allem die deutsche Sprache, die er so meisterhaft beherrschte, band ihn an das Land, das er oft genug sein Vaterland genannt hatte. Er kam nie davon los, wie er nie von seinem Judentum loskam. Er ließ sich taufen, wurde französischer Staatsbürger und blieb doch immer ein deutscher Jude. Und jeder, der gern wissen möchte, welche Möglichkeiten in der deutschen Sprache stecken, kann es heute noch bei Heinrich Heine lernen.

Der Brockhaus von 1834 beschreibt den damals Siebenunddreißigjährigen so: »Heine, Heinrich, bekannt als Dichter und nächst Börne der genannteste unter den deutschen politischen Schriftstellern…« Nach der damals schon umfangreichen Liste der Heineschen Werke folgt die Charakteristik: »…ein bestimmtes Bild von Heines poetischem Talente zu entwerfen ist sehr schwer; er ist gemüthvoll und geistreich, hat eine kühne Phantasie und beherrscht die Sprache durch Eigenthümlichkeit… daher findet man in seinen Gedichten überweiche Zartheit neben wilder Kraft, ergreifende Tiefe neben satyrhafter Frivolität, Adel neben Gemeinheit und großartige Gesinnung neben tödtender Gleichgültigkeit…«

Heinrich Heine schrieb aus Paris:

Denk' ich an Deutschland in der Nacht,
dann bin ich um den Schlaf gebracht,
ich kann nicht mehr die Augen schließen,
und meine heißen Tränen fließen.

Und er schrieb:

Germanische Bären glauben nicht mehr
und werden Atheisten;
jedoch die französischen Papageien,
die werden gute Christen.

Und als das Neue Israelitische Krankenhaus, eine der vielen wohltätigen Stiftungen seines Onkels Salomon Heine, in Hamburg eingeweiht wurde:

Heinrich Heine in seiner Matratzengruft, betreut von seiner Frau Mathilde. Ein Jahr nach der Julirevolution von 1830 war er nach Paris gegangen, wo er französischer Bürger wurde (Holzschnitt, Ende des 19. Jahrhunderts)

Ein Hospital für arme kranke Juden,
Für Menschenkinder, welche dreifach elend,
behaftet mit den bösen drei Gebrechen:
Mit Armut, Körperschmerz und Judentum!
Das Schlimmste von den dreien ist das letzte.

Nur selten kam er noch mal nach Hamburg, wo sein Verleger Julius Campe lebte, mit dem er dann genußreich speiste und trank (»Mit Campen schlampampen«), und wo sein Onkel Salomon Heine, dieser Schöngeist und Menschenfreund, an der Esplanade ein nobles Haus führte, in dem es so guttat, Gast zu sein.

Am 12. Februar 1837 starb Heines alter Freund Ludwig Börne in Paris an der Lugenschwindsucht, fünfzig Jahre alt, verbittert, enttäuscht. »... Empfindung nach Empfindung habt ihr in mir getötet und einen Kirchhof geschaffen aus dieser lebensvollen Brust...« Die Freundschaft der beiden Männer war schon lange vorher gestorben.

Am 29. August 1837 schrieb Heine an seinen Bruder Maximilian: »...wie es mir im Alter gehen wird? Ehrlich gesagt, ich wage nicht daran zu denken! Ich werde wahrscheinlich die Zahl jener edelsten und größten Männer Deutschlands vermehren, die mit gebrochenem Herzen und zerrissenem Rock ins Grabe steigen...«

Am 4. Mai 1843 dichtete Heine in Paris die vier Verse, die er dem dänischen Dichter Hans Christian Andersen, den er seinen lieben Freund nannte, ins Stammbuch schrieb:

Ein Lachen und Singen! Es blitzen und gaukeln
Die Sonnenlichter. Die Wellen schaukeln
Den lustigen Kahn. Ich saß darin
Mit lieben Freunden und leichtem Sinn.

Der Kahn zerbrach in eitel Trümmer,
Die Freunde waren schlechte Schwimmer,
Sie gingen unter im Vaterland;
Mich warf der Sturm an der Seine Strand.
Ich hab' ein neues Schiff bestiegen,
Mit neuen Genossen; es wogen und wiegen
Die fremden Fluten mich hin und her –
Wie fern die Heimat, mein Herz wie schwer!

Und das ist wieder ein Singen und Lachen –
Es peitscht der Wind, die Planken krachen –
Am Himmel erlischt der letzte Stern –
Mein Herz wie schwer! Die Heimat wie fern!

Im Januar 1844, nach einem Besuch in Deutschland, verfaßte Heinrich Heine in Paris sein Gedichtwerk »Deutschland. Ein Wintermärchen«. Die zweite und dritte Strophe des ersten Kapitels lauten:

Und als ich an die Grenze kam,
da fühlt' ich ein stärkeres Klopfen

in meiner Brust, ich glaube sogar,
die Augen begannen zu tropfen.

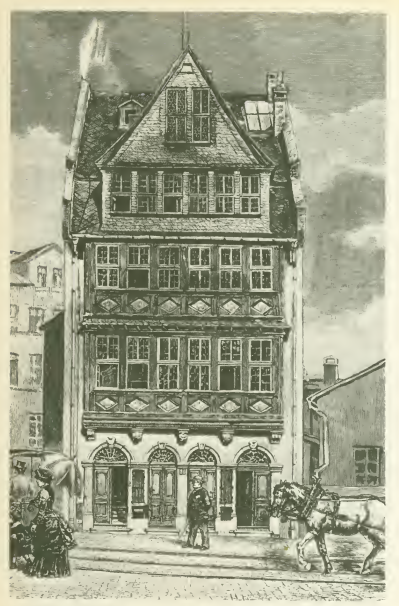
Und als ich die deutsche Sprache vernahm,
da war mir seltsam zumute;
ich meinte nicht anders,
als ob das Herz
recht angenehm verblute.

Im Revolutionsjahr 1848 zwang ein Rückenmarksleiden den Dichter für immer in sein Bett in Paris. Er nannte es die Matratzengruft. Sein Sterben begann. Es dauerte acht Jahre. In einem Brief vom Mai 1849 vertraute er sich seinem Bruder an: »...der Gott unserer Väter erhalte dich! Unsere Väter waren wackere Leute: Sie demütigten sich vor Gott und waren deshalb so störrig, und trotzig den Menschen, den irdischen Mächten gegenüber; ich dagegen, ich bot dem Himmel frech die Stirne und war demütig und kriechend vor den Menschen – und deswegen liege ich jetzt am Boden wie ein zertretener Wurm. Ruhm und Ehre dem Gott in der Höhe!...«

Wenige Stunden vor seinem Tod wurde Heine noch einmal von einem Freund besucht. Besorgt fragte er, ob Heine sein Verhältnis zu Gott auch geordnet habe.

Heine sagte schwach, und da war er noch einmal ganz er selber: »Er wird mir verzeihen, das ist sein Metier.«

Das war am 17. Februar 1856.



Die Rothschilds hatten sich nach ihrem ersten Frankfurter Wohnhaus genannt. Seit 1785 wohnten sie im »Haus zum grünen Schilde« und führten dort ihre Geschäfte

Die Rothschilds

In den letzten Jahren vor der endgültigen Zerstörung des Frankfurter Gettos wuchsen dort zugleich mit dem jungen Börne auch die fünf Töchter und die fünf Söhne des Mayer Amschel Rothschild heran. Drei der Jungen waren älter, zwei waren jünger als Börne. Die Rothschilds wohnten seit 1530 in der alten Freien Reichsstadt. Sie waren angesehene Kaufleute, aber nicht etwa reich. Den Namen hatten sie sich nach dem Haus zugelegt, das sie bewohnt hatten: Es hieß das »Haus zum rothen Schilde«. Inzwischen waren sie innerhalb des Gettos umgezogen. Schon Mayer Amschel Rothschild war im Haus »Zur Hinterpfann« geboren worden und hatte sich dazu noch das Nachbarhaus gekauft. Es hieß »Zum grünen Schilde«. Der Name Rothschild aber blieb der Familie erhalten.
Mayer Amschel Rothschild handelte mit Münzen, Medaillen und Antiquitäten. Im Handelsadreßbuch von 1778 steht er als Verkäufer von »Antiken, Medaillen und Schaustücken« eingetragen. Er handelte aber nicht nur, er sammelte auch selber mit großer Leidenschaft. Diese Passion brachte ihn mit dem Landgrafen von Hessen-Kassel zusammen, der ebenso wie Rothschild einen angeborenen Sinn für den doppelten Wert solcher Sammelobjekte hatte, für den materiellen wie den ideellen. Das gegenseitige Verständnis der beiden Männer füreinander wurde zur Voraussetzung für den Aufstieg des Hauses Rothschild zu einem Machtfaktor von europäischen Di-



Amschel Mayer Rothschild, der älteste Sohn von Mayer Amschel, führte das Frankfurter Stammhaus bis zu seinem Tode 1855

mensionen. Landgraf Wilhelm, seit 1803 Kurfürst, war ein reicher Mann und nebenbei ein leidenschaftlicher Amateur-Bankier. Er machte Geldgeschäfte nicht nur mit anderen europäischen Fürsten, sondern mit jedem Kaufmann oder Unternehmer, der ihm einigermaßen solvent erschien. Er scheute sich auch nicht, seine Landeskinder gegen hohe Gebühren an seinen Vetter, den englischen König, als Soldaten zu vermieten. Kenner schätzten sein Vermögen auf 20 bis 60 Millionen Taler. Seine Gewinne legte er in kostbaren Sammlungen an und verbaute sie. Er war der Mann, der die weiträumige Anlage von Kassel-Wilhelmshöhe schuf.

Als Napoleon 1806 in Deutschland einfiel, versuchte Kurfürst Wilhelm neutral zu bleiben. Aber für Napoleon gab es nur Kapitulation oder Vernichtung. Der Kurfürst mußte fliehen, und sein Land wurde einer der Flicken, aus denen Napoleons Bruder Jérôme sein neugeschaffenes Königreich Westfalen zusammengestückelt bekam.

Wilhelm floh mit seiner Gemahlin, einer dänischen Prinzessin, nach Itzehoe, das damals zu dem mit Frankreich verbündeten Dänemark gehörte. Da war er sicher. Alles von seinen Schätzen, was ihm wichtig und nicht transportabel erschien, vertraute er Mayer Amschel Rothschild an: Kisten mit Münzen, Silbertabletts und goldenes Tafelgeschirr, Prunkgewänder und Kronjuwelen, Schuldscheine und Obligationen, außerdem die gesamte Buchführung seines fürstlichen Bankgeschäftes und ein paar Fässer edlen Weines.

Viele Menschen wußten, daß es irgendwo Kurfürst Wilhelms reichen Schatz geben müsse, aber niemand wußte wo. Vor allem die Franzosen waren brennend daran interessiert, ihn aufzufinden. In den sieben Jahren, während Jérôme in Kassel herrschte, liefen ständig Suchaktionen; alle endeten mit dem gleichen Mißerfolg. Auch die diensteifrigsten Beamten, die nun beflissen dem Bruder des französischen Kaisers dienten, konnten weder durch treuherziges Aushorchen noch durch raffinierte Verhöre herausbekommen, wo all die Kostbarkeiten versteckt waren.

Da das gute Verhältnis des Kurfürsten zu Mayer Amschel Rothschild allgemein bekannt war, tauchten immer wieder ausgefuchste Schnüffler in Frankfurt auf, überzeugt, daß der alte Rothschild bei dieser Sache seine Finger im Spiel habe. Oft wurden seine beiden Häuser bis in die Keller hinein überprüft. Es fand sich keine Spur. Mayer Amschel wußte von gar nichts. Er lebte in dieser Zeit mit seiner großen Familie vom Handel

mit Kaffee und Tabak, mit Zucker und Wein.

1812, ein Jahr vor dem Ende der napoleonischen Herrschaft, starb er mit 68 Jahren. Zuvor aber gab er seinen Söhnen noch die Grundsätze mit auf den Weg, nach denen sie dereinst das Bankhaus, das er konzipiert hatte, weiterführen sollten: Sie sollten sein wie die fünf Finger einer Hand, jeder für sich absolut selbständig, aber einer immer in Übereinstimmung mit den vier anderen, um im Bedarfsfall die geschlossene Kraft einsetzen zu können. Sie übernahmen auch seine anderen Grundsätze: Unbedingte Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit, maßvolle Gewinne und die bindende Verpflichtung, etwas, das ihnen ein anderer anvertraut hatte, unter allen Umständen auch in schwerster Bedrängnis zu bewahren.

Als Napoleon 1813 geschlagen war, kehrte Kurfürst Wilhelm wieder in sein Land zurück. Er glaubte nicht mehr daran, daß von all seinen Schätzen noch irgend etwas gerettet sein könnte. Um so überraschter war er, als Mayer Amschels Erben ihm berichteten, daß alles, was er ihrem Vater anvertraut hatte, ihm unbeschädigt wieder ausgehändigt werden könne. Mit dem Geld hätten sie inzwischen gearbeitet, weil es ein Jammer gewesen wäre, wenn ein so gewaltiges Vermögen in all den Jahren brachgelegen hätte. Sein Gewinnanteil sei, dem Wunsche ihres Vaters entsprechend, dem Kapital gutgeschrieben worden. Sie vertrauten dem Kurfürsten auch an, wo all die Schätze so lange verborgen gewesen waren: Der alte Rothschild hatte unter den Kellern seiner beiden Häuser noch je einen Tiefkeller eingerichtet, die nur durch Geheimtüren zu erreichen waren. Kurfürst Wilhelm ließ die Fässer und Kisten mit Akten, Wein und seinen kostbaren Sammlungen nach Kassel schaffen, das Geld blieb bei den Rothschilds und arbeitete da für ihn.

Die »Fünf Frankfurter«, wie die Brüder allgemein genannt wurden, hielten sich eisern an die Richtlinien ihres Vaters, die noch heute als Grundsätze des Rothschild-Clans gelten.

Alle fünf wurden vom österreichischen Kaiser in den Freiherrnstand erhoben.

Nathan Mayer Rothschild ging nach London. Sein Sohn Anthony wurde dort ebenfalls geadelt, und sein Enkel Nathaniel erhielt die Peerswürde und zog als erster Jude ins Oberhaus ein.

Jacob Mayer Rothschild ging nach Paris, regelte die tristen Finanzen

der letzten Bourbonen, verhalf später Napoleon III. zum Thron und Leopold I. von Belgien zum Erwerb des Kongo.

•

Salomon Mayer Rothschild wirkte in Wien.

Carl Mayer Rothschild wirkte in Neapel, das damals noch die Hauptstadt des gleichnamigen Königreichs war.

Amschel Mayer Rothschild, der älteste der fünf Brüder, leitete das Stammhaus in Frankfurt weiter.

Jeder der fünf Finger führte sein Eigenleben. Die Hand machte europäische Geschichte. Die Rothschilds finanzierten Eisenbahnlinien und Industriewerke, Handelsflotten und Kriegsheere, den Erwerb von Kolonien, den Abbau von Erzlagern, den Bau von Brükken und Kanälen. Sie wohnten in Schlössern und versippten sich mit dem alten europäischen Adel.
Der Brockhaus von 1836 berichtet über das Imperium der Rothschilds, die noch um die Jahrhundertwende Händler wie viele andere in Frankfurt gewesen waren: »Rothschild, gegenwärtig das größte aller Handelshäuser, gehört zu denen, die bloß durch einsichtsvolle Benutzung der Wege, die tausend anderen ebenfalls offenstanden, durch wohlverstandenen Unternehmungsgeist, geregelten gleichförmigen Gang, richtige Schätzung der Menschen und Eingehen auf die Zeitverhältnisse groß und blühend geworden sind...«, und am Ende: »...Mit größter Gewissenhaftigkeit hielten die Brüder das Gebot unverbrüchlicher Eintracht und der Gemeinschaftlichkeit in allen Geschäften, welches der sterbende Vater ihnen ans Herz gelegt.«
Eine Zeitlang sorgte auch die Mutter dafür, daß sie es hielten. Frau Gutel, des alten Mayer Rothschilds Witwe, überlebte ihren Mann um 37 Jahre: Sie wurde 95 Jahre alt und starb 1849 in dem Haus, in dem ihr Mann und ihre zehn Kinder geboren worden waren. Das Haus brannte 1944 vollkommen nieder.

Gabriel Rießer

Gabriel Rießer war der erste deutsche Jude, der Richter wurde. Er war der Mann, den die Deutsche Nationalversammlung in Frankfurt am Main mit dazu ausersah, dem König von Preußen die deutsche Kaiserkrone darzubieten. Er war einer der frühen großen liberalen Politiker. Sein Verhältnis zu seiner Heimat formulierte Gabriel Rießer so: »Wer mir den Anspruch auf mein deutsches Vaterland bestreitet, der bestreitet mir das Recht auf meine Gefühle, auf die Sprache, die ich rede, auf die Luft, die ich atme. Darum muß ich mich gegen ihn wehren, wie gegen einen Mörder.«

Am 2. April 1806 wurde Gabriel Rießer als Sohn eines Kaufmanns in Hamburg geboren. Sein Großvater Raphael Cohen war unter dem Druck polnischer Judenverfolgungen nach Altona geflohen und dort Rabbiner geworden, ein orthodoxer Gelehrter, der heftig dagegen polemisiert hatte, daß Moses Mendelssohn die Thora ins Deutsche übersetzt und die Heiligen Schriften der Juden in deutscher Sprache gedeutet hatte. Gabriels Vater, Lazarus Jakob Rießer, hatte schon Moses Mendelssohns Bemühungen anerkannt, jüdischen Glauben mit deutscher Kultur zu verbinden, in der einen Heimat zu leben, ohne die andere Heimat aufzugeben.

In diesem Geist wurde Gabriel Rießer erzogen. Seine Kindheit verlief nicht gerade sonnig. Als er



Der Hamburger Notar Gabriel Rießer wurde vom Herzogtum Lauenburg in die Nationalversammlung delegiert. Das Parlament wählte ihn zum Vizepräsidenten. 1860 wurde er an das Hamburger Obergericht berufen, als erster jüdischer Richter in Deutschland



ein halbes Jahr alt war, besetzten die Franzosen die Freie Reichsstadt Hamburg. Daraufhin blokkierten die Engländer, die mit den Franzosen verfeindet waren, die Elbe. Der gesamte Handel brach zusammen. Die Stadt war voll von Flüchtlingen aus Holland, das die Franzosen vorher unterworfen hatten, und von französischen Aristokraten, die den Massenhinrichtungen der Revolutionszeit entkommen waren und seit über fünfzehn Jahren in Hamburg lebten. Hier wurden sie von ihren revolutionären Landsleuten eingeholt, die ihnen aber nun nichts mehr taten, da sie inzwischen selber durch Napoleon von Revolutionskriegern zu Neu-Aristokraten befördert worden waren.

Immerhin mußten alle satt werden, und das war schwer in einer blokkierten Stadt, zumal die französischen Offiziere einen Aufwand trieben, als wären sie ausnahmslos in Schlössern aufgewachsen.

Für einen Kaufmann wie Lazarus Jakob Rießer gab es in Hamburg keine Existenzgrundlage mehr. Er zog mit seiner Familie nach Lübeck, in die benachbarte Hansestadt, die über die Ostsee Handel treiben konnte, ungehindert von den Dänen, die mit Frankreich verbündet waren. In Lübeck gab es nicht so viele Flüchtlinge und nur eine kleine Besatzungsarmee mit relativ harmlosen Allüren.

Lazarus Jakob Rießer las mit seinem Sohn die Heiligen Schriften auf hebräisch und ließ ihn intensiv Deutsch und Latein lernen. Er gab ihm auch sonst eine umfassende Bildung bei den besten Lehrern der Stadt, weil der Junge Jura studieren sollte.

Es wurde eine unruhige Schulzeit. Im Frühjahr 1813 befreiten die Russen Lübeck von den Franzosen. Dann befreiten die Franzosen es von den Russen. Endlich befreiten die Schweden Lübeck von den Franzosen. Im Zuge der ständigen Befreiungen verarmte die stolze Stadt vollkommen. Auf der Suche nach den Ursachen dieser traurigen Entwicklung kamen die Bürger zu dem Schluß, die Juden hätten mit allen Befreiern ihre Geschäfte gemacht und trügen deshalb die Schuld an der Misere.

Lübeck, die Königin der Ostsee, einst Herrin der Hanse und immer noch herrliche Stadt, die ihre Noblesse noch heute weit ins Land ausstrahlt, tat einen raschen Schritt ins Mittelalter zurück und jagte die Juden ohne Einschränkung aus ihren Mauern. Sie alle mußten sich in Moisling Quartier suchen, einem Dorf westlich der Stadt, aber im

Einzug der Mitglieder der Deutschen Nationalversammlung in die Frankfurter Paulskirche (Zeitgenössische Lithografie)

Lübecker Hoheitsbereich. So entstand zu einer Zeit, als es kaum noch Gettos gab, vor Lübecks Toren ein neues Getto.

In der Einstellung zu den jüdischen Mitbürgern stand Lübeck nicht einsam da. Überall im Reich flammte um das Jahr 1819 herum eine wilde Judenhetze auf. Der Grund war die allgemeine Enttäuschung darüber, daß die Befreiungskriege nur die Befreiung von der Franzosenherrschaft gebracht hatten, nicht aber von der Zwangsherrschaft des Obrigkeitsstaates. Von politischen Freiheiten für alle Staatsbürger war keine Rede mehr. Das Deutsche Reich war in zahllose Kleinstaaten zerfallen, und überall herrschte die finsterste Reaktion mit dem Machtinstrument der Polizei über eine anonyme Menge. Zwischen den beiden deutschen Großmächten Preußen und Österreich bemühte sich ein Haufen kleiner und kleinster Staaten, aufgesplittert in oft weit auseinanderliegende Exklaven, kulturelles und politisches Eigenleben zu entfalten, durchweg gegen den Willen ihrer Menschen, die den alten Traum von Einigkeit und Recht und Freiheit endlich verwirklicht sehen wollten, Juden und Christen gleichermaßen.

Dieses biedermeierliche Deutschland in den Jahrzehnten nach den Befreiungskriegen war nicht nur ein Hort anmutiger Spitzweg-Romantik. Es war ein verfilztes Netz von lächerlichen Grenzen, ein Wirrwarr von Zuständigkeiten, Rechtssystemen und Gesetzen. Die deutschen Juden litten am meisten darunter. Sie wurden überall anders behandelt und waren ständig wechselnden Beschränkungen und Verboten ausgesetzt.

Selbst in Preußen galten in den einzelnen Provinzen und Landesteilen unterschiedliche Bestimmungen. Die Juden in Westpreußen und Posen etwa hatten geringere Rechte als die in den preußischen Stammländern. Sie behielten bis tief ins neunzehnte Jahrhundert hinein praktisch den Status der Gettojuden aus längst überwundenen Zeiten, durften ihren Wohnort nur mit Genehmigung wechseln und waren von den meisten Berufen ausgeschlossen.

In der einstigen Grafschaft Wittgenstein, die 1816 an Preußen gefallen war, hatte sogar noch eine Polizeiverordnung von 1573 Gültigkeit, wonach Juden und Zigeuner vogelfrei waren, also von jedem angeschossen werden konnten, der Lust dazu verspürte. Diese Verfügung wurde erst 1842 durch das preußische Innenministerium außer Kraft gesetzt.

Ein Netz von kleinstaatlichen Zöllen lähmte die Wirtschaft. Außer-

dem hatte es zwei Dürrejahre gegeben. Man konnte nicht alles dem Zorn Gottes zuschreiben und auch nicht den Spätfolgen der Napoleonischen Tyrannei. So duckte sich der brave Bürger unter seine Obrigkeit und reagierte seine Enttäuschung bei den Juden ab.

Das deutsche Nationalbewußtsein, das die Befreiungskriege getragen und das die deutschen Juden ebenso wie die deutschen Christen beseelt hatte, bekam wieder judenfeindliche Akzente.

Turnvater Jahn predigte Turnern und Burschenschaftern einen heiligen Kreuzzug gegen »Polen und Franzosen, Junker, Pfaffen und Juden«.

Ernst Moritz Arndt wetterte: »Verdammt sei die Humanität, dieser Allerwelts-Judensinn!«

Der Heidelberger Philosophie-Professor Jakob Friedrich Fries verfaßte eine Schrift »Über die Gefährdung des Wohlstandes und des Charakters der Deutschen durch die Juden« und kam zu dem Schluß, man müsse die Juden austreiben oder mit Stumpf und Stiel ausrotten.

Der Berliner Geschichtsprofessor Friedrich Rühs erklärte: »Ein fremdes Volk kann nicht die Rechte erlangen, welche die Deutschen nur durch das Christentum genießen.« Er schlug vor, die Judensteuer und die alten Judenkennzeichen (Spitzhut, gelber Ring) wieder einzuführen, damit der Deutsche sich nicht durch Sprache und Benehmen seiner jüdischen Mitarbeiter täuschen lasse »...und seinen hebräischen Feind erkenne!«.

Am weitesten ging der Publizist Hundt-Radowsky. In seinem »Judenspiegel« regte er an, alle Jüdinnen in Bordelle zu stecken, alle Juden zu kastrieren, in Bergwerke zu verschicken und nur noch unter Tage arbeiten zu lassen oder sie an die Engländer zu verkaufen, die sie in ihren überseeischen Besitzungen als Sklaven einsetzen sollten. »...am besten wird es jedoch sein, man reinige das ganze Land von dem Ungeziefer, indem man sie entweder ganz vertilge, oder wie Pharao zum Lande hinausjage.«

Eine solche Hetze konnte auf die Dauer nicht ohne Wirkung auf die breiten Massen bleiben. Im Sommer 1819 lief ein anonymes Flugblatt durch Deutschland mit dem Inhalt: »Brüder in Christo! Sammelt euch, rüstet euch gegen die Feinde unseres Glaubens. Es ist Zeit, das Geschlecht der Christusmörder zu unterdrücken. Nieder mit ihnen, ehe sie unsere Priester kreuzigen, unsere Heiligtümer schänden. Auf! Es gilt unserer heiligsten Sache! Diese Juden, die sich wie Heuschrecken unter uns verbreiten! Nun auf zur Rache! Unser



»Soll mir Gott helfen! kann ich doch sagen, ich bin geworden emanschipirt.« – Karikatur auf die Judenemanzipation in Bayern. Dort hatte ein Edikt vom 10. Juni 1813 den Juden formell die Gleichberechtigung gegeben, doch in Wirklichkeit wurden ihre Rechte weiterhin beschnitten. Die Zünfte weigerten sich, Juden aufzunehmen

Kampfgeschrey sey: Hep! Hep! Hep! Aller Juden Tod und Verderben! Ihr müßt fliehen oder sterben!«

Die Unruhe, die sich über ganz Deutschland ausbreitete, ging unter der Bezeichnung »Hep-Hep-Krawalle« in die Geschichte ein. Es fing in Würzburg an. Ein paar Studenten verhöhnten einen Professor, der für Toleranz den Juden gegenüber eintrat, auf seinem Heimweg mit Rufen: »Hep, hep, Jud verreck!« Begeistert schlossen sich ihnen erst Gassenjungen an, dann auch Bürger. Immer mehr Leute zogen randalierend durch die Straßen, warfen den Juden die Scheiben ein, plünderten deren Wohnungen, verprügelten die Menschen, die sich da verstört zusammendrängten. Wenn einer sich zu wehren versuchte, schlugen sie ihn nieder. Andere hetzten sie mit diesem schrillen »Hep! Hep!« durch die Straßen. Der Rat der altehrwürdigen Bischofsstadt wollte Ruhe stiften und verfügte, daß alle Juden sofort die Stadt zu räumen hätten. Es waren vierhundert. Sie mußten alles zurücklassen, was sie nicht schleppen konnten, ihre

Häuser mit Möbeln, Geschirr und Bettzeug. Wo sie blieben mit Frauen und Kindern, danach fragte man nicht.

In Frankfurt ging es weiter, in Heidelberg. In Hamburg beschränkten sich die Randaleure darauf, die Juden aus den Caféhäusern zu zerren. In vielen Städten zersplitterten Glasscheiben, wurden Möbel, Spiegel, Porzellan auf die Straße geworfen, wurden Menschen blutig geschlagen. Es war wie eine böse Erinnerung an die Zeit der Kreuzzüge. Neunzig Jahre nach der Geburt von Lessing und Moses Mendelssohn, zu Lebzeiten des Geheimrats Goethe zog der Geist des Jahres 1096 wieder in Deutschland ein. Und die akademische Jugend, der Begriffe wie Humanitas und Toleranz so leicht von der Zunge gingen, tat nichts gegen diesen schrecklichen Rückfall, verhielt sich indifferent oder machte mit. Nur in Heidelberg warfen sich zwei Professoren und eine Handvoll Studenten den Randalierern entgegen und schirmten ein paar Juden ab, die durch die Straßen gehetzt wurden.

Dieses böse »Hep-Hep-Hep!« wurde ein Kampfgeschrei im ganzen Land, die Jagd der vielen auf die wenigen. Und es paßte genau zu diesem Trend, daß die Behörden sich weigerten, den Witwen der in den Befreiungskriegen gefallenen Juden ihre ohnehin magere Kriegerwitwenrente zu zahlen oder den Kriegsinvaliden irgendeine kleine Staatsstellung zu geben. So brachte diese Zeit einen neuen Menschentyp hervor: den jüdischen Bettler mit dem Eisernen Kreuz auf der Brust.

Der Haß der Deutschen auf sich selber brauchte ein Ventil. Der Groll des Bürgers, der es nicht schaffte, die Erkenntnisse der Französischen Revolution in politische Errungenschaften umzusetzen, die Wut des Freiheitskämpfers, der sich willenlos wieder zum getretenen Untertan degradieren ließ, mußten irgendwie abreagiert werden. Wieder waren die Juden, wie schon so oft, die Opfer.

Viele von ihnen gingen aus der Heimat fort, weil sie es da nicht mehr aushielten.

Paul Julius Reuter aus Kassel machte in Londen »Reuters Nachrichtenbüro« auf, das ein gutes Jahrhundert lang als zuverlässigste Informationsquelle der Welt galt. Alfred Beit aus Hamburg entwikkelte in Südafrika den Diamant-Bergbau großen Stils, wurde der erste Milliardär der Welt und stiftete seiner Geburtsstadt zwei Millionen für die Errichtung einer Universität.

Der Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus, Karl Marx aus Trier, ging ebenso nach England



Karl Marx, Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus, gab 1848 in Köln die »Neue Rheinische Zeitung« heraus. Nach der Revolution von 1848 mußte er Deutschland verlassen und ging nach London

wie Ludwig Mond aus Kassel, der auf der Insel die chemische Industrie aufbaute.

Der Kölner Jakob Eberst, dieses von Einfällen übersprudelnde Genie, ging nach Paris und nannte sich hinfort Jacques Offenbach nach dem Geburtsort seines Vaters, der als fahrender Spielmann herumgezogen war, bevor er an der jüdischen Gemeinde in Köln das Amt des Kantors bekommen hatte. Offenbach, der alle paar Monate eine neue Erfolgsoperette komponierte, träumte sein Leben lang von der ganz großen Oper, die alle Welt begeistern sollte. Er erreichte sein Ziel, erlebte aber den Triumph nicht mehr. Er starb am 4. Oktober 1880. Vier Monate später, am 10. Februar 1881, wurden »Hoffmanns Erzählungen« in der Opéra Comique in Paris unter unvorstellbarem Beifall uraufgeführt, dieses Musterstück deutscher Romantik, das die Franzosen so sehr entzückte.

Deutschland entließ seine Juden, weinte ihnen keine Träne nach und begriff erst Generationen später, daß ihm ein wesentlicher Teil seiner Potenz verlorengegangen war, daß es Menschen vergrault hatte, die es hätte halten können, wenn es ihnen nur etwas Geborgenheit, nur eine kleine Chance gegeben hätte. In diesem Klima der Verständnislosigkeit und des Hasses, der vor allem ein abgeleiteter Selbsthaß war, wuchs Gabriel Rießer auf.

Er studierte Jura in Kiel und Heidelberg, dann Philosophie in München, 1826 promovierte er zum Dr. jur. Mit zwanzig Jahren. Danach wollte er als Privatdozent in Heidelberg lehren, aber man ließ ihn nicht, weil er Jude war. Er versuchte es in Jena, mit demselben Erfolg. Er wollte keine Staatsstellung, nur die Erlaubnis, Vorlesungen zu halten, aber er durfte nicht. So ging er in seine Vaterstadt Hamburg zurück, um da Rechtsanwalt zu werden. Aber Hamburg war gerade auf den Status des frühen achtzehnten Jahrhunderts zu-

rückgefallen und gab Juden grundsätzlich kein Bürgerrecht, und wer nicht Bürger war, konnte auch nicht Anwalt sein.

Gabriel Rießer versuchte es in Kassel. Unter dem Einfluß der Französischen Revolution von 1830 hatten liberale Kräfte im Kurfürstentum Hessen-Kassel eine Verfassung durchgesetzt, die als äußerst fortschrittlich galt, aber die völlige Gleichberechtigung der Juden war nicht garantiert.

Überall gab man dem talentierten jungen Mann den freundlichen Wink, wenn er sich taufen ließe, gäbe es keine Probleme mehr. Aber er wollte sich nicht taufen lassen. Er wollte den Beweis erbringen, daß es in Deutschland möglich sei, ein Deutscher und ein Jude zu sein.

Gabriel Rießer: »...wir sind hier nicht eingewandert, sondern eingeboren. Wir sind entweder Deutsche, oder wir sind heimatlos!«

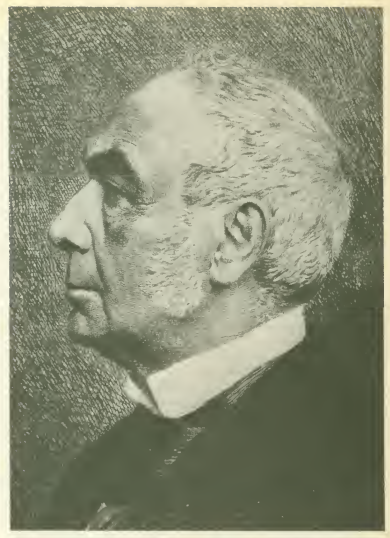
Und: »Wir Juden unterscheiden uns von unseren Mitbürgern durch nichts als durch unsere Art der Gottesverehrung.«

Er hätte irgendwo in Ruhe philosophische und politische Werke schreiben können. Sein Vater war schon 1823 gestorben und hatte ihm ausreichend Geld zum Leben hinterlassen, aber Gabriel Rießer war kein stiller Theoretiker. Er war der geborene Anwalt und Politiker, ein Liberaler aus Überzeugung. Er sah seine Aufgabe darin, zugleich für die politischen Freiheiten des deutschen Staatsbürgers, für die Einheit der deutschen Nation und für die Rechte der deutschen Juden zu kämpfen, getreu Ludwig Börnes Wort: »Seht zu, wie weit ihr kommt mit der Freiheit des deutschen Landes, solange die Freiheit nicht für alle da sein soll!«

Von diesen Idealzuständen war Deutschland in den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts weit entfernt. Das Land war in zahllose Herrschaftsgebiete aufgeteilt. Allein Sachsen und Thüringen bestanden aus dem Königreich Sachsen, dem Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach, den Herzogtümern Sachsen-Coburg-Gotha, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Meiningen, den Fürstentümern Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Reuß-Greiz, Reuß-Gera-Schleiz-Lobenstein. Und jedes Land hatte eine eigene Hofhaltung, eigene Regierung, eigene Gesetze, eigene Gesandte in den wichtigsten europäischen Hauptstädten, erhob Abgaben aller Art, Steuern und Zölle.

Für den Liberalen mußte die Voraussetzung für die Verwirklichung seiner Ideale die Beseitigung der

lächerlichen Kleinstaaterei und die Einheit der Nation sein.
Gabriel Rießer sah seine Chance im Großherzogtum Baden, wo eine liberale Regierung am Ruder war. Er verfaßte eine Denkschrift für den Landtag, die sich eingehend mit der Judenemanzipation befaßte. Er gab das Heft heraus: »Der Jude. Periodische Blätter für Religions- und Gewissensfreiheit« und in Bockenheim bei Frankfurt die Zeitschrift »Jüdische Briefe«.
Die Bedingungen, unter denen die Juden in den deutschen Staaten leben mußten, waren kläglich. Immer noch wurden sie in Kaufmannsgilden und Handwerkerzünften nicht geduldet. Wer nicht das Glück hatte, zu den wenigen Erfolgreichen zu zählen, die mit Bankgeschäften zu Wohlstand gekommen waren, dem ließen die Gesetze keine andere Möglichkeit, als von Hausiererei und Altwarenhandel zu leben, Lumpen und Knochen aufzukaufen und getragene Kleider und Unterwäsche zu verhökern. Viele verloren die Hoffnung und gaben auf. Sie verkauften, was sie hatten, und sahen zu, wie sie zu einer billigen Passage nach Amerika kamen. Es waren deutsche Juden, und was sie verließen, war ihre Heimat, wenn auch kaum jemand es wahrhaben wollte.
Gabriel Rießer ging 1840 nach Hamburg zurück, und endlich bekam er dort, wo er geboren war, auch die Bürgerrechte und sogar die Zulassung zum Notariat.
Es tat sich etwas in Deutschland. In Sachsen, Kurhessen und Braunschweig waren schon Verfassungen in Kraft getreten. Der Deutsche Zollverein von 1834 galt jetzt allgemein als wirtschaftlicher Vorläufer einer politischen Einigung. In Preußen folgte 1840 der phantasievolle und begeisterungsfähige Friedrich Wilhelm IV. seinem knochentrockenen und immer zaudernden Vater. Viele Deutsche glaubten, das sei nun der Mann, der die Einheit Deutschlands verwirklichen könne. Auch Gabriel Rießer setzte große Hoffnungen in diesen Mann.
In Frankreich brach im Februar 1848 wieder eine Revolution aus, die nun auch die letzten Reste einer zum Schein verbürgerlichten Monarchie beseitigte. Der Funke sprang nach Deutschland über. Es ging um große Dinge, um die Beseitigung der unerträglichen Pressezensur, um die Neuordnung des Gerichtswesens, um eine einheitliche Gesetzgebung, um die Errichtung einer deutschen Zentralgewalt, die von den gewählten Vertretern des Volkes getragen wurde. Unruhen brachen aus. Der bayerische König trat zurück. In Preußen wurden am 18. März Bar-



Eduard von Simson stand als Präsident an der Spitze der Delegation der Nationalversammlung, die am 3. April 1849 König Friedrich Wilhelm IV. vergeblich die deutsche Kaiserkrone anbot. 1870 bat von Simson als Reichstagspräsident wieder einen preußischen Monarchen, die Kaiserkrone anzunehmen. Wilhelm I. wurde deutscher Kaiser. 1879 wurde von Simson erster Präsident des Reichsgerichts



Im Frühjahr 1848 flammte die Revolution in Europa auf. Erst in Paris, dann in Wien und Mailand. Am 18. März wurden in Berlin Barrikaden errichtet. Am Nachmittag ging das Militär gegen die Aufständischen vor. Zwei Wochen später trat in Frankfurt das Vorparlament in der Paulskirche zusammen (Zeitgenössischer Holzstich)

rikaden errichtet. Es gab Straßenschlachten. Das Militär feuerte in die Aufrührer. Tote und Verwundete blieben liegen. Überall versuchten die Regierungen mit kleinen Konzessionen die Unruhe der Massen zu besänftigen.

Am 18. Mai trat die deutsche Nationalversammlung in der Paulskirche in Frankfurt am Main zusammen. 568 Männer repräsentierten das Volk in seiner Gesamtheit. Unter ihnen war Gabriel Rießer, mit zehn anderen deutschen Juden. Außerdem stammten acht Abgeordnete aus jüdischen Familien, hatten sich aber in jungen Jahren taufen lassen. Einer von ihnen, Dr. Eduard Simson, wurde sogar zum Präsidenten der Versammlung gewählt.

Diese siebzehn jüdischen Mitglieder in der deutschen Nationalversammlung waren durchaus nicht alle von der gleichen politischen Couleur. Die meisten waren Liberale, es gab aber auch Konservative und weit links stehende Republikaner.

Eduard Simson – er wurde später

als der erste Präsident des Deutschen Reichstages geadelt – und Gabriel Rießer waren kräftige Stützen im Block der Liberalen. Beide neigten der Staatsform einer konstitutionellen Monarchie zu, in der Überzeugung, daß zu jener Zeit ein Monarch von makelloser Haltung und Gesinnung der stabilste Kristallisationspunkt an der Spitze eines neu zu schaffenden Nationalstaates sein könne, dessen Flagge schon längst festgelegt war: Am 1. März 1848 hatte der Deutsche Reichstag die Farben des mittelalterlichen Reichswappens Schwarz-Rot-Gold als die »Deutschen Farben« angenommen.

Am 28. März 1849 wählte die Natinalversammlung unter ihrem Präsidenten Eduard Simson König Friedrich Wilhelm IV. zum Deutschen Kaiser. 28 Staaten stimmten der neuen Reichsverfassung zu, nur die von Napoleon zu Königreichen beförderten Länder Bayern, Sachsen und Württemberg stimmten dagegen, unterstützt von Hannover.

Gabriel Rießers Rede aus diesem Anlaß galt als Höhepunkt des Tages.

Eine Delegation unter Simsons Führung reiste nach Berlin, um Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone anzubieten. Sie fuhr mit der Eisenbahn. Es war die feierliche politische Weihe einer grandiosen technischen Errungenschaft, die sich in wenigen Jahren in ganz Deutschland verbreitet hatte. Aber an jeder innerdeutschen Grenze endeten die Schienen vor einem Zollhaus, dem Symbol bitterer Lächerlichkeit.

Am 3. April 1849 empfing der König von Preußen die Kaiserdeputation. Dr. Eduard Simson sagte: »Die verfassungsgebende deutsche Reichsversammlung, durch den übereinstimmenden Willen der Fürsten und Volksstämme Deutschlands berufen, hat am Mittwoch, dem 28. März 1849, nach Verkündung der deutschen Reichsverfassung die erbliche Kaiserwürde auf Seine königliche Majestät von Preußen übertragen. In Vollziehung dieses Auftrages stehen vor Eurer Majestät der Präsident der Reichsversammlung und 32 ihrer Mitglieder in der Zuversicht, daß Eure Majestät die Erwartungen des Vaterlandes erfüllen, welches Eure Majestät als Schutz seiner Einheit, Freiheit und Macht erkoren hat.«

Das war ein großes Ereignis in der Geschichte der deutschen Juden. Eduard Simson war kein Bankier, dessen Macht auf der Menge seines Geldes beruhte, kein Hoffaktor, der als Gläubiger eines Fürsten Gewalt über ein ganzes Land ausüben konnte. Er war der frei gewählte Repräsentant einer frei ge-

wählten Volksvertretung.
Neben dem Anwalt aus Königsberg stand der Notar aus Hamburg, beide Juden, beide Deutsche, beide durchdrungen vom Glauben an die Ordnungsmacht Deutschland im Herzen Europas und an die konstitutionelle Monarchie als die im Augenblick vernünftigste Staatsform für dieses Reich.
König Friedrich Wilhelm IV. antwortete: »Meine Herren! Die Botschaft, als deren Träger Sie zu mir gekommen sind, hat mich tief ergriffen, sie hat meinen Blick auf den König der Könige gelenkt, auf die heiligen unantastbaren Pflichten...« Der König schweifte ab, weit nach oben in die Wolken hinein. Er war ein Romantiker. Er fand schöne Worte und üppige Bilder. Er sprach von gekrönten Häuptern und feierlichen Versicherungen, von Hingebung und Treue, vom preußischen Schild und Schwert. Den schlichten Satz »Ich bin bereit«, fand er nicht.
In der weichen Verpackung langatmiger Allegorien überreichte er den Männern, die ihm vertraut hatten, ein schwammiges Nein.
Wie er wirklich dachte, geht aus einem Brief hervor, den er an seinen Berater Josef von Radowitz schrieb über: »...die Krone, die die Paulskirche feilbietet«. Er bekannte: »...jeder Edelmann ist hundertmal zu gut dazu, ein Diadem anzunehmen, das aus dem Dreck der Revolution geknetet ist.«



1870/71 kämpften deutsche Juden in preußischen Uniformen gegen Frankreich. Moritz Daniel Oppenheimer malte diese Verwundeten nach der Schlacht bei Wörth



Im Mai 1842 legte ein großer Brand weite Teile Hamburgs in Schutt und Asche. Fast 20 000 Menschen wurden obdachlos

Der Heimatdichter

Dem Bekenntnis zum Staat, das deutsche Juden im neunzehnten Jahrhundert immer wieder in verschiedener Form demonstrierten – als Politiker, als Soldaten, als Universitätsprofessoren –, entsprach das Bekenntnis zur Heimat. Neben dem Wunsch, an der Gestaltung der politischen Zukunft mitzuwirken, stand die deutlich bekundete Bindung an die Stadt, das Dorf, die Landschaft.

In den Tagen vom 5. bis zum 8. Mai 1842 legte ein Brand in Hamburg 4219 Gebäude, darunter drei Kirchen, in Schutt und Asche. Die Freie und Hansestadt Hamburg war einer der souveränsten Staaten des Deutschen Bundes und vielleicht der wohlhabendste. Nun stand er auf einmal am Rande des Ruins. 19995 Menschen waren obdachlos. Der Sachschaden betrug 40,85 Millionen Kurantmark, eine ungeheure Summe in damaliger Zeit. In seiner Not legte der Senat eine Staatsanleihe von 34 Millionen Mark auf.

Heinrich Heines Onkel Salomon Heine stiftete zunächst einmal eine halbe Million zur Linderung der dringendsten Not, brachte dann soviel Geld auf, wie er flüssig machen konnte, und zeichnete acht Millionen, fast ein Viertel der gesamten Anleihe. Um das völlig gelähmte Geschäftsleben wieder in Gang zu bringen, diskontierte er Wechsel mit nur 4 Prozent, ein Minusgeschäft, zu dem sich keiner der christlichen Bankiers durchringen konnte.

Das Bewußtsein, als Bürger dieser Stadt mitverantwortlich für ihr Geschick zu sein, prägte den Juden Salomon Heine, der als junger Mann aus Hannover gekommen war und noch alle Demütigungen miterlebt hatte, die selbst das sonst so freie Hamburg seinen Juden nach der Franzosenzeit nicht hatte ersparen wollen.

Salomon Heine war ein Mann mit besonderen Möglichkeiten. Es gab aber auch andere Menschen, und die fanden andere Wege, ihre Liebe zur Heimat zu zeigen.

Im Sommer 1843, ein Jahr nach dem großen Hamburger Brand, erschien in Mannheim unter dem Titel »Schwarzwälder Dorfgeschichten« der erste europäische

Bestseller in einer Literaturgattung, die es vorher nie gegeben hatte. Das Buch enthielt Heimaterzählungen, die eine breite Leserschicht ansprachen, Kinder und Erwachsene, Arme und Reiche, gebildete und schlichte Menschen. Es mußte ständig neu aufgelegt werden, wurde in nahezu alle europäischen Sprachen übersetzt und regte von der Côte d'Azur bis zum Nordkap und von Schottland bis zur Krim einige Dutzend Schriftsteller zur Nachahmung an.

Der Verfasser war Berthold Auerbach, Sohn armer Eltern aus dem Dorf Nordstetten im Schwarzwald. Mit zwölf Jahren war er 1824 nach Hechingen auf die Talmudschule gewandert, um Rabbiner zu werden. Aber er wollte weiterlernen, ging nach Stuttgart aufs Gymnasium und studierte in Tübingen, München und Heidelberg Philosophie. Er wurde Mitglied einer Burschenschaft, und da diese unruhigen jungen Leute schlecht in das Bild des angenehm ruhigen Königreichs Württemberg paßten, wurde er für einige Monate auf der Festung Hohenasperg eingekerkert.

Mit 24 Jahren veröffentlichte er 1836 sein erstes Buch »Das Judentum und die neueste Literatur«. Es folgten philosophische Schriften. Dann aber spürte er unwiderstehlich den Wunsch, das, was er zu sagen hatte, nicht nur einem kleinen Kreis Eingeweihter mitzuteilen, sondern der großen Menge von Menschen nahezubringen, um die sich noch nie ein gebildeter Schriftsteller bemüht hatte.

Er schrieb die Erzählung »Was ist Glück?«, in der er versuchte, mit den Mitteln schlichter Dichtung philosophische Gedanken verständlich zu machen. Und die Schrift »Der gebildete Bürger – Buch für den denkenden Mittelstand«.

Dann kam sein großer Durchbruch mit den »Schwarzwälder Dorfgeschichten«. Danach verfaßte er bis ans Ende seines Lebens viele tausend Seiten guter Unterhaltungsliteratur, wie »Barfüßele« oder »Edelweiß«, wie den Sammelband »Deutsche Abende«, oder den Volkskalender »Der Gevattersmann«. 22 Bände füllen seine gesammelten Werke, und in jedem von ihnen malte er ein liebevolles Bild der Menschen seiner Heimat, der Berge, Wälder und Wasserfälle, der Dörfer und Täler.

Berthold Auerbach wurde millionenfach gelesen und hundertfach nachgemacht. Er wurde geliebt und verehrt, von Königen eingeladen und von der Berliner Zeitschrift »Revue« deswegen als »Hofjude A« verhöhnt. Er wurde, nur weil er Jude war, auf einer Abendgesellschaft von einem Offizier in schlecht imitiertem Jid-

disch angeflapst. Auerbach schrieb an einen Freund: »...der preußische Major hat auf mich gejüdelt. Das ist eine schöne Ironie. Ich suche überall Propaganda zu machen für die richtige Erkenntnis des Preußentums und für die Einheit von Nord und Süd und werde dafür bejüdelt.« Das war im Jahre 1861 in Berlin, in der großen weltoffenen Stadt, in der acht Jahre später das Gesetz des Norddeutschen Bundes den Juden die völlige rechtliche und politische Gleichberechtigung garantierte. Die gesellschaftliche Anerkennung war damit nicht verknüpft. Die war zugleich eine Frage der Intelligenz und des menschlichen Verständnisses. Wenn es irgendwo ein paar Schritte vorwärts ging, dann ging es mit Sicherheit anderswo wieder ein paar Schritte zurück.

Der preußische Major in dieser Episode war für Berthold Auerbach nur ein Symptom. Der Schmerz saß so tief in ihm wie der dumpfe Judenhaß in weiten Kreisen der Bevölkerung. Auerbach schrieb an einen Freund: »...das bricht mir das Herz! Ich, dem einst Jakob Grimm gesagt hatte: ›Ihre Schriften sind so durch und durch deutsch!‹ – Ich, der ich mein Leben lang für Deutschland gefühlt, gelitten und gestritten habe, soll nun plötzlich ein ›Fremder‹ sein!« Als 1870 der Krieg gegen Frankreich ausbrach, meldete er sich sofort. Mit seinen 58 Jahren hatte er nicht gerade das ideale Alter für einen Kriegsfreiwilligen. Der Großherzog von Baden nahm ihn in seinem Stab mit. Berthold Auerbach kannte die europäische Geschichte und wußte, daß seit dem 30jährigen Krieg das vornehmste Ziel der französischen Politik die Zerschlagung der deutschen Einheit gewesen war. Diese Einheit war aber für ihn ein lebenswichtiges Anliegen; um sie zu gewinnen, war nach seiner festen Überzeugung der Krieg mit Frankreich nötig. Er erlebte den Tag der neuen Reichsgründung. Aber die Zeit, in der der Judenhaß erlosch, war immer noch fern.

Berthold Auerbach wurde alt, rasch und ohne sich dagegen zu wehren. Er mochte nicht mehr. Er gab auf. Der Antisemitismus saß fest in unerreichbaren Tiefen, wie die Erreger einer Seuche, immer bereit, wieder auszubrechen.

Im Frühjahr 1881 kamen schlimme Nachrichten von blutigen Judenverfolgungen in Rußland. Auerbach: »...was sich bei uns in Deutschland als Gemeinheit breitmacht, zeigt sich in Rußland gleich als Raub und Mord...«

Es ging dem Ende zu. »...nein, krank bin ich eigentlich nicht, aber es nagt mir etwas am Herzen, und ich fürchte, daß es der Tod ist. Das

ist diese greuliche Judenhetze...« Er hielt es nicht mehr aus. Er mußte weg. »Vierzig Jahre habe ich in Liebe und Treue meinem Vaterland gedient, und nun muß ich mir sagen lassen, daß ich hier ein Fremder bin. Das werde ich nicht überleben.«

Er reiste nach Cannes, nicht um da zu leben, nur um da zu sterben, und da starb er auch am 8. Februar 1882. Dann wurde er wieder heimgebracht und in Nordstetten im Schwarzwald beerdigt, wie er es gewünscht hatte.



1881 fand im russischen Jelisawetgrad ein furchtbares Progrom statt. In den folgenden Jahren fielen in Balta und Rostow Hunderte von Juden dem wütenden Pöbel zum Opfer





Der Reeder des Kaisers

Viele deutsche Juden profilierten sich nicht nur als Patrioten, sondern auch als bewegende Kräfte im politischen und kulturellen Leben, in Wissenschaft und Wirtschaft, wie der Arbeiterführer Ferdinand Lassalle, wie der Mathematiker Moritz Abraham Stern, der 1859 in Göttingen der erste jüdische Ordinarius in Deutschland wurde, wie der Handelsrechtler Lewin Goldschmidt, wie Dr. Moritz Veit, der zugleich mit Gabriel Rießer Mitglied der Nationalversammlung gewesen war, und ebenso wie er als Liberaler die Rechte der deutschen Christen nicht weniger vertreten hatte, als die der deutschen Juden. Oder wie auch der Maler Moritz Daniel Oppenheim, der nicht nur Goethe und Heine porträtierte, sondern das Leben der deutschen Judenfamilien, den Alltag und die Feste im biedermeierlichen Heim, den Stolz der Soldaten in Uniform, die Erschöpfung der Verwundeten im Krieg 1870/71.

Kieler Woche 1895: Einweihung des Nordostseekanals. An der Reling, Albert Ballin, Generaldirektor der Hapag

Die Juden erschlossen sich neue Berufe, wurden Ärzte, Physiker, Juristen. Albert Ballin wurde Reeder.

Er erlebte die Gründung und den Untergang des Deutschen Kaiserreichs, den ersten und den letzten Tag. In den 61 Jahren seines Lebens schaffte er den Aufstieg aus einfachen Familienverhältnissen zum Generaldirektor der Hapag (Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actien-Gesellschaft), machte die Handelsflotte der Hapag zur größten der ganzen Welt und verhalf dem Reich zu Ansehen und Vertrauen. Er wußte genau, daß wirtschaftliche Macht zugleich politische Verantwortung bedeutet, und wollte verhindern, daß Deutschland in einen Weltkrieg schlitterte, in dem es keine Chance hatte. Das gelang ihm nicht. Er mußte miterleben, wie eines seiner Schiffe nach dem anderen versenkt und wie sein Lebenswerk zerstört wurde. Er starb am 9. November 1918, dem Tag, an dem die Abdankung Kaiser Wilhelms II. bekannt wurde, unter ungewöhnlichen Umständen, und sein Tod

löste Vermutungen und Gerüchte aus.

Als Albert Ballin 1857 in Hamburg geboren wurde, hatte sein Vater Samuel Ballin schon in drei Berufen sein Glück versucht, mit einer Appreturanstalt, einer Färberei und einem Kohlenhandel. Nachdem er dreimal gescheitert war, hatte er eine »Auswanderer-Expedition« gegründet, ein Unternehmen, das Leuten, die von Hunger und Hoffnungslosigkeit aus der Heimat vertrieben wurden und nicht wußten, wie man nach Amerika kam, bei dem Sprung ins Ungewisse einen Teil der Sorgen abnahm.

Das waren Menschen aus Bayern und Hessen, aus Baden und Schlesien. Die meisten aber kamen aus Polen. Das einst so mächtige und kriegerische osteuropäische Imperium Polen, das sich alle Anrainer bis tief nach Deutschland und Rußland hinein, von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer, unterworfen hatte, war zerfallen. Dem ungeheuren Expansionsdrang hatte die Unfähigkeit zu politischer Gestaltung entgegengewirkt, der Widerwille gegen Organisation und Disziplin. Den größten Teil des ehemaligen Königreichs Polen hatte im 18. Jahrhundert Rußland geschluckt, vom Rest waren zwei Drittel an Österreich und ein Drittel an Preußen gefallen.

In Russisch-Polen hatten sich die meisten der Juden angesiedelt, die einst um 1350 nach der großen Pest aus Deutschland nach Osten geflohen waren. Die zaristische Regierung zwang sie, in einem genau festgelegten Raum zu leben, westlich einer Linie, die von der Düna bis zum Donez verlief, ohne Rücksicht darauf, ob sie in diesem begrenzten Bereich auch ausreichende Lebensmöglichkeiten fanden. Sie lebten da bescheiden als Handwerker, Pächter und Schankwirte in winzigen Holzhäuschen und waren häufig Demütigungen ausgesetzt, weil man sie für jede Mißernte und jeden Hagelschlag verantwortlich machte.

Hier, an der Westgrenze des russischen Reiches, war das größte jüdische Siedlungsgebiet der Welt. Rund fünf Millionen Juden lebten da mit der Hoffnung, daß der Tag nicht mehr fern sei, an dem der Messias käme und sie erlöse. Es gab Städte und Dörfer mit mehr Juden als Polen, Ukrainern oder Russen. Sie beachteten streng die Gesetze ihrer Religion und unterschieden sich von der Umwelt durch Kleidung und Lebensweise, durch Barttracht und Sprache. Während sich die Juden in aller Welt, besonders in Deutschland, längst daran gewöhnt hatten, die Landessprache als Muttersprache zu empfinden, pflegte diese stärk-

ste jüdische Volksgruppe, die jemals irgendwo bestanden hat, unverändert jenes Idiom, das sie einst vor 500 Jahren aus Deutschland mitgebracht, mit slawischen Elementen angereichert und zu einer eigenen Sprache weiterentwickelt hatte: Jiddisch.

Der Zug der polnischen und russischen Juden nach Westen begann zaghaft um 1825 mit dem Regierungsantritt des judenfeindlichen Zaren Nikolaus I., steigerte sich und hielt mit wechselnder Intensität rund hundert Jahre an. Auf dem Weg zu den Hauptauswandererungshäfen Stettin, Hamburg und Bremen durchquerten die Juden abermals nach 500 Jahren Deutschland, jetzt in umgekehrter Richtung, ein Land, das ihnen, verglichen mit den russischen Zuständen, paradiesisch erschien. Sie konnten sich verständlich machen. Sie sprachen einen ganz alten Dialekt dieses Landes. Viele versuchten gleich dazubleiben, zunächst illegal, sich nützlich zu machen, um dann legal seßhaft zu werden. Täschner in Offenbach, Kürschner in Leipzig. Es gab hier nicht nur deutsche Juden, die ihnen mit Essen und Unterkunft halfen, sondern auch russische. Sie entstammten einer dünnen Oberschicht, die in Rußland ungehindert in den großen Städten leben durfte: reiche Kaufleute aus Moskau, Petersburg oder Kiew. Sie weilten in Baden-Baden, Bad Homburg oder Pyrmont zur Kur, und ihre Söhne studierten an deutschen Universitäten.

Für den russischen Juden war Deutsch die Hochsprache, die er kennen mußte, wenn er etwas gelten wollte. Noch bis zum Ersten Weltkrieg studierten viele russische Juden in Deutschland. Wie der Dichter Boris Pasternak (»Dr. Schiwago«) oder der spätere israelische Staatspräsident Salman Schasar. Aber nur einem kleinen Teil der Auswanderer gelang es, in Deutschland Fuß zu fassen. Den meisten blieb das Wagnis der Seereise über den Atlantik, in eine ungewisse Zukunft, nicht erspart.

Das war die Welt, in der Albert Ballin aufwuchs: Die Geborgenheit des Elternhauses, der Vater, der Hafen, und dann die Gruppen dunkel gekleideter Menschen.

Diese Auswanderer, stille Frauen, Männer im Kaftan mit Korkenzieherlocken und schwarzen Hüten, eine ungewohnte Sprache redend, mit Wolldecken, Gepäckbündeln, verschnürten Kartons, bemüht, sich die Angst nicht anmerken zu lassen, kampierten notdürftig in den Hallen am Hafen und warteten gottergeben auf ihr Schiff. Sie wahrten buchstabengetreu ihre Glaubensgesetze, banden früh und spät die Gebetsriemen um die Stirn

und den linken Oberarm und hielten die Sabbatruhe. Welch ein Unterschied zu den Hamburger Juden, die sich in Kleidung und Gebaren überhaupt nicht mehr von ihren Mitbürgern unterschieden und auch die Form ihres Gottesdienstes schon weitgehend reformiert hatten.

Von Hamburg und Berlin ausgehend hatte sich die Reformbewegung über ganz Deutschland ausgebreitet. Im »Neuen Tempel«, der in Hamburg 1818 gegründet worden war, gab es zum Entsetzen der Orthodoxen sogar eine Orgel, die Predigt wurde in deutscher Sprache gehalten, die Trennung von Männern und Frauen war aufgehoben, und ein gemeinsamer Chorgesang gab ihnen ein gesteigertes Gefühl der Zusammengehörigkeit.

Da war auch noch ein anderer wichtiger Unterschied: Die Ostjuden hatten sich nie als Polen, Russen oder Ukrainer empfunden, sondern immer als Angehörige des jüdischen Volkes, ganz gleich wo sie wohnten. Die Hamburger Juden hingegen, unter denen Albert Ballin heranwuchs, empfanden sich als Deutsche jüdischen Glaubens. Der Reformverein, der 1842 in Frankfurt am Main gegründet worden war, hatte eindeutig erklärt: »Ein Messias, der die Israeliten nach dem Lande Palästina zurückführe, wird von uns weder erwartet noch gewünscht. Wir erkennen kein Vaterland an, als das, dem wir durch Geburt und bürgerliches Verhältnis angehören!«

Selbst weniger liberal gesonnene Rabbiner erkannten an, daß die Juden bis zur Ankunft des Messias keine Nation bildeten, sondern eine Religionsgemeinschaft. Die Bindung an ihre deutschen Heimatländer ging so weit, daß die Rabbinerversammlung (einer Synode vergleichbar) einstimmig den Dienst fürs Vaterland als heiligen Beruf anerkannte und damit Soldaten und Beamte in Ausübung ihrer Pflicht von der Befolgung des Sabbatgesetzes befreite.

Albert Ballin war Hamburger. Sein Charakterbild und sein Weltbild wurde geprägt durch den Geist dieser Stadt, deren Liberalität zwar nicht vollkommen war, aber doch immer etwas weiter entwickelt als in den anderen deutschen Städten. Der Vizepräsident der Hamburger Bürgerschaft, der jüdische Notar Dr. Gabriel Rießer, war im ganzen Reich bekannt, seit er 1848 Vizepräsident der Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche gewesen war. Als Albert Ballin

Warten auf das Schiff nach Übersee. Blick in eine Auswanderhalle der Hapag in Hamburg-Veddel im Jahre 1909. An der Wand die selbstbewußte Devise Albert Ballins: Mein Feld ist die Welt.


Mein Feld ist die Welt.



drei Jahre alt war, wurde Rießer Richter am Hamburger Obergericht. Zum estenmal in der deutschen Geschichte wurde ein Jude 1860 mit dem Amt betraut, Recht zu sprechen.

Ein Jahr nach Rießers Ausscheiden aus der Bürgerschaft wurde Dr. Isaac Wolfssohn deren Präsident, ebenfalls Jurist, ebenfalls ein Liberaler, ein Mann des Fortschritts und der Reformen. In einer Zeit, als in aller Welt noch geköpft, gehenkt und stranguliert wurde, kämpfte Wolfssohn unermüdlich für die Abschaffung der Todesstrafe, für eine weitgehende Strafrechtsreform, während sein Glaubensbruder, der Philologe Dr. Anton Rée, eine Schulreform konzipierte. Er sah die erste Voraussetzung für eine intakte Demokratie darin, daß evangelische, katholische und jüdische Kinder ohne Rücksicht auf Vermögen und Bildungsgrad der Eltern gemeinsam auf den gleichen Schulen unter gleichen Chancen erzogen wurden.

Während seiner Schulzeit erlebte Albert Ballin drei Kriege: 1864, recht nahe, den Deutsch-Dänischen Krieg, 1866, schon weiter weg, den Krieg Preußens gegen Österreich und 1870/71, ganz in der Ferne, den Deutsch-Französischen Krieg, der zur Gründung des Deutschen Reiches führte. Die Voraussetzung für die Entwicklung einer großen Handelsflotte war nun geschaffen, nachdem die Hafenstädte mit ihrem weiten Hinterland zu einer politischen Einheit zusammengeschmolzen waren.

In dem jungen Ballin erwachte der Wunsch, einmal Reeder zu werden, aber ihm blieb keine Zeit, sich sorgsam und in Ruhe auf diesen Beruf daheim oder gar im Ausland vorzubereiten. Als er 17 war, starb sein Vater, und er mußte dessen Platz in der Auswanderer-Expedition einnehmen. Er lernte schnell, bahnte neue Beziehungen an, schuf sich Ansehen und Vertrauen. Er war fleißig und unbedingt zuverlässig.

Als 1880 die Pogrome in Rußland ihren Höhepunkt erreichten, bewies Albert Ballin erstmals seinen Weitblick. Ihm war klar, daß nun eine verstärkte Auswanderungsbewegung einsetzen mußte, die mit den bisherigen Mitteln nicht zu bewältigen war. Er tat sich mit Edward Carr zusammen, der von der Sloman-Linie kam. Carr hatte Schiffe an der Hand. Ballin organisierte die gleichmäßige Belegung mit Passagieren. Er war jetzt 23 Jahre alt. Er kalkulierte nüchtern, entschlossen, die Not der Armen

Ein Auswandererschiff verläßt den Hamburger Hafen. Blick auf das überfüllte Vorderdeck der »Blücher« (Aufnahme von 1909)

nicht auszunutzen.
Das Unternehmen florierte. 1886 schloß sich ihnen die alte hanseatische Sloman-Reederei an, deren Gründer, Robert Miles Sloman, einst vor 70 Jahren aus Yarmouth nach Hamburg übergesiedelt war. Die »Unions-Linie«, die durch die Fusion entstand, verkörperte bereits eine solche wirtschaftliche Macht, daß sich die Hapag, die 40 Jahre zuvor von einer Gruppe Hamburger Banken und Exporteure gegründet worden war, rasch mit ihr arrangierte.
So kam Albert Ballin mit 29 Jahren in den Vorstand der Hapag. 13 Jahre später war er ihr Generaldirektor. Die Hapag wurde nicht eines jener Prestige-Unternehmen, die ein Staat unterhält, um draußen damit zu glänzen. Sie war ein durch und durch gesundes Unternehmen, in dem bestimmte Eigenschaften, die in der Welt als typisch deutsch gelten, Geschäftsgrundsatz waren: Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit, technische Perfektion und Sicherheit. Sie brachte dem Deutschen Reich Gewinne und weltweites Ansehen.
Es war unübersehbar, daß eine solche ständig wachsende Flotte von Handels- und Passagierschiffen mit der schwarz-weiß-roten Flagge am Heck eine immer größere Rolle in den Häfen spielte. Das mußte den Groll der Engländer erregen, die bis dahin fast drei Jahrhunderte hindurch unangefochten in Krieg und Frieden die Weltmeere beherrscht hatten und ständig Lieder sangen, die auf diese Tatsache hinwiesen.



Der Reeder Albert Ballin war ein Vertrauter Wilhelms II. Aber seine Bemühungen, in der Handelsschiffahrt mit den Briten zu kooperieren und bei der Aufrüstung der Kriegsmarine den Einfluß des Admirals Tirpitz auf den Kaiser zurückzudrängen, scheiterten (Aufnahme von 1901)

Albert Ballin hielt es für verhängnisvoll, die Empfindlichkeiten dieser alten Seefahrernation zu reizen, der die Deutschen nach der Auflösung der Hanse nie mehr etwas Ebenbürtiges entgegenzusetzen hatten. Warum sollte man nicht zusammengehen? Überall

blühte die Wirtschaft auf, der Handel weitete sich aus, die Meere reichten für alle. Die Verbindungen zwischen Hamburg und England waren traditionell eng. Immerhin war der Londoner Stalhof ein Hansekontor gewesen, in dem Hamburger Kaufleute residiert hatten. Es gab enge geschäftliche und familiäre Kontakte.

Albert Ballin wollte Konkurrenzkämpfe vermeiden und suchte die Partnerschaft in weiten Bereichen, mit der Überzeugung: Wer ein Interesse am Gedeihen des anderen hat, hütet sich, ihm zu schaden. Wo es möglich war, bahnte er wechselseitige Beteiligungen an, ging mit englischen Reedereien zusammen, vergab Bauaufträge an deutsche und englische Werften.

Seine Sorge, in England könne die Furcht vor der aufstrebenden Festlandsmacht eine deutschfeindliche Politik auslösen, stieß in Deutschland auf kein Verständnis, zumal nicht in den Marinekreisen. Im Gegensatz zu den Heeren, die ihren Landesheeren unterstanden, also preußisch, bayrisch oder hessisch waren, wurde die deutsche Kriegsmarine als Instrument des Reichs aufgebaut, war also kaiserlich, wie die Kolonien, zu deren Schutz sie ständig in einem Maße aufgerüstet wurde, das die Engländer beunruhigte, die immerhin auf einer Insel saßen und naturgemäß allen fremden Flotten mißtrauten. Wenn der Kaiser so begeistert die Kriegsmarine ausbaute, so hatte das auch persönliche Gründe: Er war der Enkel der alten Queen Victoria und fand es unerträglich, daß erst seine Großmutter, dann sein Onkel Edward VII. und endlich sein Vetter George V., eine größere Flotte haben sollten als er. Ballin kannte die politischen Dimensionen wirtschaftlicher Macht. Er war oft in England und setzte seinen ganzen Einfluß ein, auf die englische Neutralität hinzuwirken, wie er sich in Deutschland immer wieder dafür einsetzte, die provokative Kriegsflottenpolitik zu drosseln.

Albert Ballin wuchs bald über seine Reederei hinaus und wurde zum Repräsentanten der deutschen Seeschiffahrt schlechthin. Der Kaiser mochte ihn und hörte auf seinen Rat, aber wenn es um seine Kriegsflotte ging, verschloß Wilhelm II. sich allen Warnungen. Immer wieder hieß es, Ballin werde bald Minister werden. Sicher hätte ihn der Kaiser gern an einem wichtigen Hebel in der Schaltzentrale der Macht gesehen, aber der Gedanke, einen Juden in der Reichsregierung zu haben, war in dieser Phase nationalistischen Überschwangs, als der Kaiser dem Volke gelobte, es herrlichen Zeiten entgegenzuführen, vielen

Menschen zuwider.
Noch im Juli 1914, als die Schüsse von Sarajewo die Kettenreaktion auslösten, die zum Ersten Weltkrieg führte, reiste Albert Ballin nach England, in der Hoffnung, das Verhängnis doch noch abwenden und wenigstens England vom Kriegseintritt abhalten zu können. Voller Hoffnung drahtete er aus der deutschen Botschaft in London positive Berichte.
Aber dann kam er tief deprimiert nach Deutschland zurück. Das Unglück war nicht aufzuhalten. Der Krieg brach aus.
Albert Ballin stellte sich sofort zur Verfügung und übernahm die Organisation des »Reichseinkaufs«, der für die Versorgung der Menschen verantwortlich war. Jetzt wäre die Zeit gekommen gewesen, ihn zum Minister zu machen. Ohne Frage hätte er das Portefeuille bekommen, wenn er sich hätte taufen lassen. Aber das wollte er nicht. Er war kein orthodoxer Jude, sondern im Geist der Hamburger Gemeinde ein Liberaler. Er war auch mit einer Christin verheiratet. Aber einem Avancement zuliebe wollte er unter keinen Umständen konvertieren. Er blieb Jude.



In der neuen Welt. Auf Ellis Island im Hafen von New York hatte die amerikanischen Behörden eine perfekte Menschenschleuse errichtet (Aufnahme von 1910)



Vier Jahre und drei Monate dauerte der Krieg. Albert Ballin mußte erleben, wie sich all seine düsteren Ahnungen bewahrheiteten, wie die Kriegsflotte tatenlos in den Häfen lag, wie die Handelsschiffe gekapert, versenkt, als Hilfskreuzer ausgerüstet und zusammengeschossen wurden, wie die Heimat hungerte und vier Millionen Soldaten fielen, wie die Armee geschlagen zurückkehrte und das Kaiserreich endete.

Am 9. November 1918 starb Albert Ballin in Hamburg an einer Überdosis Schlaftabletten. Über seinen Tod wurden zwei Versionen verbreitet. Die eine sagt, er habe sich das Leben genommen, weil es ihm unerträglich gewesen sei, den Untergang seines Vaterlandes, des deutschen Kaiserreichs, und der Hapag miterleben zu müssen. Er sei auch nie ein Gefühl der Schuld losgeworden, weil er sich nicht energisch genug gegen die maßlose Flottenrüstung und für den Ausgleich mit England eingesetzt habe. Dabei hatte nicht mangelnde Zivilcourage ihm die Grenzen gesteckt, sondern nur die Tatsache, daß er ein Jude war, dessen Ratschläge man überhören konnte und den man für feige hielt, wenn er zur Mäßigung riet.

Die zweite Version sagt, Albert Ballin sei nicht mit Absicht gestorben, sondern habe nur zuviel Schlaftabletten genommen, um in all der Verzweiflung endlich einmal für eine Nacht Ruhe zu finden. Kaiser Wilhelm II. nahm nicht zuviel Schlaftabletten. Er fand wohl ausreichend Ruhe. Am Tage von Albert Ballins Tod erklärte das Reichskanzleramt den Rücktritt des Monarchen. Philipp Scheidemann rief in Berlin die Republik aus, und Exkaiser Wilhelm fuhr aus seinem Hauptquartier im belgischen Spa mit der Bahn nach Holland, wo ein angenehmes Asyl auf ihn wartete. Dort machte er sich daran, die Waldungen seines Gastgebers eigenhändig abzuholzen.

Eine neue deutsche Elite

In den sechs Jahrhunderten zwischen dem mittelalterlichen Minnesänger Süßkind von Trimberg und dem Philosophen Moses Mendelssohn hatte es keine deutschsprachige jüdische Literatur gegeben. Nun auf einmal erblühte sie ringsum.

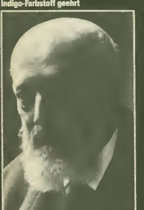
Die Liste der jüdischen Literaten des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts ist endlos, vom Tragödiendichter bis zum Possenschreiber, vom Philosophen bis zum Gerichtsreporter, vom Lyriker bis zum Verfasser politischer Kampfschriften. Sie alle hatten eine merkwürdige innere Bindung an die deutsche Sprache. Der Wunsch und die Fähigkeit, Fülle und Elastizität dieses angeblich so spröden Instrumentes immer wieder zu erproben, beherrschte alle gemeinsam.

Die Juden brachten in die deutsche Sprache einige typisch jüdische Wesensmerkmale ein: diese besondere Mischung aus Wehmut und Spott, dieses Geflecht aus Melancholie, Zärtlichkeit und Sarkasmus. Eine Sprache wie die Heinrich Heines hatte es vorher nicht gegeben, und jeder, der nachkam, schöpfte wieder neu aus ihr. Franz Kafka und Joseph Roth, Alfred Kerr und Arthur Schnitzler. Man darf gar nicht erst anfangen, Namen zu nennen, weil man immer neue Namen nennen müßte.

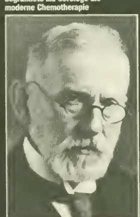
Überall, wo Juden lebten, konnten sie sich mühelos in der Landessprache verständigen. Mit der deutschen Sprache aber verband sie ein besonders enges Verhältnis, fast eine Form von Verliebtheit, von der sie auch dann nicht loskamen, wenn sie jahrelang woanders lebten, wie Heine und Börne, wie Joseph Roth und Lion Feuchtwanger und viele andere, die ihr Heimweh in diesem diffizilen Bereich zwischen bitterem Witz und frivolem Sentiment auslebten. Neben der geographischen und der religiösen Heimat ist die Sprache die dritte, in der ein Mensch sich ansiedeln kann, besonders in Ausnahmesituationen.

Prag war bis 1806 eine der Hauptstädte des Reiches und mehrfach Residenz deutscher Kaiser. Bis 1918 gehörte es zur Habsburger Monarchie. Achtzehn Prozent der

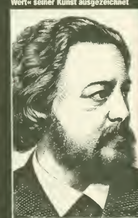
Chemie 1905:
Adolf von Baeyer
(1835-1917)
wurde für seine grundlegenden Arbeiten über den Indigo-Farbstoff geehrt

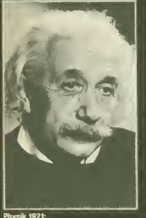


Medizin 1908:
Paul Ehrlich
(1854-1915)
begründete als Serologe die moderne Chemotherapie



Literatur 1910:
Paul Heyse
(1830-1914)
wurde für den »dichterischen Wert« seiner Kunst ausgezeichnet





Physik 1921:
Albert Einstein
(1879-1955)
entwickelte die Relativitätstheorie. 1933 ging er an die Universität Princeton/USA. Sechs Jahre später regte er den Bau der Atombombe an

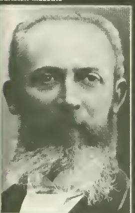


Medizin 1922:
Otto Meyerhof
(1884-1951)
entdeckte energetisch wichtige Zyklen in biologischen Reaktionsketten. 1938 suchte er Zuflucht in den USA



Physik 1926:
James Franck
(1882-1964)
arbeitete mit Gustav Hertz auf dem Gebiet der Kern-Physik. 1933 verließ er Deutschland. In den USA warnte er vor dem Einsatz der Atombombe

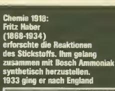
Chemie 1910:
Otto Wallach
(1847-1931)
förderte durch seine Forschungen über Riechstoffe und ätherische Öle die Entwicklung der Duftstoff-Industrie



Chemie 1915:
Richard Willstätter
(1872-1942)
untersuchte die Chlorophylle und tierische Pigmente. 1939 verließ er Deutschland

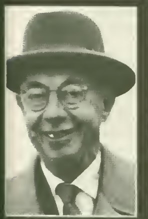






Chemie 1918:
Fritz Haber
(1868-1934)
erforschte die Reaktionen des Stickstoffs. Ihm gelang zusammen mit Bosch Ammoniak synthetisch herzustellen.
1933 ging er nach England





Physik 1925:
Gustav Hertz
(1887-1975)
blieb in Berlin und leitete bis 1945 das Siemens-Forschungs-Laboratorium.
1945-1954 entwickelte er in der Sowjetunion ein Verfahren zur Gewinnung von Uran 235.
Hertz starb in der DDR



Medizin 1931:
Otto Warburg
(1883-1970)
leitete von 1931-1941 das Kaiser-Wilhelm-Institut für Zellphysiologie. Er war einer der Begründer der Krebsforschung

Von vierzig deutschen Nobelpreis-Trägern bis 1933 waren elf Juden

Prager waren Deutsche. Es gab dort eine deutsche Universität und vier deutsche Gymnasien, ein Lehrer- und Lehrerinnenseminar.
Jeder neunte Prager bekannte sich zum jüdischen Glauben. Die Juden dort sprachen Deutsch und schickten ihre Kinder auf die deutschen Schulen. Dieser lebhaften Diaspora der deutschen Kultur entstammten die Dichter Franz Kafka, Max Brod und Franz Werfel, der Schauspieler Ernst Deutsch, die Journalisten Egon Erwin Kisch und Willy Haas, und wieder muß man aufhören, eine Namensliste zu beginnen, die endlos würde.

Ein anderes Beispiel der Ausnahmesituation ist die kleine Stadt Kempen ganz im Süden des preußischen Regierungsbezirks Posen, kaum 50 Kilometer von Breslau entfernt, in jenem Landstreifen, der 1793 bei der zweiten Teilung Polens an Preußen gefallen war. Die Bevölkerung bestand zur Hälfte aus Katholiken, zu je einem Viertel aus Protestanten und Juden.
Die Katholiken waren fast ausnahmslos Polen und besuchten die von den Preußen eingerichteten Volksschulen. Solange Polen selbständig gewesen war, hatte es dort nur Lehranstalten für den geistlichen Nachwuchs und die Aristokratie gegeben, und den Protestanten war es verboten gewesen, Gottesdienst nach ihrem Ritus zu halten. Unter preußischer Herrschaft waren Juden und Protestanten die Träger der deutschen Kultur in der Provinz Posen. Im Jahre 1890 gab es unter den 5465 Einwohnern von Kempen 1476 Protestanten und 1418 Juden, darunter sehr wohlhabende Fabrikanten, die Dachpappe, Seife und Branntwein produzierten, sowie Kaufleute und Handelshäuser, die den Export nach Rußland betrieben und Pelze importierten.
Viele der jüdischen Familien nahmen den Namen ihrer Heimatstadt an und hießen nun Kempner. Der Name verbreitete sich von dort aus über das ganze Reich. Der Dramatiker Max Kempner-Hochstätt entstammte diesem Reservoir der Talente, der Jurist Maximilian Kempner, der Reichstagsabgeordneter wurde, die Dichterin Friederike Kempner, die als Genie der unfreiwilligen Komik in die deutsche Literaturgeschichte einging.
Sie war aber weit mehr als nur närrische höhere Tochter. Sie kämpfte unermüdlich für die Abschaffung der Einzelhaft und für die Einrichtung von Leichenhäusern, um zu verhindern, daß Menschen lebendig begraben wurden, was damals noch vorkam. Häufig ehrten Stu-

denten sie mit Fackelzügen, und es blieb immer offen, ob sie damit die engagierte Sozialarbeiterin meinten oder die Dichterin naiven Überschwangs solcher Art:

Poesie ist Leben,
Prosa ist der Tod,
Engelein umschweben
unser täglich Brot.

All ihre Werke wurden gedruckt und erlebten Auflagen, von denen andere Lyriker nur träumen konnten. Das lag daran, daß die Familie peinlich berührt alle Bücher von Friederike Kempner in den Buchhandlungen aufkaufte. Viele Gedichte von ihr wurden handschriftlich oder mündlich verbreitet, wie etwa dieses, mit dem sie sich über böswillige Zeitungskritiker erhob:

Wie wüßtet ihr, was ich empfinde?
Ihr wißt es nicht! Ich sag es frei!
Wart ihr denn etwa auch dabei,
als sich entfesselten die Winde?

Friederikes Neffe Alfred Kempner liebte es nicht, mit seiner Tante in Zusammenhang gebracht zu werden, und nahm, um sicherzugehen, einen anderen Namen an: Alfred Kerr. Er war ein gefürchteter scharfzüngiger Theaterkritiker in Berlin, ein Mann, der genau das sensible Verhältnis zur Sprache besaß, das seiner Tante fehlte. Er verhalf Ibsen und Gerhart Hauptmann zum Durchbruch und förderte Talente wie Luise Ullrich und Paula Wessely, entlarvte Schaumschläger und hatte nicht nur Freunde. Da ihm selbst schwer beizukommen war, versuchten viele es auf dem Umweg über seine Tante. Friederike Kempner schrieb an ihre Kritiker:

Wie den Dichter ihr ankläfft,
nie ihr doch ihn tödlich trefft!
Schnell er steiget auf den Baum,
träumt daselbst den schönsten Traum.

So etwas war dann Alfred Kerrs Gegnern ein Anlaß zur Replik. Auch Bertolt Brecht, der es nicht leiden konnte, wenn Kerr seine schwachen Punkte analysierte, hänselte ihn zur Strafe mit seiner Tante. Kerr antwortete ihm mit einem Gedicht:

Nächtlich über dem Gebeinfeld
hört man manchmal I-a schrein:
Wenn dem Esel sonst nichts einfällt,
fällt ihm meine Tante ein.

Auch der Berliner Sanitätsrat Dr. Walther Kempner kam aus einer der Familien, die der kleine Ort hervorgebracht hat. Seine Frau, Dr. Lydia Rabinowitsch-Kempner, war Bakteriologin und Mitarbeiterin des Nobelpreisträgers Robert Koch. 1912 ernannte Kaiser Wilhelm II. sie zum ersten weiblichen Professor in Preußen. Ihr jüngerer Sohn, Dr. Walther

Kempner, entwickelte die weltweit bekannte Kempnersche Reisdiät, der ältere, Dr. Robert Kempner, bekam als Soldat im Ersten Weltkrieg das Eiserne Kreuz, wurde als Jurist Beamter im Preußischen Innenministerium, mußte vor den Nazis aus der Heimat fliehen, kehrte 1944 mit den Amerikanern zurück und wurde einer der Ankläger bei den Nürnberger Prozessen gegen die Leute, die sein Vaterland zerstört und sechs Millionen Juden umgebracht hatten.
In der Provinz Posen war der Anteil der Juden an der Gesamtbevölkerung stärker als sonstwo in Deutschland: Er betrug drei Prozent, während der Durchschnitt im Reich bei einem Prozent lag. Sie waren hier Kaufleute und Handwerker mit einem recht hohen Lebensstandard. Verglichen mit der meist ländlichen polnischen Bevölkerung, verkörperten die Juden wohlsituiertes Bürgertum, lasen Goethe und Mommsen, hatten ein Klavier im Salon und ein Bild des preußischen Königs an der Wand. Die innere Bindung an Deutschland war eindeutig.
Schon 1848 hatten die Posener Juden in einem Brief an die Krakauer Juden erklärt: »Erzogen von deutscher Kultur und Gesittung, einzig und allein in seiner Sprache redend und seinen Geist in uns aufnehmend, haben wir stets nur mit Deutschland gefühlt, bei seinen Leiden getrauert, bei seinen Freuden gejubelt, wenn auch Deutschland uns als Stiefkinder behandelt haben mag. Das Bewußtsein einer nationalen Angehörigkeit ist ebenso göttlich-rätselhaft wie das Gewissen...«
Diese weiträumige Provinz Posen, für die das kleine Kempen nur eine von vielen Beispielen war, bildete das große Kräftereservoir des deutschen Judentums bis zum Ende des Ersten Weltkriegs. Der Breslauer Geschichtsprofessor Heinrich Graetz kam aus diesem Raum, der nationalliberale Politiker Eduard Lasker, der Maler Lesser Ury und der Afrikaforscher Richard Kandt ebenso wie der Theologe Leo Baeck und der revolutionäre Schriftsteller Ernst Toller.

Das Zentrum war unbestritten und eindeutig Berlin. Dort sammelte sich alles, was an Talenten heranwuchs. Berlin war Brennpunkt und Sprungbrett. In Berlin saßen der Kaiser und die Reichsregierung, da bildeten die berühmte Charité Ärzte, die Universität Juristen, Philologen und Philosophen, die Technische Hochschule in Charlottenburg Ingenieure, Physiker und Chemiker aus. Die Opernhäuser und Theater gaben Sängern und Schauspielern ihre Chance.



Der Ingenieur Berliner (links) stellte mit seinem Freiballon einen Rekord auf, als er 1914 die 3000 Kilometer lange Strecke zwischen Bitterfeld und Kirgischan im Ural in 47 Stunden zurücklegte



Die Etrich-Rumpler-Taube baute Edmund Rumpler in seinem Flugzeugwerk. Im Ersten Weltkrieg wurde sie bei Beobachtungsflügen erfolgreich eingesetzt

Draußen in Tempelhof stiegen die Freiballons auf, und am Himmel zogen die ersten Flugpioniere ihre Schleifen. Das junge Deutsche Reich, 1871 gegründet, entwikkelte Selbstvertrauen und probte seine Kräfte, geistige wie physische, und überall waren deutsche Juden mit dabei.

1893 fingen etliche Ballonfahrer an, ihre Experimente zu machen. Das waren junge Offiziere, Sportler, Techniker, die vor allem Mut mitbrachten. Einer der ersten Ballonfahrer, der deutsche Jude Knut Fraenkel, begleitete den schwedischen Nordpolforscher Andrée auf seiner Entdeckungsfahrt und blieb mit ihm verschollen. Ein anderer, H. R. Berliner, errang 1914 den Langstreckenrekord für Freiballons; 47 Stunden brauchte er für die Strecke von Bitterfeld bis Kirgischan im Ural.

Diese jungen Pioniere der Luftfahrt waren durchweg Männer, die selber konstruierten, flogen, ihre Erfahrungen auswerteten, Verbesserungen einbauten, ständig mit ihren Freunden zusammenarbeiteten und nie wußten, wie sich das, was sie unten machten, nachher oben auswirkte.

Unter ihnen waren die Juden Jablonski, Ledermann und Katzenstein, der gemeinsam mit Antonius Raab die Raab-Katzenstein-Werke in Kassel gründete. Die beiden Freunde konstruierten und bauten die berühmte »Raab-Katzenstein 25«, jenes legendäre Flugzeug, dessen Verhältnis Leergewicht/Fluggewicht 137% Nutzlast betrug. Die amerikanische U2, mit der Powers flog, erreichte weit weniger, nämlich 90%. Aber der Sozialist Raab und der Jude Katzenstein mißfielen Göring und Hitler. Beide mußten nach der Machtergreifung ihr Werk und ihr Vaterland verlassen und sich draußen durchschlagen, Katzenstein als Fluglehrer in Ägypten, Raab erst in Griechenland, dann als Berater des Maharadschas von Baroda.

Ein anderer jüdischer Flugzeugkonstrukteur war Edmund Rumpler. Er entwickelte einen Acht-Zylinder-V-Motor und baute in seiner Fabrik die von Etrich konstruierte Etrich-Rumpler-Taube, ein Flugzeug mit besonders guten Flugeigenschaften, das bei Überlandflügen serienweise Preise errang. Als der Erste Weltkrieg ausbrach, bewährte sich die Taube als das ideale wendige Beobachtungsflugzeug gleich in der Schlacht bei Tannenberg. Von einer dieser Maschinen aus beobachtete der Pilot alle Bewegungen der Russen und erkannte beizeiten, daß sie zu einem Flankenstoß ansetzten. Er meldete das rechtzeitig dem Feldmarschall Hindenburg mit Zettelchen, die er in kleinen Kapseln über dem deutschen Gefechtsstand abwarf.

Die Entwicklung der Fliegerei Ende des neunzehnten und Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts war nur spektakulärer Ausdruck einer allgemeinen Entwicklung. Deutschland erwies sich als technische Großmacht und erregte nicht nur Bewunderung in der Welt, sondern auch Neid. Dieses Land im Herzen Europas, das sich in seiner Zerrissenheit seit der Zeit der Reformation als der ideale Kriegsschauplatz erwiesen hatte, auf dem sich die Heere aller umliegenden Länder ungehindert tummeln konnten, hatte nun zugleich mit seiner Einheit auch Selbstvertrauen gewonnen. Wie die deutschen Juden ihren Anteil an der Einheit hatten, so auch am wirtschaftlichen Aufstieg, der die Voraussetzung fir alles Selbstvertrauen war. Die Liste der Nobelpreisträger ist ein Symptom. Mehr als ein Viertel der deutschen Nobelpreisträger bis 1931 waren Juden: 1905 der Chemiker Adolf von Baeyer, 1908 der Mediziner Paul Ehrlich, 1910 der Chemiker Otto Wallach und der Schriftsteller Paul Heyse, 1915 der Chemiker Ri-

chard Willstätter, 1918 der Chemiker Fritz Haber, 1921 der Physiker Albert Einstein und so weiter.
Auch unter den Männern, die wissenschaftliche Erkenntnisse in wirtschaftliche Potenz umsetzten, spielten deutsche Juden eine führende Rolle, beispielsweise die Rathenaus.
Emil Rathenau war Berliner, Jahrgang 1838, kam aus einer strenggläubigen jüdischen Kaufmannsfamilie, in der nicht übermäßig viel Geld war. 1863 kaufte er mit 25 Jahren gemeinsam mit einem Freund eine kleine Maschinenfabrik für 70000 Mark, die er sich weitgehend zusammengepumpt hatte. Als er sie zehn Jahre später wieder verkaufte, hatte sie einen Wert von 900000 Mark.
Dann fand er heraus, daß die Millionenstadt Berlin reif sei für elektrisches Licht, für die Elektrifizierung aller Maschinen in den Fabriken, für ein Telefonnetz, da man in einem modernen Wirtschaftssystem unmöglich noch Nachrichten per Boten überbringen konnte. Zehn Jahre machte Emil Rathenau seine Erfahrungen in der Welt. Dann arbeitete er sein Konzept für ein Unternehmen aus, das jene Aufgaben bewältigen konnte. 1883 gründete er mit einem Kapital von fünf Millionen Mark die Berliner Elektrizitätswerke, aus denen später die AEG (Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft) hervorging.
Er starb 1915, und sein Sohn Walther übernahm das Werk des Vaters, das nun bereits einen Wert von 184 Millionen repräsentierte. Walther Rathenau hatte ursprünglich Schriftsteller oder Maler werden sollen, aber auch für Naturwissenschaften interessierte er sich. Mit 17 machte er sein Abitur, mit 18 seine erste bedrückende Lebenserfahrung: Er diente als Einjährig-Freiwilliger bei den feudalen Pasewalker Kürassieren. Er war ein hervorragender Reiter, ein durchtrainierter Sportsmann, ein pünktlicher und zuverlässiger Mensch, gerade gewachsen, überdurchschnittlich intelligent und kameradschaftlich. Selbstverständlich rechnete er damit, zum Reserveoffiziersanwärter ernannt zu werden. Das geschah nicht. Es gab nur einen Grund für seine Zurücksetzung.
Rathenau: »In den Jugendjahren eines jeden deutschen Juden gibt es einen schmerzlichen Augenblick, an den er sich zeitlebens erinnert, wenn ihm zum erstenmal bewußt wird, daß er als Bürger zweiter Klasse in die Welt getreten ist und daß keine Tüchtigkeit und kein Verdienst ihn aus dieser Lage befreien kann.«
Das Studium der Naturwissen-

schaften machte Rathenau sowenig Mühe wie die Schule. Mit 22 Jahren promovierte er zum Dr. phil. Seine Einstellung zur Heimat war immer eindeutig. Er bekannte rückschauend als reifer Mann von 50 Jahren: »...Meine Vorfahren haben sich von deutschem Boden und deutschem Geist genährt, und wir haben unserem deutschen Volk erstattet, was in unseren Kräften stand. Mein Vater und ich haben keinen Gedanken gehabt, der nicht für Deutschland und deutsch war.« Diesem Mann übergab im Ersten Weltkrieg der Kaiser die undankbare Aufgabe, Deutschlands Rohstoffversorgung zu organisieren. Er meisterte sie. Als der Krieg verloren war, begriff er nicht, daß die Repräsentanten des Reichs, die vor dem Krieg den Mund so voll genommen hatten, nun widerstandslos auf alle Bedingungen der Sieger eingingen, statt hart zu verhandeln.

Rathenau: »Es war die katastrophalste Dummheit aller Zeiten, daß man statt der Liquidation den Bankrott erklärte. Weil ein in jahrelanger Verantwortung verbrauchter General die Nerven verloren hatte, steckte Deutschland den Kopf in die Schlinge und ruinierte nicht nur sich selber, sondern nebenbei auch Europa, indem es einen vernünftigen Frieden unmöglich machte...«

In dieser verzweifelten Lage, als sich keiner mehr fand, der den Mut aufbrachte, in dem völligen Zusammenbruch an einen Neubeginn zu denken, wurde Walther Rathenau am 30. Mai 1921 zum Wiederaufbauminister bestellt. Rechtsextremisten reagierten auf diese Ernennung mit einem Lied: »Auch Rathenau der Walther / erreicht kein hohes Alter / Knallt ab den Walther Rathenau, die gottverdammte Judensau!« Die große Tat dieses Mannes war der Vertrag von Rapallo, mit dem er ein Jahr später als Außenminister die Aussöhnung mit Rußland einleitete, in der er die wichtigste Voraussetzung für einen dauerhaften Frieden in Europa sah.

Am 24. Juni 1922 lauerten drei junge Männer in einem Auto Rathenau in einer Kurve auf, die er auf dem Weg von seiner Grunewald-Villa ins Auswärtige Amt durchfahren mußte. Der Jurastudent Erwin Kern feuerte eine Pistole ab, und sein Komplize Hermann Fischer warf eine Handgranate ins offene Auto des Außenministers. Rathenau war sofort tot. Der Fahrer des Mordwagens war Ernst Werner Techow, wie seine Komplizen Mitglied der terroristischen Geheimorganisation »Consul«, ein Helfer der später erfolgreiche Schriftsteller Ernst von Salomon.

Kern kam bald darauf bei einem Feuergefecht mit der Polizei auf Burg Saaleck ums Leben. Fischer erschoß sich, und Techow wurde zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt, Salomon kam mit fünf Jahren davon.

Nachdem die Mörder verurteilt waren, erhielt Techows Mutter, die vor Scham und Trauer fast umkam, einen Brief: »In namenlosem Schmerz reiche ich Ihnen, Sie ärmste aller Frauen, die Hand. Sagen Sie Ihrem Sohn, daß ich im Namen und Geist des Ermordeten ihm verzeihe... Hätte er meinen Sohn gekannt, den edelsten Menschen, den die Erde trug, so hätte er eher die Mordwaffe auf sich selbst gerichtet als auf ihn. Mögen diese Worte Ihrer Seele Frieden geben. – Mathilde Rathenau.« Als sie das schrieb, war Walther Rathenaus Mutter 80 Jahre alt.

Der politische Antisemitismus

In der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts löste der Antisemitismus den Antijudaismus ab, das heißt, der Rassenhaß die religiöse Unduldsamkeit.

Die christliche Judenfeindschaft, die sich seit den Zeiten des ersten Kreuzzugs bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts weitgehend unverändert erhalten hatte, beruhte auf der mittlerweile mumifizierten Anklage: »Die Juden haben unseren Herrn Christus gekreuzigt und müssen bis in alle Ewigkeit dafür büßen.«

Langsam dämmerte vielen die Erkenntnis, daß für die Kreuzigung Christi seinerzeit eher die römischen Besatzungstruppen verantwortlich gewesen waren als die Juden und daß dieses Ereignis, das sich vor fast 2000 Jahren zugetragen hatte, nicht unbedingt von brennender Aktualität war. Die Überzeugungskraft religiöser Argumente gegen die Juden ließ nach, je mehr sich die Leute daran gewöhnten, selber zu denken, statt Lehrsätze nachzusprechen. Immer mehr getaufte Juden tauchten in ihrer Umgebung und in ihren christlichen Kirchen auf. Der neue Rassengedanke schaltete die Zugehörigkeit zu einer Glaubensgemeinschaft als Maßstab aus und setzte dafür die Zugehörigkeit zu einer Rassengemeinschaft.

Das warf allerdings neue Probleme auf: Einerseits zeichneten sich nur wenige Menschen durch unverkennbare Rassenmerkmale aus, andererseits gab es kein Instrument, mit dem sich Rassenmischungen wissenschaftlich einwandfrei analysieren ließen.

Das Heilige Römische Reich war schon ein gewaltiger Schmelztiegel gewesen. Dann hatte die Völkerwanderung für Unruhe gesorgt. Slawische Stämme waren den Germanen gefolgt. Die Eroberungszüge der Hunnen kreuz und quer bis zum Rhein hatten allerlei mongolische und tatarische Elemente in die große Mischung eingebracht. Die Hussiten waren aus Böhmen gekommen. Karl V. hatte Spanier ins Land geholt, der Dreißigjährige Krieg Ungarn und Kroaten, Franzosen und Schweden nach Deutschland gezogen. John Churchill hatte 1701 Engländer, Schot-

ten und Iren bis an die Donau geführt. Im Siebenjährigen Krieg waren die Russen gekommen, und in den Napoleonischen Kriegen hatten die Russen geholfen, die Franzosen zu vertreiben. Für jeden Krieger war es nicht nur ein natürliches Bedürfnis, sondern auch immer wieder ein Erfolgserlebnis gewesen, eine Frau zu erobern, gleich mit welchen Mitteln. Manche waren auch geblieben, weil es ihnen gefiel, hatten geheiratet und sich legal vermehrt. Und nun kamen Menschen, gaben sich streng wissenschaftlich und wollten aus diesem Schmelztiegel rassereine Elemente herausdestillieren: Hier Arier, dort Semiten.

Sem war nach religiöser Überlieferung Noahs ältester Sohn und Ahnherr der nach ihm benannten semitischen Völker, das heißt jener, die eine semitische Sprache sprachen. Das waren Hebräer, Babylonier und Assyrer. Heute sind

In Wien waren die galizischen Juden, die vor den Kriegsereignissen aus ihrer Heimat geflüchtet waren, bald ein gewohnter und doch fremdartiger Anblick



es Araber, Amharisch sprechende Äthiopier und Iwrith-Neuhebräisch sprechende Israelis. Ein konsequenter Antisemit müßte logischerweise seine Anti-Empfindungen ebenso gegen Araber und Äthiopier richten wie gegen die Juden.

Ähnlich mißverständlich ist die Bezeichnung Arier, die von den Antisemiten als strahlender Kontrastbegriff gegen die Semiten aufgebaut wurde. »Arya« war ursprünglich die Bezeichnung für die zu einer Sprachfamilie gehörenden Völker Indiens, Pakistans, Afghanistans und Persiens. Sie wurde von Sprachwissenschaftlern auf Slawen, Romanen, Kelten und Germanen ausgedehnt, die ebenfalls zum indogermanischen Sprachkreis gehörten. Der Begriff stammt also aus der Linguistik, nicht aus der Anthropologie. Den arischen Lichtgestalten schrieben die Rassentheoretiker nur positive Eigenschaften zu: Schöpferkraft, Tapferkeit und Kunstsinn, Ordnungsliebe, Sauberkeit und unermüdlichen Tatendrang. Unter ihnen nahmen die Germanen eine Spitzenposition ein. Die »Nordische Rasse« wurde zum absoluten Qualitätsbegriff, wogegen die Semiten von allem, was gut war, genau das Gegenteil verkörperten.

Aber schon im Ansatz widerlegten diese simplen Formeln sich selber. Die Zigeuner, auf der Bewertungsskala der Rassenfanatiker tief unten eingestuft, sprechen eindeutig eine indische Sprache und gehören ohne Zweifel zu den Ariern, während die als schöpferisch, ordnungsliebend und aufrecht anerkannten Finnen nach dieser Theorie keine Arier sind.

Ohne Rücksicht auf solche Unstimmigkeiten bemühten sich zahlreiche Rassenforscher mit Hilfe eines pseudowissenschaftlichen Instrumentariums, die Menschheit in eine Skala zu pressen, gegliedert nach Wertvollen, Mehr- oder Minderwertigen und Wertlosen, denen entweder das Recht auf Herrschaft und Vermehrung oder die Pflicht zu Sklavendiensten zuerkannt werden sollte, oder die gar von jeglicher Fortpflanzung ausgeschlossen und zur Vernichtung freigegeben werden sollten.

Die Rassisten kamen aus einem grundsätzlichen Dilemma nie heraus: Sie mußten Menschen nach einem Maßstab, der vollkommen unwissenschaftlich war, in ein System einordnen, das sich nicht definieren ließ. Das Endergebnis war also wieder der alte Haß der Mehrheit gegen die Minderheit, der Eingeborenen gegen die Fremden, die man für alles verantwortlich machen konnte, was danebenging. Im Endeffekt war der Begriff

»Antisemitismus« nichts anderes als das latinisierte Etikett auf einem Gefäß mit abgestandenem Inhalt, die wissenschaftliche Bezeichnung für dumpfen Judenhaß, für die Unfähigkeit, sich mit dem Andersdenkenden und Andersglaubenden zusammenzufinden, für die Verfolgung der Wehrlosen und die Jagd auf den Prügelknaben.

Den Prügelknaben braucht wohl nicht nur der Primitive. Es scheint dem Menschen unerträglich zu sein, die Ursache für Mißerfolge bei sich selber zu suchen. Die Geschichte der Judenpogrome ist die Geschichte hemmungsloser Emotionen im Gefolge von Krisen und Katastrophen, von Fehlplanungen und verlorenen Kriegen, für die nachträglich ein Schuldiger gefunden werden mußte. Das einzig Neue am politischen Antisemitismus, der in der Mitte des 19. Jahrhunderts den religiösen Antijudaismus ablöste, war, daß viele Menschen es für nötig hielten, für ein urmenschliches Phänomen eine wissenschaftliche Rechtfertigung zu konstruieren. In den Jahren 1850 und 1853/55 äußerten sich Richard Wagner und Graf Gobineau zu diesem Thema. Wagner war ein simpler Judenfeind, während Gobineau als spitzfindiger Antisemit an die Öffentlichkeit trat.

Im September 1850 erschien unter dem Pseudonym R. Freigedank in der »Neuen Zeitschrift für Musik« unter dem Titel »Das Judentum in der Musik« ein Artikel, der sich haßerfüllt über die jüdischen Komponisten in Deutschland ausließ, besonders über Meyerbeer und Mendelssohn.

Der Berliner Giacomo Meyerbeer hatte mit seinen Opern »Robert der Teufel«, »Die Hugenotten«, »Der Prophet« Welterfolge errungen, von 1826 bis 1842 in Paris gewirkt, war dann heimgekehrt und Generalmusikdirektor an der Königlichen Oper in Berlin geworden. Er war ein Mann, der als äußerst warmherzig galt und sich immer für junge Talente eingesetzt hatte, zumal in seiner Pariser Zeit für deutsche Komponisten, die es schwer hatten, dort Fuß zu fassen. Besonders dem empfindlichen und schwierigen Richard Wagner hatte er dort unermüdlich Steine aus dem Weg gerollt, und Wagner hatte gern und oft von Meyerbeers Hilfsbereitschaft Gebrauch gemacht. So schrieb er im Dezember 1839: »Sie, mein theurer Meister, der Sie die Güte und das Wohlwollen selbst sind, werden mir weniger als jeder andere zürnen, wenn ich mit meinen, vielleicht beängstigenden Hilferufen Sie sogar bis in Ihre Zurückgezogenheit verfolge.« Wagners Korrespondenz bestand



weitgehend aus Bittbriefen. Das war bei dem noblen Meyerbeer eigentlich überflüssig, da er sowieso für den jungen Mann, dessen Talent er früh erkannt hatte, alles tat, was in seinen Kräften stand.

Wagner im November 1841 an Meyerbeer: »...mir bleibt daher nichts weiter übrig, als Sie abermals um Ihre Hilfe anzurufen...« Und im Dezember 1841: »Mein hochverehrter Herr und Meister!... Ich werde in alle Ewigkeit nichts anderes gegen Sie aussprechen dürfen, als Dank! Dank!...«

Der zweite Mann, gegen den sich der Hetzartikel des obskuren Pamphletisten richtete, war Felix Mendelssohn-Bartholdy, und das empfanden viele Musikfreunde als besonders geschmacklos, da er schon seit fast drei Jahren tot war. Er hatte eine Fülle eigener Werke hinterlassen und den Deutschen einen ihrer größten Komponisten, Johann Sebastian Bach, wieder nahegebracht, den sie schon völlig vergessen hatten. Mit 38 Jahren war der geniale Enkel von Moses Mendelssohn gestorben.

Die Haßtiraden gegen Meyerbeer und Mendelssohn erschreckten viele Leser, und sie wollten wissen, wer sich hinter dem Pseudonym »R.Freigedank« verbarg. Schließlich kam heraus, daß es Richard Wagner war, und als er arriviert war und Meyerbeers Hilfe nicht mehr brauchte, gab er es zu.

Wie für den deutschen Komponisten Richard Wagner, so wurde auch für den französischen Diplomaten Graf Joseph Arthur de Gobineau die germanische Götterwelt richtungweisend, wobei Gobineau noch den Vorteil enger familiärer Bindungen hatte: Er führte nämlich den Stammbaum seines Geschlechtes auf den Göttervater Odin zurück, was jedem seiner Worte eine besondere Legitimation verlieh. Schließlich waren alle bedeutenden Philosophen und Dichter der Aufklärung, alle Politiker und Essayisten des Liberalismus nur menschlicher, meist gar nur bürgerlicher Herkunft gewesen, also allein auf die Überzeugungskraft ihrer Gedanken angewiesen.

Gobineau war ein zarter, sehr belesener Mann, ein brillanter Gesellschafter und geschickter Diplomat, dem das Ideal vorschwebte, die Welt müsse von blondhaarigen Recken mit blauen Augen beherrscht werden. Diese Überzeugung brachte er 1854 mit seinem »Essay über die Ungleichheit der menschlichen Rassen« zum Ausdruck. Das Buch wurde zur Grundlage für alle Rassenforscher in ganz Europa und also auch in Deutschland. Der Rassenmythos wurde zur Ersatzreligion, die sich vorwiegend gegen die Juden rich-

tete. Da es eine »deutsche Rasse« nicht gab, und da eine »germanische Rasse« chemisch rein nicht darzustellen war, konnte man diesem unklaren Begriff erst Konturen geben, wenn man ihm ein festes Feindbild gegenüberstellte. So also bekamen die Juden die Aufgabe, als finsterer Gegenpol zu den Lichtgestalten der germanischen Herrenmenschen zu wirken.

Die Gründung des zweiten Kaiserreichs in Deutschland war mit vielen Illusionen und überspannten Erwartungen befrachtet gewesen. In den Gründerjahren, die ihr folgten, wurden die meisten Hoffnungen enttäuscht. Der Bürger konnte zwar seinen Reichstagsabgeordneten wählen, aber darauf beschränkte sich auch sein politischer Einfluß. Die überhastete Industrialisierung zog eine weitgreifende Proletarisierung nach sich. Bauskandale, Wirtschaftskrisen, Wohnungsnot, soziales Elend führten zu tiefen Depressionen. Das Gefühl, wehrlos einer verhängnisvollen Entwicklung ausgeliefert zu sein, bedrückte die Menschen, und am meisten jene, die die geringsten Möglichkeiten hatten, aus eigener Kraft etwas zu ändern. Eine Frage beschäftigte alle: Wie konnte es so weit kommen, und wer hatte die Schuld daran?

Der Historiker Heinrich von Treitschke wußte es: »...die Bewegung ist sehr tief und stark!... Bis in die Kreise der höchsten Bildung hinauf... ertönt es heute wie aus einem Munde: Die Juden sind unser Unglück!« Das erklärte er im November 1879.

In demselben Jahr gründete der Publizist Wilhelm Marr die »Antisemiten-Liga« als politisches Kampfinstrument. Die Religion der Juden interessierte ihn nicht, mit der hatte sich ausgiebig der katholische Theologe August Rohling in seinem Buch »Der Talmudjude« befaßt, das im wesentlichen alle mittelalterlichen Legenden neu aufbereitete und dem Zeitgeschmack des 19. Jahrhunderts anpaßte.

1881 gab der Volkswirt Eugen Dühring sein Buch »Die Judenfrage als Racen-, Sitten- und Culturfrage« heraus. Darin malte er ein Schreckengemälde jüdischer Gewaltherrschaft in allen Bereichen des bürgerlichen Lebens, beginnend mit den politischen Parteien, den Gerichtssälen, den Rathäusern bis hin zu den Zeitungen, Theatern und Forschungslaboratorien. Er verdammte Schiller und Goethe, weil sie sich von dem »Slawo-Juden Lessing« hätten beeinflussen lassen, und verdammte auch den »Juden-Nietzsche«. Für ihn war »Jude« nur noch ein Schimpfwort. Dühring verkündete: »Der unter dem kühlen

Himmel gereifte nordische Mensch hat die Pflicht, die parasitären Rassen auszurotten, wie man eben Giftschlangen und wilde Raubtiere ausrotten muß!«
Der Berliner Hofprediger, der evangelische Theologe Adolf Stöcker, betrieb den Antisemitismus aus seiner christlichen Sicht, benutzte ihn aber als politisches Instrument, gründete die »Christlich-Soziale-Partei« und zog als ihr Spitzenkandidat 1881 in den Reichstag ein. Er wetterte gegen die »Verjudung des deutschen Geistes« und beschwor das deutsche Volk: »Wir müssen den Gifttropfen der Juden aus unserem Blut loswerden!«
In demselben Jahr sammelten Premier-Lieutenant Liebermann von Sonnenberg und Oberlehrer Bernhard Förster 250000 Unterschriften für einen Antrag, den sie dem Reichskanzler Fürst Bismarck überbrachten. Darin erhoben die Unterzeichner die Forderung, daß Juden nur noch in untergeordneten Staatsstellungen beschäftigt werden und keine Lehrtätigkeit mehr ausüben dürften. Die Zahl der Juden sollte begrenzt gehalten und jüdische Einwanderer nur in beschränkter Menge ins Reich gelassen werden. Gegen solche Bestrebungen wandten sich so bedeutende Männer wie der Historiker Theodor Mommsen (er bekam 1902 den Literatur-Nobelpreis) und der Mediziner Professor Rudolf Virchow. Eine ganze Gruppe von Politikern, Wissenschaftlern und Industriellen gab eine öffentliche Erklärung heraus: »Wie eine ansteckende Seuche droht die Wiederbelebung eines alten Wahnes die Verhältnisse zu vergiften, die in Staat und Gemeinde, in Gesellschaft und Familie Christen und Juden auf dem Boden der Toleranz verbunden haben...«
Im Jahre 1890 saßen fünf erklärte Antisemiten im Deutschen Reichstag, 1893 waren es sechzehn und 1907 schon 25. Dennoch machten sie nur einen kleinen Prozentsatz aus, und ihre Anträge, daß Juden nicht mehr Ärzte, Juristen und Lehrer sein und aus allen Stadtverordneten-Versammlungen und Parlamenten ausgeschlossen werden sollten, lösten nur bittere Heiterkeit aus.
Seit 1892 gab es in Deutschland den »Verein zur Abwehr des Antisemitismus«, in dem sich Politiker, Künstler, Wissenschaftler und Techniker zusammenfanden, Juden und Christen gleichermaßen. Sie bemühten sich um Aufklärung, machten Vortragsreisen und gaben Broschüren heraus.
Weit militanter als im Deutschen Reich war der Antisemitismus in Österreich.
In den achtziger Jahren schlossen

österreichische Turnerschaften und studentische Verbindungen ihre jüdischen Mitglieder aus. Daraufhin brachen die deutschen Turnerschaften alle Verbindungen zu ihren österreichischen Turnbrüdern ab.

Die jüdischen Studenten in Österreich gründeten nun eigene Verbindungen, die zwar keine Bestimmungsmensuren fochten, aber Satisfaktion gaben. Sobald sie von einem christlichen Kommilitonen angerempelt wurden, forderten sie ihn zum Duell. Bald stellte sich heraus, daß es unter ihnen hervorragende Säbelfechter gab, und die antisemitischen Verbindungen entschlossen sich, nun ihr »Waidhofener Prinzip« durchzusetzen, wonach sie berechtigt waren, Juden keine Satisfaktion zu geben.

Der österreichische Dichter Hermann Bahr erinnert sich in seinen Memoiren, daß er in seiner Wiener Studentenzeit mit etlichen Freunden kleine Plaketten an die Pissoirs klebte mit dem Spruch: »Was der Jude glaubt, ist einerlei, in der Rasse liegt die Schweinerei!«

13 Jahre lang, von 1897 bis 1910, war der fanatische Antisemit und Antiliberale Karl Lueger Bürgermeister der Weltstadt Wien. Seinen Standpunkt verdeutlicht ein Zitat aus einer Rede, die er 1896 hielt: »Ich kenne nur einen Schädling in Österreich, das ist die juden-liberale Partei! Das ist der Lindwurm! Dieser Lindwurm muß erledigt werden!«

Sein Mitstreiter Pfarrer Kannengießer schrieb in seinem vielgelesenen Buch »Juden und Katholiken in Österreich-Ungarn«: »...der Klerus entfaltete die Fahne des Antisemitismus in den Zeitungen, in den Volksversammlungen, ja selbst auf der Kanzel!« Das bedeutete nicht weniger, als daß der Judenhaß von jener Stelle aus verkündet wurde, von der aus das Wort Gottes gedeutet werden sollte. Für den unkritischen, schlichten Gläubigen unten im Kirchengestühl wurde der Antisemitismus damit in den Bereich unumstößlicher göttlicher Wahrheit gerückt.

Im Reichsrat, dem österreichischen Parlament, vertrat der überzeugte Antiliberale Georg Ritter von Schönerer antisemitische Ideen. Mehrere Bürger- und Gewerbevereine unterstützten ihn, ebenso wie Abgeordnete aus verschiedenen Parteien.

Verglichen mit diesen Leuten schien Jörg Lanz von Liebenfels ein unwichtiger Mann zu sein. Seine Bedeutung lag aber darin, daß er mit seinen Schriften Adolf Hitlers Rassenfanatismus geweckt und damit einen makabren Beitrag zur Weltgeschichte geliefert hat.

Er galt als liebenswürdiger Plau-

derer, und all seine Thesen, die später zur Vernichtung von einigen Millionen Juden führten, verkündete er in charmantestem Wienerisch.

Nach seinen Angaben war er am 1. Mai 1872 als Sohn des Barons Lancz de Liebenfels in Messina geboren worden. In Wahrheit hieß er Adolf Lanz und war am 19. Juli 1874 im XIV. Bezirk von Wien zur Welt gekommen, wo sein Vater Adolf Josef Lanz als Lehrer wirkte. Von irgendwelchem Adel war auch bei den Vorfahren keine Rede.

Nach dem Abitur trat Adolf Lanz in das Zisterzienserkloster Heiligenkreuz bei Wien ein. Dort bekam er den Namen Bruder Georg als Ordensnamen und den Pater Nivard Schlögl als Novizenmeister. Der war ein besessener Judenfeind. Unter seiner Obhut wurde Lanz zum Antijudaisten, bevor er zum Antisemiten wurde.

Lanz empfing die Priesterweihen, wurde aber mit 25 jäh von Fleischeslust gepackt, wie die Chronik des Klosters aussagt (amore carnali captus) und mußte das Stift verlassen. Angeblich war es ein Fräulein Liebenfels, das unkeusche Gedanken in ihm geweckt hatte. Am Ende fand er nur noch ihren Namen gut, übernahm ihn zur Erinnerung und verband ihn auf ewig mit dem seinen durch das Adelsprädikat »von«.

Sein Bruch mit der Katholischen Kirche bedeutete allerdings nicht den Bruch mit dem Christentum. Für Lanz galt die Losung des österreichischen Rassistenführers Georg Ritter von Schönerer, dieser markante Dreizeiler, der auch später über dem Bett des jungen Hitler hing:

Ohne Juda, ohne Rom
wird erbaut Germaniens Dom!
Heil!

Auch die Bibel sah Lanz von Liebenfels auf seine Weise: »Die Bibel ist das Buch des Herrenmenschen, das Buch, in dem sein Kampf wider den Herden- und Affenmenschen in ehernen Worten verzeichnet steht!«

Gleich nach seinem Weggang aus Heiligenkreuz machte Lanz sich daran, seinen »Orden des Neuen Tempels« aufzubauen. Ein Kernsatz lautete: »Die Staaten werden im Interesse des Bestandes ihrer Kultur zur planmäßigen Zucht der staatserhaltenden Menschen arischer Rassen kommen müssen.«

Wichtig war auch der § 2: »Wir empfehlen jedem unserer Freunde, bei Wohltätigkeitsspenden stets die Rasse zu beachten.«

Wie die förderungswürdigen Idealgestalten auszusehen hatten, beschreibt Lanz in § 3: »... nur Menschen mit goldblonden Haaren, blauen Augen, rosiger Ge-

sichtsfarbe, mit länglichem Schädel und länglichem Gesicht, anliegenden Ohren, ebenmäßiger hoher Körpergestalt...«

Die Jünger mehrten sich wie die Spenden. Schon im Jahre 1907 konnte Lanz für seinen Orden die sagenumwobene Ruine Werfenstein am Donaustrudeln erwerben, die als Weihestätte für eine neue Edelrasse vorgesehen war. Broschüren unter dem Titel »Ostara«, benannt nach einer angeblich altgermanischen Frühlingsgöttin, verkündeten Dogmen. Alle Mitglieder trugen weiße wallende Ordensgewänder. Auch die Burg Werfenstein machte auf ihre Weise Weltgeschichte: Hier hißte der Burgherr Georg am Weihnachtsmorgen 1907 eine riesige Hakenkreuzfahne, eine Neuheit in Mitteleuropa. Der französische Philosoph Emile Bournouf hätte das Symbol bei der Beschäftigung mit indischen Zeichen und Markierungen entdeckt und in einer Schrift im Jahre 1872 als Heilszeichen gedeutet.

Der erste Gast von Rang auf der Burg, die einmal eine altgermanische Opferstätte gewesen war, war der schwedische Dramatiker August Strindberg. Ihn entzückte das elitäre Zusammenleben der Ordensleute, deren Aufnahmebedingungen er als rassereiner Nordgermane mühelos erfüllte. Strindberg schrieb dem Burgherrn später einen rauschhaften Dankesbrief und pries des Künders »Prophetenstimme«.

Ein weiterer Anhänger der Lanzschen Rassenidee war der britische Feldmarschall Lord Kitchener. Er bekam regelmäßig die »Ostara«-Hefte zugestellt. Dieser Mann, der als Oberbefehlshaber der ägyptischen Armee den Sudan erobert hatte, begeisterte den Ordensgründer. Lanz schrieb: »Kitchener hat sich mit Rassenkunde beschäftigt. Er schickte die Farbigen rücksichtslos ins feindliche Feuer.« Die Briefe, die sein Gesinnungsfreund Kitchener an ihn schrieb, hütete Lanz wie einen Schatz.

Ganz andere Erfahrungen machte er mit Lenin. Er lernte den russischen Revolutionär bei einem Besuch in der Schweiz kennen und war überrascht, daß Lenin sich schon mit einigen »Ostara«-Heften beschäftigt hatte und sachkundig und interessiert mit ihm diskutierte. Am Ende sagte Lenin: »Schade um Sie! Vor Ihren Ideen werden unsere Gegenideen Wirklichkeit werden!« Lanz notierte später: »Die einzigen, die damals mich und meine Lehre verstanden haben, waren Lord Kitchener und Lenin, der eine zum Nutzen des Angelsachsentums, der andere zum Nutzen des Untermenschentums.«



Lord Kitchener hatte 1898 den Mahdi-Aufstand im Sudan niedergeworfen. Der britische Feldmarschall gehörte zu den Stammlesern der »Ostara«-Hefte, was der Herausgeber Lanz voller Stolz verkündete



Mit der Dreyfus-Affäre erreichte der Antisemitismus in Frankreich seinen Höhepunkt. Der zum Generalstab abkommandierte Hauptmann Alfred Dreyfus wurde beschuldigt, geheime Dokumente an die Deutschen verraten zu haben. Ein Militärgericht verurteilte ihn 1894 zu lebenslanger Verdammung auf der Teufelsinsel

Es gab aber noch einen Dritten. Eines Tages im Frühjahr 1909 kam ein ärmlich gekleideter junger Mann in die Geschäftsstelle, die Lanz in Wien unterhielt, bekannte, ein begeisterter »Ostara«-Leser zu sein, bedauerte aber, daß ihm mehrere Hefte fehlten. Den Ordensmeister rührte der arme Teufel, der sich so für die »Ostara«-Idee begeisterte, obwohl er keine der rassischen Bedingungen erfüllte, die Lanz an seine Jünger stellte. Er schenkte dem Bittsteller alle fehlenden Hefte und dazu noch zwei Kronen, damit er mit der Straßenbahn heimfahren konnte. Der junge Mann dankte überschwenglich und sagte, daß er Hitler hieße, Adolf Hitler.

Die »Ostara«-Hefte lieferten den Anhängern der Bewegung nicht nur das ideologische Rüstzeug (»Der Minderrassigen sind zu viele. Wir müssen sie dezimieren!«), sondern auch praktische Lebenshilfe. So vermittelten sie denen, die an der Aufzucht einer Edelrasse mitwirken wollten, geeignete Partner.

In der Ausgabe vom 13. Oktober 1906 findet sich folgendes Heiratsgesuch in Gedichtform:

Ich suche ein arisches Mädchen zur Frau.
Mit Haaren wie gold und Augen rein blau,
von hoher Gestalt und kernigem Leib –
ein echtes, rechtes, germanisches Weib!

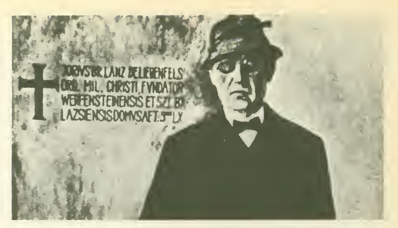
Aus solchem Gedankengut formte der junge Adolf Hitler, der bisher kaum geistige Impulse bekommen hatte und begierig jedes Druckerzeugnis verschlang, das ihm in die Finger kam, das Bild einer Weltordnung, die er für erstrebenswert hielt.

Darin liegt die Bedeutung des unbedeutenden Mannes Lanz, der sich Lanz von Liebenfels nannte.

Jedes europäische Land hatte seine eigene Variante des Antisemitismus.

In Frankreich war nach dem verlorenen Krieg von 1870/71 gegen Deutschland auf der Suche nach den Schuldigen ein wilder Judenhaß ausgebrochen. Außer dem Grafen Gobineau hatte sich dort auch der Orientalist Ernest Renan intensiv mit Rassenfragen beschäftigt und war zu dem Schluß gekommen, die »semitische Rasse« sei eine besonders minderwertige Art der Gattung Mensch. Das Feindbild wurde aufgebaut und systematisch gepflegt.

Als nach dem Panama-Skandal mehrere Minister beschuldigt wurden, sie hätten sich von jüdischen Bankiers bestechen lassen, reagierte die französische Öffentlichkeit ihre Wut auf die Minister an ihren jüdischen Mitbürgern ab, mit Krawallen, Beschimpfungen und Rempeleien.



Lanz bekam 1939 Schreibverbot, da Goebbels befürchtete, die Pseudowissenschaftlichkeit dieses Mannes könne den »Führer« diskreditieren

Der Judenhaß in Frankreich steigerte sich zum Exzeß, als 1894 der Generalstabshauptmann Alfred Dreyfus angeklagt wurde, er habe geheime Dokumente an Deutschland verraten. Dreyfus hatte das doppelte Unglück, Elsässer und Jude zu sein. Er war der erste Jude in der Geschichte Frankreichs, der in den Generalstab kommandiert worden war.

Die Gerichtsverhandlung gegen ihn war eine Farce, in der mit heroischem Gehabe und gefälschten Dokumenten operiert wurde. Am Ende wurde Dreyfus degradiert, sein Säbel mit großem Pathos zerbrochen, er selbst auf die Teufelsinsel Cayenne verbannt. Der im ganzen Lande hochgeachtete Schriftsteller Emile Zola schrieb 1898 in der Tageszeitung »L'Aurore« unter dem Titel »J'accuse« (»Ich klage an!«), der Hauptmann Dreyfus sei zu Unrecht verurteilt worden. Worauf er selbst wegen Verleumdung angeklagt und verurteilt wurde. Zwölf Jahre dauerte es, bis die französische Justiz sich entschließen konnte, das Fehlurteil gegen Dreyfus aufzuheben. Erst 1906 wurde er rehabilitiert.

Während Dreyfus auf der Teufelsinsel dahinvegetierte, wurde in Paris im Jahre 1898 die »Action française« gegründet, eine Vereinigung militanter Antisemiten. Einer ihrer markantesten Vertreter wurde Léon Daudet, der Deutsche und Juden mit gleicher Leidenschaft haßte. Er war von 1908 bis zu seinem Tode 1942 Chefredakteur der gleichnamigen Tageszeitung »L'Action française«.

Auch im zaristischen Rußland hatte der Antisemitismus sein eigenes Gesicht. Am 13. März 1881 warfen Studenten dem Zaren Alexander II. eine Bombe in den Schlitten, die ihm beide Beine abriß. Der Zar verblutete. Die Revolutionäre hofften, nun werde sich nach diesem Signal das Volk befreien und die Republik ausrufen. Das Volk aber betrauerte den Tod des Zaren und verfolgte die Juden, in denen es die Drahtzieher für das Attentat sah.
In Kiew und Odessa stürmte die Menge jüdische Geschäfte, erschlug die Besitzer, plünderte die Regale und zertrümmerte das Inventar. In vielen anderen Orten wiederholte sich in Abständen das gleiche, wofür sogar ein besonderer Name erfunden wurde: Pogrom, was auf deutsch Verwüstung heißt. Zu Hunderten und Tausenden wurden die Juden erschlagen, ertränkt, totgetrampelt. Viele der Überlebenden flohen nach Deutschland, versuchten dort eine Bleibe zu finden oder warteten in Stettin, Bremen und Hamburg auf ein Schiff nach Amerika.
Die Pogrome in Rußland ebbten um die Jahrhundertwende etwas ab, setzten aber nach dem verlorenen Krieg gegen Japan 1905 mit voller Heftigkeit wieder ein, weil sich die Russen diese unerwartete Niederlage nur damit erklären konnten, daß die Juden an allem Schuld hatten.
Die russischen Pogrome und der Dreyfus-Prozeß in Frankreich bestärkten in Deutschland den Zionismus, eine Bewegung, die es sich zum Ziele setzte, den bedrängten und bedrohten Juden eine neue Heimat in ihrer alten Heimat Palästina zu schaffen.
Solche Ideen hatte erstmals der Bonner Schriftsteller Moses Hess 1862 geäußert, doch er war damit bei den deutschen Juden nicht durchgedrungen, die Deutschland als ihre Heimat empfanden und keine andere suchten. Um 1864 bildete sich aber in Berlin die »Gesellschaft für die Kolonisation des Landes Israel«, die in Palästina Land aufkaufen wollte, um dort bessere Lebensmöglichkeiten für die etwa 10000 armen Juden zu schaffen, die in der damals türkischen Provinz unter kläglichsten Bedingungen leben mußten. Als die Verhältnisse im Russischen Reich und in Rumänien für die Juden immer bedrückender wurden, bildeten sich auch in Warschau und Odessa Gruppen, die sich bemühten, den Traum vom Lande Israel zu realisieren. Da es in Rußland unmöglich war, einen zionistischen Kongreß abzuhalten, reisten die Delegierten der russischen Zionisten nach Deutschland und trafen sich in Kattowitz, wo sie 1887 ihren

Dachverband »Chowewe Zion« gründeten, »Freunde Israels«. Sie fanden ihre entschlossensten Gegner unter den orthodoxen Juden, nach deren Überzeugung nur der Messias das Recht hatte, die Juden in der Welt zu sammeln und in ihr Land zurückzuführen.

Die Juden Mitteleuropas waren gern zu jeder Unterstützung zionistischer Bestrebungen bereit und brachten viel Geld auf, um den Ostflüchtlingen eine Heimstatt zu erschließen, fühlten sich selber aber nicht betroffen und wollten bleiben, wo sie waren.



Der österreichische Journalist Theodor Herzl forderte 1895 in seiner programmatischen Schrift »Der Judenstaat« die Abkehr von der Assimilation. 1897 wurde er in Basel zum Vorsitzenden der Zionistischen Vereinigung gewählt. Bis zu seinem Tode 1904 setzte er sich für die Errichtung eines eigenen Staates der Juden ein

Erst der Dreyfus-Prozeß mit seinen beklemmenden Begleiterscheinungen stimmte viele Juden nachdenklich, die sich in ihren Heimatländern längst integriert und trotz gelegentlicher Ärgernisse und antisemitischer Symptome weitgehend sicher glaubten. Wenn hundert Jahre nach der Französischen Revolution ein Ereignis wie der Dreyfus-Prozeß in Frankreich derartige, unterschwellige Ströme von Haß bloßlegen konnte, dann mußte man auch mit schlimmeren Ausbrüchen rechnen.

Der österreichische Journalist Theodor Herzl, in Budapest geboren, in Wien tätig, baute eine umfassende zionistische Organisation auf, die sich auf ihrem ersten Kongreß 1897 in Basel ein Programm gab und die systematische Ansiedlung der Juden in Palästina planmäßig betrieb. Schon 1908 wurde dort die erste sozialistische Bauernsiedlung gegründet, der erste Kibbuz.

Zwei Jahre vorher war mit seinen Eltern ein junger Pole in Palästina eingewandert, David Gruen aus Plonsk. 1948 wurde er unter dem Namen David Ben Gurion Ministerpräsident von Israel. Von den Juden, die zwischen 1881 und 1914 aus Russisch-Polen flüchte-

ten (einen Staat Polen gab es damals nicht), blieben etwa 60000 in Deutschland, wo sie unbeabsichtigt auf ihre Weise einen Beitrag zum Antisemitismus leisteten: Sie waren meist arm, dürftig gekleidet, sprachen Jiddisch, hatten es schwer, eine Beschäftigung zu finden, standen oft in Gruppen in den Straßen und besprachen ihre Misere miteinander. Sie verkörperten einen Typ, den es in Deutschland schon seit wenigstens zwei Generationen kaum noch gab.

Die deutschen Juden waren längst nicht mehr von anderen Deutschen zu unterscheiden, weder in ihrer Sprache noch in ihrem Erscheinungsbild. Nun tauchten auf einmal in den Städten wieder Menschen auf, die sich von den anderen unterschieden und dem Judenbild der Antisemiten entsprachen. Sie waren auch vielen eingesessenen jüdischen Bürgern ein Dorn im Auge. Denn die Ostjuden waren durchwegs orthodox, während die meisten deutschen Juden den Reformgemeinden angehörten, in denen in deutscher Sprache gepredigt wurde und in denen alle Gebete abgeschafft worden waren, die die Heimführung der Juden nach Palästina zum Inhalt hatten.

Im Jahre 1910 hatte das Deutsche Reich 64926000 Einwohner, davon waren 615021 Juden, 0,95 Prozent also. Etwa 60000 von ihnen waren Ausländer, in der überwältigenden Mehrheit Flüchtlinge aus Rußland; 555000 waren Deutsche.

Weltkrieg, Versailles, Saalschlachten

Die Bereitschaft, seine Werkstatt, seinen Schreibtisch, seinen Hörsaal oder sein Geschäft zu verlassen, um das Land, in dem man lebt, mit der Waffe zu verteidigen, ist im allgemeinen ein zuverlässiger Beweis dafür, daß man dieses Land als sein Vaterland empfindet. Als am 1. August 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach, meldeten sich viele Männer freiwillig, Juden wie Christen, Männer aus allen möglichen Berufen, auch Schüler, und von den im Studenten-Kartell-Konvent organisierten 1100 jüdischen Studenten eilten 991 spontan zu den Meldestellen.

Der Mannheimer Rechtsanwalt Dr. Ludwig Frank hätte mit seinen 40 Jahren nicht einzurücken brauchen, und als Reichstagsabgeordneter schon gar nicht. Er zog aber gleich ins Feld und scherzte noch in einem seiner Briefe aus Frankreich: »Ich stehe an der Front wie jeder andere, und ich weiß nicht, ob die französischen Kugeln meine Immunität auch achten. Jetzt ist für mich der einzig mögliche Platz hier in Reih und Glied...«

Er fiel am 3. September 1914 bei



Am 4. September 1914 fiel der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Dr. Ludwig Frank als Kriegsfreiwilliger bei Lunéville

Lunéville.

Der jüngste deutsche Kriegsfreiwillige war der 13jährige Jude Joseph Zippes. Ihm gelang es in den Wirren der Auflösung kurz vor Kriegsende 1918, sich unter ältere Rekruten zu mischen und mit auszumarschieren. Ihm wurden beide Beine abgeschossen.



Von den 96000 jüdischen Soldaten im deutschen Heer, der Marine und der noch ganz jungen Luftwaffe – 10000 hatten sich freiwillig gemeldet – wurden mehr als 2000 zu Offizieren befördert und 19000 zu Unteroffizieren, 12000 fielen. Immerhin bekamen 35000 deutsche Soldaten jüdischen Glaubens Orden und Ehrenzeichen. Die höchste Auszeichnung, den Pour le mérite, verlieh der Kaiser dem Jagdflieger Wilhelm Frankl nach seinem 19. Abschuß. Leutnant Frankl fiel am 12. April 1917.

Die Einstellung zu dem Land, für das sie in den Krieg gezogen waren, wird in zahllosen Briefen gefallener jüdischer Frontsoldaten deutlich. Der Infanterie-Leutnant der Reserve Fritz Mayer schrieb kurz vor seinem Tod an seine Eltern: »...stärker als je lodert in uns die Liebe zum deutschen Vaterland. Daß leider Gottes in der Heimat die ehrlosen Stimmen der Verleumdung noch nicht verstummt sind, vermag uns nicht zu entmutigen. Nur traurig, furchtbar traurig macht uns dies. Was wollen sie denn mehr als unser Blut? – Mögen sie doch an dem vergossenen unserer Glaubensbrüder weitere Rassenstudien treiben. – Die feindlichen Kugeln machen sich mit solcher Unterscheidung keine Mühe. Gott sei Dank.«

Der Vorsitzende der jüdischen Gemeinde von Berlin, Seligmann, begrüßt Kaiser Wilhelm II. vor der Synagoge in der Fasanenstraße

Unteroffizier Henle schrieb ebenfalls kurz vor seinem Tod aus dem Felde: »Ich bin mir der Ehre bewußt, für mein Vaterland an der Front mitkämpfen zu dürfen, und ebenso werde ich nachher an der Front stehen, wenn es heißt, für die Gleichberechtigung unserer Glaubensgenossen einzustehen.«

Während draußen Seite an Seite mit ihren christlichen Kameraden die jüdischen deutschen Soldaten kämpften und fielen, erschien in zahlreichen Zeitungen in der Heimat ein Gedicht unter dem Titel »Die Juden im Weltkriege«. Der Name des Verfassers blieb ungenannt, wahrscheinlich weil es ein Mann war, der aus irgendwelchen Gründen nicht draußen war und diese Tatsache nicht gern preisgeben wollte. Statt dessen stand unter dem Titel in Klammern kleingedruckt: (Nach der Wahrheit.)

In dem Weltenkrieg, dem großen,
Zwischen Deutschen und Franzosen,
Oesterreichern, Japanesen,
Und am Ende noch Chinesen,
Engeländern, Portugiesen,
Den Bulgaren und den Serben,
Und den Belgiern in Antwerpen,
Und wie alle weiter heißen,
Die uns wollen jetzt zerreißen,
Wo so viele Helden bluten,

Drücken sich jetzt nur die Juden.
Überall grinst ihr Gesicht,
Nur im Schützengraben nicht.

Das Gedicht ist unerträglich lang, hier nur noch ein paar Strophenschlüsse:

Heut' sieht man auf allen Straßen
Ihre langen großen Nasen,
Im Theater und Café
Und im Eisenbahncoupé.
Überall grinst ihr Gesicht,
Nur im Schützengraben nicht.
...
Juden sind für uns fürwahr
Schlimmer als die gelb' Gefahr.
Überall grinst ihr Gesicht,
Nur im Schützengraben nicht.

Einer, der sich gleich am ersten Kriegstag an die Front meldete, war Walter von Mossner, und der hatte es gewiß nicht nötig, denn er war schon 68 Jahre alt. Aber er war ein Mann von ungebrochener Vitalität und bekam sofort ein Kommando.

Mossner stammte aus einer Berliner Bankiers-Familie und war als Kind getauft worden. Das heißt, daß er für Juden kein Jude mehr war, für Antisemiten aber immer noch das, was sie »Volljude« nannten.

Als junger Mann hätte Mossner wegen seiner jüdischen Abstammung nicht die geringste Chance gehabt, auch nur Fahnenjunker zu werden. In der ganzen preußischen Armee hatte es wohl in den Befreiungskriegen jüdische Reserveoffiziere, aber nur einen einzigen aktiven Offizier, nämlich den Artillerie-Oberleutnant Meno Burg gegeben. Der war ein so hervorragender Artillerist, Taktiker und Ballistiker gewesen, daß man ihn zum Lehrer an den Artillerie-Offiziersschulen in Danzig und Berlin ernannt, aber wegen seines jüdischen Glaubens erst aus Anlaß seines 65. Geburtstags zum Hauptmann befördert hatte.

Walter Mossner aber wollte aktiver Offizier werden und ließ nicht locker. Er war sportlich, intelligent, gutaussehend, ein Bilderbuch-Kavallerist. Doch das hätte ihm alles nichts genützt, wenn seine Schwester nicht mit dem Grafen Arco verheiratet gewesen wäre, der in Schlesien mehrere Güter und in Berlin einflußreiche Freunde besaß. Graf Arco fand den Gedanken unerträglich, daß ein Junge wie sein Schwager der preußischen Armee verlorengehen sollte, und ließ seine Freunde bei Hofe aktiv werden.

So kam es, daß sich der König von Preußen danach erkundigte, weshalb das Garde-Husaren-Regiment sich so hartnäckig dagegen sträube, diesen talentierten jungen Mossner einzustellen, der alle Voraussetzungen erfüllte. Da konnte das Regiment nicht gut an-



Major Meno Burg war der erste und für lange Zeit der einzige jüdische Offizier der preußischen Armee

ders, es stellte den jungen Mossner ein und mußte sich darauf beschränken, ihm Schwierigkeiten zu machen. Das aber brachte auf die Dauer nichts, er war ein guter Soldat, kameradschaftlich und allgemein beliebt. Außerdem heimste er immer neue Ehren für das Regiment ein, indem er ein Jagdspringen nach dem anderen gewann und überall Preise holte.

Mossner wurde Leutnant, zeichnete sich im Krieg 1870/71 mehrfach aus, wurde Rittmeister, Major, Oberst und Kommandeur des Regiments, das ihn erst nicht hatte haben wollen, wurde Flügeladjutant des Kaisers, Divisionskommandeur, in den Adelsstand erhoben und endlich zum Gouverneur der Reichsfestung Straßburg ernannt. Von dort aus ging er 1912 mit 66 in den Ruhestand nach Heidelberg. 1914 ließ er sich reaktivieren und machte den Ersten Weltkrieg mit bis zum letzten Tag. Über die Niederlage des Vaterlandes kam er nie hinweg. Im November 1918, mit 72, zog er endgültig die Uniform aus.

Er hatte das Glück, den 30. Januar 1933 nicht mehr miterleben zu müssen, jenen Tag, an dem Adolf Hitler Reichskanzler wurde, der Mann, dessen Denken und Planen von den fanatischen Antisemiten seiner österreichischen Heimat angelegt worden war. General Walter von Mossner starb am 20. April 1932 im Alter von 86 Jahren.

Nicht nur dieser General, auch zwei deutsche Politiker jüdischen Glaubens hatten keinerlei Verständnis für die überhastete Kapitulation des deutschen Heeres am 18. September 1918, die von vornherein alle Möglichkeiten verbaute, aus der Katastrophe noch etwas zu retten. Beide sahen später in den Bedingungen des Versailler Vertrages nicht nur eine unnötige Demütigung der besiegten Deutschen, sondern vor allem eine Gefahr für den Frieden Europas in der Zukunft. Walther Rathenau und Max Warburg hielten den Haß für eine untaugliche politische Triebkraft. Die Behandlung der besiegten Deutschen mußte Emotionen wecken und konnte Menschen mit normal entwickeltem Nationalgefühl in die Ecke des Rechtsextremismus treiben.

Der erfahrene Wirtschaftsführer Walther Rathenau beschwor die deutsche Regierung, hart zu verhandeln. Der damalige Reichskanzler Prinz Max von Baden nannte Rathenaus Aufruf den »Herzensschrei eines großen Patrioten«. Aber gegen alle noch so überzeugenden Argumente Rathenaus stellten seine Feinde das einzige Gegenargument: Er ist Jude.

Auch der Hamburger Bankier Max Warburg, der als Mitglied der Waffenstillstandsdelegation die Lage überblicken konnte wie wenige andere, begriff nicht, weshalb die ursprünglich so kriegsfreudige Oberste Heeresleitung auf einmal in Panik geriet und Hals über Kopf aufgeben wollte. Warburg erklärte dem Reichskanzler Prinz Max: »Ich weiß, daß mein einziger Sohn, der gerade ausgebildet wird, in vier Wochen im Schützengraben sein wird, dennoch beschwöre ich Sie: Machen Sie jetzt nicht Schluß!«

Als die Katastrophe unabwendbar war, brauchte man Leute, die versuchen sollten, aus der Konkursmasse wenigstens noch etwas zu retten, und nun holte man auch Juden ins Kabinett.

Als dann aber der Versailler Vertrag unterschrieben wurde, ohne daß auch nur der Versuch gemacht worden war, etwas maßvollere Bedingungen auszuhandeln, traten die drei jüdischen Minister der Reichsregierung, Dernburg, Landsberg und Preuß, unter Protest gegen diesen Mangel an politischem Weitblick zurück.

Keiner von ihnen war ein unbelehrbarer Nationalist, der die Schwere der Niederlage nicht einsehen wollte. Sie alle waren Pragmatiker mit einem sicheren Gespür für die Möglichkeiten und einem klaren Blick für die Gefahren der Zukunft.

Der Staatsrechtler Prof. Dr. Hugo Preuß war der Mann, der die Weimarer Verfassung konzipierte für ein demokratisches Deutsches Reich, in dem Preußen nicht mehr die alles beherrschende Macht sein sollte.

Weder für den Ausbruch noch für den Verlust des Krieges konnte ein Jude verantwortlich gemacht werden. Keiner hatte eine Position im Reichskabinett oder in der Obersten Heeresleitung innegehabt. Keiner hatte den Kaiser gestürzt, Wilhelm II. war von seinem Hauptquartier in Belgien direkt in ein holländisches Asyl retiriert, ohne sich noch einmal in der Reichshauptstadt Berlin sehen zu lassen, in der seine Ahnen immerhin fast 500 Jahre lang residiert hatten.

Nein, die Juden hatten auf das Debakel des Jahres 1918 keinen Einfluß gehabt. Sie hatten mitgekämpft, mitgelitten, mitgehungert, mitgezahlt, und sie waren mitgestorben. Am Ende wurden sie auch mit vertrieben.

Viele von ihnen verloren ihre Heimat und erlitten damit ein typisch deutsches Nachkriegsschicksal. Die Provinzen Posen und Westpreußen, in denen besonders viele deutsche Juden lebten, wurden bei der Neuordnung Europas Polen zugeschlagen.

Polen hatte rund 100 Jahre nicht existiert und wurde nun aus verschiedenen Teilen zusammengefügt, von denen jeder eine andere Entwicklung durchgemacht hatte und von anderen Völkern bewohnt wurde, von Slowaken und Litauern, Ukrainern, Deutschen und Weißruthenen. Das neugeschaffene Polen wurde zu einem Drittel von Minderheiten bewohnt und zu zwei Dritteln von Polen.

In der einstigen Provinz Westpreußen lebten 61 Prozent Deutsche. In kurzer Zeit erreichten es die Polen, daß der deutsche Anteil auf 20 Prozent sank. Der Rest flüchtete ins Reich. Ähnlich ging es in der Provinz Posen, in der 39 Prozent Deutsche gelebt hatten, deren Anteil bald nur noch 13 Prozent betrug.

Viele der Juden, die zum Bürgertum dieser Gebiete zählten, fühlten sich als Deutsche, optierten für Deutschland, ließen alles zurück, was sie nicht mitnehmen konnten, und suchten Zuflucht im Reich, in Schlesien, Ostpreußen, Pommern und besonders in Berlin, das für sie als Preußen ja nicht nur Reichshauptstadt, sondern vor allem ihre Landeshauptstadt war.

Die Hoffnung, dort eine neue Heimat zu finden, wurde bitter enttäuscht. Die Lebensbedingungen nach dem verlorenen Krieg waren kläglich, die Chancen gleich Null. Viele obdachlose Juden standen auf den Straßen herum, weil sie nicht wußten, wohin sie sich wenden sollten, und sie erregten den Zorn der Nichtjuden, die in derselben verzweifelten Lage waren.

Hinzu kam eine Gruppe, die vorher nie aufgefallen war: Mehr als 15000 jüdische Arbeiter aus den besetzten Ostgebieten, die in großen Fabrikbetrieben des Reiches für die Kriegsproduktion eingesetzt worden waren und in Baracken abseits der allgemeinen Wohnbezirke gelebt hatten. Nun gab es keine Arbeit mehr, sie wollten nicht nach Rußland zurück und suchten hier einen kleinen Verdienst. Sie sprachen Jiddisch, konnten sich also verständigen, fielen aber sofort als Fremde auf und weckten Aggressionen bei den Menschen, die nicht fassen konnten, daß der Krieg verloren war, und die nun nach Schuldigen suchten.

Das Wort »Die Juden sind an allem schuld« war so eingängig. Man konnte es mühelos wiederholen, ohne nachdenken zu müssen. Die antijüdische Kampagne lebte von Schlagworten wie »Die Juden sind Halsabschneider!«; »Die Juden sind geil!«; »Die Juden sind feige! Als wir an der Front waren, trieben sie es mit unseren Mädchen.«; »Die Juden sind arbeitsscheu und können nur schachern!«

Aus dem Jahre 1907 liegt eine genaue Statistik vor über die soziale Gliederung der deutschen Juden. Danach waren 66862 jüdische Arbeiter registriert und 36376 Angestellte. Wenn der prozentuale Anteil des Juden an den akademischen Berufen besonders groß war, dann lag es an ihrer Intelligenz und daran, daß nach jüdischem Verständnis der Gelehrte besonders hoch im Ansehen steht.

Nach dieser Statistik von 1907 waren – bei nicht ganz einem Prozent jüdischem Anteil an der Gesamtbevölkerung – 4,28 Prozent der deutschen Richter und Staatsanwälte Juden, 6,01 Prozent der Ärzte, 8,13 Prozent der Schriftsteller und Journalisten, 14,67 Prozent der Rechtsanwälte, Notare und Patentanwälte. Diese Zahlen erregten oft den Ärger nichtjüdischer Kollegen, die weniger erfolgreich waren.



Rosa Luxemburg gründete 1917 gemeinsam mit Karl Liebknecht den kommunistischen »Spartakusbund«. Am 15. Januar 1919 wurden beide von Rechtsextremisten umgebracht

In ihrer politischen Einstellung waren die Juden keineswegs eine Einheit, geschweige denn eine organisierte Macht. Der »Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens« hatte am 27. September 1893 das Verhältnis der deutschen Juden zum Staat eindeutig so formuliert: »Wir deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens stehen fest auf dem Boden der deutschen Nationalität. Unsere Gemeinschaft mit den Juden anderer Länder ist keine andere als die Gemeinschaft der deutschen Katholiken oder Protestanten mit den Katholiken oder Protestanten anderer Länder. Wir erfüllen als Staatsbürger freudig unsere Pflicht und halten fest an unseren verfassungsmäßigen Rechten. Wir gehören als Juden zu keiner politischen Partei. Die politische Meinung ist, wie die religiöse, Sache des einzelnen.«

Viele deutsche Juden waren Sozialdemokraten, die meisten traditionell Liberale, in der Über-

zeugung, es müsse Grundsatz jeder intakten Gemeinschaft sein, das Eigenleben, die Eigenarten und das Eigentum des einzelnen zu achten und zu schützen. Viele wählten auch die Deutsche Volkspartei, die ursprünglich »Nationalliberale Partei« geheißen hatte und zu deren Leitsätzen das Bekenntnis zum Deutschtum gehörte. Der Hauptmann a. D. Dr. Leo Löwenstein etwa und alle Mitglieder des »Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten«, dessen Vorsitzender er war, ließen an ihrem Deutschtum nie einen Zweifel.

Links standen Männer wie die revolutionären Schriftsteller Erich Mühsam und Ernst Toller und Frauen wie Rosa Luxemburg, die aus Russisch-Polen stammte und in Zürich studiert hatte. Sie sah in Deutschland ihr ideales Wirkungsfeld, gründete mit Karl Liebknecht den kommunistischen »Spartakusbund« und wurde gemeinsam mit ihm am 15. Januar 1919 in Berlin ermordet.

In diesem Januar gründete in München ein Mann namens Drexler die »Deutsche Arbeiterpartei«. Bald gesellte sich ihm ein österreichischer Gelegenheitsarbeiter bei, der Adolf Hitler hieß und sich in kurzer Zeit als Naturtalent der Demagogie erwies. Zwei Jahre später übernahm Hitler die Führung dieser politischen Gruppe und nannte sie nun »Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei«. Die NSDAP wurde zum Sammelbecken für alle möglichen Vereinigungen, die das gemeinsame Ziel hatten, die Weimarer Verfassung zu beseitigen, die parlamentarische Demokratie, den Rechtsstaat. Und sie waren sich einig im bedingungslosen Haß gegen alle Juden. Die Leitfigur der NSDAP war der General Ludendorff, dessen Frau Mathilde eine fanatische Antisemitin war, die den ursprünglich unpolitischen General heftig indoktrinierte.

Im Jahr 1922, als Adolf Hitler die Führung der NSDAP übernommen hatte, schrieb der Germanist und Hölderlin-Forscher Wilhelm Michel: »Das ist der heutige Antisemitismus: Das geschwungene Messer, das wütende Gekeif, die Bereitschaft zu jeder Art von Kanibalismus, die brüllende Herde, und ganz im Hintergrund das wonnig feige Gefühl, jederzeit in der verantwortungslosen Masse verschwinden zu können.«

Die deutschen Burschenschaften beschlossen 1920 in Eisenach, keine »Juden oder Judenstämmlinge« mehr aufzunehmen. Der »Cartellverband der katholischen farbentragenden deutschen Studentenverbindungen« erließ die Bestimmung: Hinderungsgrund

für die Aufnahme in den CV bildet semitische Abstammung, nachwirkbar bis auf die Großeltern.«
Das bedeutete, daß ein Student, dessen jüdische Großeltern gläubige Katholiken geworden waren, in diesen katholischen Studentenverbindungen nicht aktiv werden konnte.
Wasser auf die Mühlen der Antisemiten waren zwei Schieberprozesse in den zwanziger Jahren, in die aus dem Osten nach Berlin geflüchtete Juden verwickelt waren, der Barmat- und Kutisker-Prozeß. Daß da zwei Schieber miese Geschäfte gemacht hatten, führte wieder zur Wiederholung der uralten Formel: »Die Juden sind an allem schuld!«

Der Kampf der NSDAP um Berlin begann. Gauleiter Joseph Goebbels führte ihn mit allen Mitteln. Seine negative Bezugsperson war der jüdische Polizei-Vizepräsident Bernhard Weiss, den Goebbels nur »Isidor« nannte.
Weiss war im Krieg gewesen – Goebbels nicht –, war mit dem EK I ausgezeichnet worden und zum Rittmeister avanciert, ein preußischer Beamter durch und durch, entschlossen, Recht und Gerechtigkeit durchzusetzen. Goebbels haßte ihn, weil Weiss sich weigerte, nach Straßenschlachten die Männer der SA bevorzugt zu behandeln gegenüber denen des Rotfrontkämpferbundes oder des Reichsbanners.

Hinter den
Feindmächten:
der Jude

Die »Endlösung« und ein neuer Beginn

In Goebbels' »Angriff« vom 21. Januar 1929 stand zu lesen: »... Wir Nationalsozialisten sind bis ins letzte über seine (des Juden) Wesenheit orientiert und haben den Mut, unsere radikalen Schlüsse zu ziehen... Man kann den Juden nicht positiv bekämpfen. Er ist ein Negativum, und dieses Negativum muß ausradiert werden aus der deutschen Rechnung!«

Im März 1930 brachten die Abgeordneten der NSDAP im Deutschen Reichstag ein Gesetz ein unter dem Titel »Zum Schutz der Deutschen Nation«. Der Paragraph 5 lautete: »Wer durch Vermischung mit Angehörigen der jüdischen Blutgemeinschaft... zur rassischen Verschlechterung und Zersetzung des deutschen Volkes

»Der Jude« war alles Böse der Welt: Wallstreet-Kapitalist und Bolschewist, Frauenschänder und Ritualmörder. Presse, Rundfunk und Wochenschau wurden in den Dienst der Volksverhetzung gestellt. Von der »Endlösung« sprach keiner, sie wurde im Geheimen geplant und im Verborgenen durchgeführt

beiträgt... wird wegen Rassenverrats mit Zuchthaus bestraft.«

Der Antrag löste im Plenum nur Kopfschütteln aus.

Am 2. Mai 1931 rotteten sich Studenten vor der Berliner Universität zusammen, bedrohten alle jüdischen Kommilitonen, die hinein wollten, und wenn diese sich davon nicht beirren ließen, schlugen sie sie zusammen. Viele mußten in die Charité geschafft werden. Es waren auch Mädchen und Frauen dabei.

Immer wieder endeten Wahlversammlungen und Aufmärsche mit blutigen Schlägereien, Messerstechereien, Schießereien. Immer wieder gab es Tote und Verwundete. Der Polizei-Vizepräsident Weiss mit seinem tief eingewurzelten Ordnungssinn und besessen von dem Glauben, den Rechtsstaat retten zu können, jagte oft zusammen mit den Polizisten los, wenn irgendwo eine Straßenschlacht gemeldet wurde, und warf sich ins Gewühl, um die Leute auseinanderzudrängen und zur Vernunft zu bringen, die oft aus denselben Straßen stammten, oft sogar aus

denselben Häusern, und haßerfüllt aufeinander einschlugen.
Als Reichskanzler von Papen das »Kabinett der Nationalen Konzentration« bildete und das SA-Verbot, das sein Vorgänger Brüning erlassen hatte, wiederaufhob, mit einem Staatsstreich die preußische Regierung Braun absetzte und als »Reichskommissar« selber die Regierungsgeschäfte in Preußen übernahm, fiel auch Bernhard Weiss diesem Umsturz zum Opfer, wurde abgesetzt und floh über die Tschechoslowakei nach England.
Es war nur noch eine Frage der Zeit, wann Hitler in die Reichskanzlei einzog.
Die Nationalsozialisten hatten ihren Judenhaß immer wieder unmißverständlich in Büchern und Broschüren, in Zeitungen und Wahlreden bekundet. Unklar war nur, was sie von ihren Drohungen realisieren würden, wenn es ihnen gelang, an die Macht zu kommen. Als Hitler von dem amerikanischen Journalisten Wiegand interviewt wurde, erklärte er: »Ich bin nicht dafür, daß die Rechte der Juden beschnitten werden.« Aber das stand in krassem Widerspruch zu seinem programmatischen Werk »Mein Kampf« und hatte nur den Sinn, die Weltöffentlichkeit zu täuschen.
Niemand wollte glauben, daß es einem Menschen ernst sein könnte mit Ideen, die so unsinnig und so unmenschlich waren. Aber sie wurden immer intensiver verbreitet. »Der Stürmer«, das antisemitische Hetzblatt des fränkischen Gauleiters Julius Streicher, wärmte alle mittelalterlichen Ritualmord-Legenden wieder auf, im krampfhaften Bemühen, sie zu aktualisieren. Schon lange vor der Machtergreifung führten die Nationalsozialisten ihren aktiven Kampf gegen die deutschen Juden. Seit 1923 wurden ständig auf Judenfriedhöfen Grabsteine beschmiert, umgeworfen, zerschlagen, bei Nacht, von dunklen Gestalten: »...im wonnig feigen Gefühl, jederzeit in der verantwortungslosen Masse verschwinden zu können...«
Es war nicht schwer, in dieser Zeit Haß zu säen. Die Arbeitslosen standen in langen Schlangen vor den Zahlstellen, in denen sie ihre Unterstützung empfingen. Im Jahr 1932 hatte die Arbeitslosigkeit ihren höchsten Stand erreicht: 6128429 Männer und Frauen waren auf die Hilfe des Staates angewiesen. Aber auch viele kleine Geschäftsleute, Selbständige, die kaum ihr Existenzminimum hatten, konnten sich nicht mehr halten und mußten ihre Läden dichtmachen. Der fragwürdige Glanz der »Goldenen Zwanziger Jahre« war nur die dünne Folie über dem gro-



Reichspräsidentenwahl 1932. Der Maler Max Liebermann auf dem Weg zur Stimmabgabe

ßen Elend. Der Demagoge hatte es leicht mit seinem »Die Juden sind an allem schuld! Seht sie doch in den Bars, in den Tanzpalästen! Sie verstehen es immer, den Rahm abzuschöpfen!«
Daß auch jüdische Arbeiter und Angestellte arbeitslos waren, daß auch jüdische Einzelhändler und Handwerker ihre Läden schließen mußten, wurde nicht zur Kenntnis genommen. Daß wieder ein langer Zug trauriger Gestalten in den Hamburger und Bremer Auswandererhallen verschwand, um dem Elend zu entkommen und drüben in Amerika eine neue Heimat zu suchen, vollzog sich unbeachtet von der Öffentlichkeit.
Durch die Städte marschierten Männer in Braunhemden und riefen im Chor: »Deutschland erwache! – Juda verrecke!« Und dann sangen sie auch: »Ja, wenn das Judenblut vom Messer spritzt, dann geht's noch mal so gut.«
Die Städte hungerten und blühten zugleich. Sie litten Not und bewiesen, daß sie leben wollten, und jeder in ihnen nach seinen Möglichkeiten. Der große Krieg war vorbei und die Inflation, die ihm gefolgt war. Jetzt war es die Arbeitslosigkeit, die alle bedrückte. Keiner wußte, wie es weitergehen sollte. Wann wurde schon mit solcher Besessenheit Theater gespielt, Oper, Operette, Kabarett, Varieté, Tingeltangel? Wann wurde mit solcher Besessenheit getanzt, in Etablissements, die sich durchweg »Palast« nannten, in Ballhäusern, Kellerkneipen und Vorstadtschuppen? Keiner konnte wissen, wann alles wieder kaputtging. Man besuchte Konzerte, Vorträge, diskutierte, las Bücher und Zeitungen mit der gleichen Leidenschaft, mit der sie geschrieben worden waren. Vieles war fadenscheinig am Glanz dieser Zeit, das Engagement der Menschen aber war echt.
Berlin war ein Zentrum, nicht nur Deutschlands. Zweimal konnte die Stadt in den zwanziger Jahren eines Jahrhunderts zeigen, was an Möglichkeiten in ihr steckte, und beide Male hatten die deutschen Juden ihren Anteil daran. Im neunzehnten Jahrhundert waren die drei schönen Jüdinnen der Mittelpunkt gewesen, um den herum sich alles kristallisiert hatte, was Gesicht und Talent besaß. Jetzt waren Theater und Opernhäuser, Konzertsäle und Redaktionen die Zentren. Da wirkten die Dirigenten Bruno Walter und Otto Klemperer, die Regisseure Max Reinhardt und Leopold Jessner, die Schauspieler Fritz Kortner und Ernst Deutsch, die Operetten-Komponisten Oscar Straus und Paul Abraham, die Operetten-Stars Richard Tauber und Gitta Alpar. Dann die vielen Dichter,

Schriftsteller und Journalisten, wie Tucholsky und Döblin, Lion Feuchtwanger und Jakob Wassermann. Die Buchläden waren voll. Verleger wie Ullstein und Fischer zogen mit sicherem Instinkt die großen schriftstellerischen Talente des In- und Auslands an. Zeitungen und Illustrierte erlangten internationale Bedeutung. Vicky Baum schrieb glänzende Unterhaltungsliteratur, Richard Katz und Erwin Kisch beste Reiseberichte, Alfred Kerr und Arthur Eloesser brillante Kritiken. Es schien, als wollte das deutsche Judentum, noch einmal, vor seinem Untergang, die reichen Facetten seiner Talente und seines Wesens zeigen. Ständig rochierend zwischen Wien und Berlin, zwischen Prag und München, zwischen Budapest und Frankfurt überspielten die deutschen Juden die politischen Grenzen. Sie taten mehr als die kulturelle Szene zu beleben: Sie hielten zusammen, was die geschichtliche Entwicklung getrennt hatte.

Aber Unter den Linden in Berlin, wo einst Prinz Louis Ferdinand und die Brüder Humboldt mit den drei schönen Jüdinnen und ihrem großen Freundeskreis flaniert hatten, marschierten nun Männer in Braunhemden und sangen ihre bedrohlichen Kampflieder.

Seit dem September 1930 saßen schon 107 Abgeordnete der NSDAP im Reichstag. Am 30. Januar 1933 kam Hitler an die Macht. Er hatte nicht die absolute Mehrheit, aber er fand am rechten Flügel des Hauses Koalitionspartner und wurde Reichskanzler.

Am 22. Februar 1933 wurde in Preußen die Polizei durch Hilfspolizei verstärkt. Das waren vorwiegend Männer in brauner SA-Uniform mit weißer Armbinde. Den ›Alten Kämpfern‹ aus Straßen- und Saalschlachten wurde der Schutz von Recht und Ordnung in die Hand gegeben.

Fünf Tage später brannte der Reichstag. In der Nacht vom 27. auf den 28. Februar verhafteten Polizei und Hilfspolizei 4000 Kommunisten. Sie wurden keinem Untersuchungsrichter vorgeführt, sondern in die neu eingerichteten Konzentrationslager gebracht.

Die Reichstagswahl am 5. März 1933 brachte den Nationalsozialisten immer noch nicht die erwartete absolute Mehrheit, aber immerhin 43,9 Prozent der abgegebenen Stimmen.

Der 21. März war der »Tag von Potsdam«: In der Garnisonskirche, vor den Särgen preußischer Könige, unter den verschlissenen Fahnen preußischer Regimenter erteilte der 85jährige Reichspräsident und Generalfeldmarschall von Hindenburg dem Reichskanz-

ler Adolf Hitler, dem mehr als die Hälfte des deutschen Volkes immer noch ablehnend gegenüberstand, so etwas wie den preußischen Segen. Der feierliche Akt hatte vor allem den Sinn, den tiefsitzenden Widerwillen der Reichswehr und der alten preußischen Offiziers- und Beamtenfamilien gegen den obskuren Österreicher abzubauen, der protokollgerecht im Cut erschienen war, mit dem Eisernen Kreuz auf der Brust. Die große Darbietung war ein Erfolg. An demselben Tage erließ Hitler die »Heimtücke-Verordnung«, die jedes kritische Wort über ihn und seine Regierung, geschrieben wie gesprochen, unter schwere Strafe stellte. Das war das Ende der Pressefreiheit.

Am 23. März 1933 beschloß der Reichstag, gegen die Stimmen der Sozialdemokraten – die Kommunisten waren schon ausgeschlossen –, das sogenannte Ermächtigungsgesetz. Das bedeutete, Hitlers Regierung konnte nun machen, was sie wollte, ohne sich vor dem Parlament verantworten zu müssen.

In dieser Woche drangen in Bres-



Reichskanzler Hitler, Reichspräsident von Hindenburg und der preußische Ministerpräsident Göring bei der Feier am Tannenberg-Denkmal im August 1933. Ein Jahr später starb Hindenburg und Hitler machte sich zum »Führer«



lau mehrfach Männer in Gerichtssäle ein, schlugen jüdische Richter, Staatsanwälte und Rechtsanwälte zusammen, schleiften sie aus dem Gerichtsgebäude und warfen sie auf die Straße. Polizei und Hilfspolizei hinderten sie nicht.

Am 29. März 1933 verfügte die Parteileitung der NSDAP im »Völkischen Beobachter« einen Generalboykott aller jüdischen Ärzte, Rechtsanwälte und Geschäfte in Deutschland, der laut Paragraph 8 dieses minuziös ausgearbeiteten Einsatzbefehls schlagartig Samstag, den 1. April, Punkt 10 Uhr vormittags, begann. Vor allen Geschäften, Kanzleien und Praxen zogen SA- und SS-Männer auf und drängten jeden, der sich in die Häuser begeben wollte, auf die Straße zurück.

Am 1. April 1933 leitete Joseph Goebbels, der inzwischen zum Reichspropagandaminister ernannt worden war, den Boykott jüdischer Geschäfte in Berlin ein. Die ersten Juden verschwanden bei Nacht und Nebel und wurden in neu ausgebaute Konzentrationslager gebracht.

Das alles war nur ein Anfang. Die Leute, die sich bis dahin auf antisemitische Pamphlete hatten beschränken müssen, bekamen nun das Recht, Gesetze zu erlassen, nach denen das Volk regiert wurde, das sich nicht ungern das »Volk der Dichter und Denker« nennen ließ.

Heute wissen alle ganz genau, daß es so hat kommen müssen. Damals wollten viele nicht glauben, daß es so kommen würde.

Der Historiker Philipp W. Fabry schreibt in seinem Werk »Mutmaßungen über Hitler«: »Je mehr ich mich mit diesem Problem beschäftigte, um so zweifelhafter wurde es für mich, ob es vor 1933 überhaupt möglich war, Hitler und das Wesen seiner ›Ideologie‹ richtig zu deuten. Aus der Rückschau sieht manches anders aus.«

Professor Dr. Hans-Joachim Schoeps, Deutscher und Jude, der am Tag der Machtergreifung 24 Jahre alt wurde, erinnert sich: »Keinem Menschen war es 1933 bis 1935 möglich, die Verbrechenstaten, die die Nationalsozialisten einmal begehen würden, auch nur im entferntesten vorauszuahnen. Wer so etwas behauptet, ist ein Lügner...«

Und selbst ein Mann wie der Religionsphilosoph Leo Baeck sah die Situation im März 1933 noch so: »Die nationale deutsche Revolution, die wir durchleben, hat zwei ineinandergehende Richtungen: Der Kampf zur Überwindung des Bolschewismus und die Erneuerung Deutschlands... Der Bolschewismus ist, zumal in seiner Gottlosenbewegung, der heftigste

und erbittertste Feind des Judentums. Die Ausrottung der jüdischen Religion ist in seinem Programm... Die Erneuerung Deutschlands ist ein Ideal und eine Sehnsucht innerhalb der deutschen Juden...« Als Rabbiner in Berlin kannte Leo Baeck die Nöte der aus dem Osten in die Reichshauptstadt geflohenen Juden. Von den kommenden Nöten der deutschen Juden konnte er noch keine Ahnung haben. Und unter der Erneuerung Deutschlands verstand er etwas ganz anderes als die Nationalsozialisten.

Es gab aber auch warnende Stimmen. Seit dem Frühjahr 1932 kursierte in Berlin eine Broschüre unter dem Titel »Justizdämmerung«. Sie wurde viel gelesen, heftig diskutiert und rasch über das ganze Reich verbreitet. Als Verfasser zeichnete ein Eike von Repkow, eindeutig ein Pseudonym, das auch als solches erkannt werden sollte. Jeder wußte, daß Eike von Repkow der Verfasser des »Sachsenspiegels«, also ein Mensch des dreizehnten Jahrhunderts gewesen war.

In diesem Buch wurde auf 120 Seiten an Hand von historischen und zeitgeschichtlichen Beispielen eine Entwicklung aufgezeichnet, die folgerichtig zum Schlußkapitel »Die Justiz des Dritten Reiches« und an dessen Ende zu der prophetischen Erkenntnis führte: »Unmenschliche Roheit und hemmungslose Mordlust – das Kennzeichen der Blutjustiz des Dritten Reiches.«

Der Mann, der schon ein Jahr vor Hitlers Machtübernahme zu solchen Erkenntnissen gekommen war und es für seine Pflicht hielt, sie allen Deutschen mitzuteilen, war der damals gerade einunddreißigjährige Oberregierungsrat Dr. Robert Kempner, Justitiar der Polizeiabteilung im Preußischen Innenministerium. Er hatte seine Arbeit mit Wissen des Staatssekretärs Dr. Abegg verfaßt und auf Wunsch seines direkten Vorgesetzten, Ministerialdirektor Dr. Klausener, ein Pseudonym gewählt.

Bald nach Hitlers Machtübernahme wurde Kempner vom Dienst suspendiert, verhaftet, wieder freigelassen. Er entkam über Italien in die USA, kehrte 1945 in die Heimat zurück und wurde stellvertretender Hauptankläger der USA bei den Nürnberger Prozessen.

Die deutschen Juden bildeten keine Einheit. Zwischen den aus dem Osten ins Reich geflüchteten vorwiegend orthodoxen und den meist liberalen Juden, die seit Generationen in ihren deutschen Heimatstädten lebten, gab es erhebliche Unterschiede. Und dann



waren da noch die Getauften, die sich selbst nicht mehr als Juden empfanden und von den Juden auch nicht als ihresgleichen angesehen wurden, die aber jüdischen Familien entstammten, deren Vorfahren in jüdischer Sitte und Überlieferung gelebt hatten und die in den Augen der Nationalsozialisten Juden blieben.

Auch im politischen Selbstverständnis gab es Spannungen. Die Zionisten unter den deutschen Juden sahen im Judentum nicht nur eine religiöse Frage. Sie fühlten sich als Angehörige einer Nation, die nur noch ihre alte Heimat Israel wiedergewinnen mußte. Ihnen gegenüber standen jene, die in ihrer deutschen Heimat verwurzelt waren und sich ebenso zu ihrem Judentum wie zu ihrem Deutschtum bekannten, ganz gleich, welcher politischen Partei sie zuneigten.

In der ersten Zeit nach der nationalsozialistischen Machtübernahme, als noch nicht abzusehen war, wie sich das neue System tatsächlich in der Praxis des täglichen Lebens auswirken würde, blieben die deutschen Juden keineswegs passiv. Ihre zahlreichen Verbände und Gemeinden gründeten zur Straffung ihrer Organisation einen Dachverband, die »Reichsvertretung des deutschen Juden«. Der Berliner Dr. Leo Baeck und der Stuttgarter Ministerialrat Dr. Otto Hirsch übernahmen den Vorsitz. Der Theologe und der Jurist waren Männer, die sich unbedingt zu Deutschland bekannten und, wie viele andere Deutsche, im Nationalsozialismus mit seinen radikalen Thesen nur die Symptome einer zeitweiligen Erkrankung sahen, die es zu überwinden galt.

Die jüdischen Frontsoldaten – zu denen auch Feldrabbiner gehörten –, unter dem Vorsitz von Hauptmann a. D. Leo Löwenstein, entschlossen sich, genau das zu tun, was sie vier Jahre lang draußen gelernt hatten: die Stellung zu halten. Löwenstein: »Wir haben den heißen Wunsch, unsere ganze Kraft, unser Leben und Wirken für den nationalen Wiederaufbau Deutschlands einzusetzen!« Die gleiche Haltung zeigte der »Verband Nationaldeutscher Juden« unter seinem Präsidenten Dr. Max Naumann.

Auch in der bündischen Jugend gab es eine jüdische Gruppe, »Deutscher Vortrupp«. Ihr Vorsitzender, Hans-Joachim Schoeps, arbeitete eine Denkschrift über die Lage der Juden in Deutschland

Dr. Robert Kempner, Jurist im preußischen Innenministerium, warnte 1932 in einer Denkschrift vor der Willkür der Nationalsozialisten. 1933 mußte er fliehen und ging in die USA. 1945 wurde er einer der Ankläger bei den Nürnberger Prozessen. Kempner lebt heute als Rechtsanwalt in Frankfurt

aus, über die Möglichkeiten, ihnen zur Chancengleichheit zu verhelfen und sie voll in die Gesellschaft zu integrieren.

Zu dieser Zeit waren in Deutschland von 115 000 jüdischen Lohnempfängern 30 000 arbeitslos. Von den 170 000 Berliner Juden waren 40 000 auf Fürsorgeunterstützung durch ihre Gemeinden angewiesen. Außer den rund 500 000 deutschen Juden lebten im Reich noch 108 000 jüdische Flüchtlinge aus Rußland und Polen. Nicht nur Angst und Not hatten sie hergetrieben, sondern auch die alte Anziehungskraft, die Deutschland immer als kulturelles und wirtschaftliches Zentrum auf die Juden aus Polen und Rußland ausgeübt hatte. Sie wollten hier studieren, Handel treiben, Theater spielen, Journalisten werden, ihren Beruf ausüben.

Mit all diesen Problemen setzte sich Dr. Schoeps' Memorandum auseinander. Er übergab es einem Beamten in der Reichskanzlei und bat um ein Gespräch mit Adolf Hitler.

Die Antwort kam wenig später schriftlich. Der Reichskanzler ließ in einem höflichen Brief mitteilen, er sehe sich wegen Arbeitsüberlastung zu seinem Bedauern außerstande, den Führer des »Deutschen Vortrupps« zu einem Gespräch zu empfangen.

Nein, zu jener Zeit, als Hitler noch höfliche Briefe an die Juden schrieb, konnte niemand mit Sicherheit voraussehen, wie sich die Dinge einmal entwickeln würden. Der Revolutionär war legitimiert. Als Reichskanzler machte er die Politik des Landes, das mit seinen 66 Millionen Menschen trotz Niederlage und Entwaffnung immer noch einen Machtfaktor in Europa darstellte und gerade jetzt mit sechs Millionen Arbeitslosen in einer schweren Krise steckte.

Die Welt blickte auf den Mann, der gelobte, diese Krise zu meistern, blickte auf diesen abenteuerlichen österreichischen Gelegenheitsarbeiter, dem es mit seiner geradezu dämonischen Gabe, Menschen in seinen Bann zu ziehen, gelungen war, sich als Ausländer ein Jahr nach Erwerb der deutschen Staatsbürgerschaft zum Führer dieser 66 Millionen Deutschen aufzuschwingen.

Viele rechneten jetzt, da er sein Ziel auf legalem Wege erreicht hatte, nicht mehr damit, daß er all die dumpfen Drohungen wahrmachen würde, die er während seines Wahlkampfes mit grollender Stimme ausgestoßen hatte. Die Welt beobachtete ihn interessiert und wartete ab. Schließlich teilte nur weniger als die Hälfte der Deutschen die radikalen Ansichten der Nationalsozialisten.



In Hunderten deutscher Ortschaften wurden 1935 solche Schilder aufgestellt (Aufnahme aus Schwedt an der Oder)

Diese Ansichten hatte Hitler während seiner Landsberger Festungshaft in seinem programmatischen Buch »Mein Kampf« festgelegt. Eine Ablagerung halbverarbeiteter Lehrbuchlektüre und mühsam geordneter Gedankengänge, Niederschlag von Ressentiments und Verdrängungen eines talentierten Mannes, der sich vom Schicksal unter Wert behandelt fühlte.

Bald wurde klar, daß dieses Buch seinen Kurswert mit der Machtübernahme nicht verloren hatte. Es blieb das Dogma der ergebenen Nationalsozialisten und wurde auf einem ganz natürlichen Weg breit im Volk verstreut: Jedes junge Paar, das heiratete, bekam ein Exemplar »Mein Kampf« feierlich überreicht. So verschaffte der Staat seinem Führer neben dem Propagandaerfolg noch die Einkünfte aus einer Millionenauflage, und wenn auch die Flitterwochen nicht gerade die günstigste Zeit für diese Lektüre waren, das Buch blieb ja im Haus.

Es war wie vor einem Erdbeben oder vor einer Sturmflut: Je näher die Katastrophe kam, um so weniger wollten die Menschen an die tödliche Gefahr glauben. Als sie die ersten Anzeichen wahrnahmen, glaubten viele, das sei es schon gewesen, schlimmer könne es nun nicht mehr kommen.

Am 7. April 1933 erließ die Reichsregierung das »Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums«. Das bedeutete praktisch, daß Beamte jüdischen Glaubens oder jüdischer Abstammung kurzfristig entlassen werden konnten. Hindenburg setzte aber noch durch, daß wenigstens Schwerkriegsbeschädigte und Frontkämpfer im Amt blieben.

Am 13. April lieferten die deutschen Studentenschaften in ihren »Zwölf Thesen« das Bekenntnis, daß sie voll auf der gewünschten Linie lagen: »...unser gefährlichster Widersacher ist der Jude...« und: »...der Jude kann nur jüdisch denken, schreibt er deutsch, dann lügt er...« und: »...wir fordern deshalb von der Zensur: Jüdische Werke erscheinen in hebräischer Sprache!«

Das war ein Novum: Hundert Jahre vorher hatten die deutschen Studenten gegen die Zensur gekämpft, jetzt kämpften sie dafür, und am 10. Mai beteiligten sich nicht wenige von ihnen an der großen Scheiterhaufen-Aktion und warfen begeistert die Bücher unliebsamer, vorwiegend jüdischer Autoren in die Flammen.

Am 11. Mai 1933 schrieb der Maler Max Liebermann einen Brief an die Preußische Akademie der Künste, deren Präsident er war. Er lebte mit seinen 85 Jahren immer noch in seinem Geburtshaus, war

Ehrenbürger von Berlin, Ritter der Friedensklasse des Ordens pour le mérite, war ein Künstler von Weltrang und Berliner durch und durch mit Herz und Witz. Max Liebermann schrieb: »Ich habe während meines langen Lebens mit allen meinen Kräften der deutschen Kunst zu dienen gesucht. Nach meiner Überzeugung hat Kunst weder mit Politik noch mit Abstammung etwas zu tun. Ich kann daher der Preußischen Akademie der Künste, deren ordentliches Mitglied ich seit 30 Jahren bin, nicht länger angehören, da dieser mein Standpunkt keine Geltung mehr hat...«

Hitler beantwortete diese Rücktrittserklärung auf seine Weise: Er erteilte dem alten Herrn Malverbot. Liebermann wollte seine Heimatstadt nicht verlassen. Er starb am 8. Februar 1935 in dem Haus, in dem er geboren worden war.

Albert Einstein, Nobelpreisträger und Leiter des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Physik, verließ Berlin und emigrierte in die USA. Auch Thomas Mann, der mit einer Jüdin verheiratet war und den der marktschreierische Schein-Patriotismus der Nazis anwiderte, verließ Deutschland. Beide wurden ausgebürgert, und viele andere jüdische und nichtjüdische deutsche Schriftsteller, Künstler und Wissenschaftler erlitten das gleiche Schicksal.

Im Jahre 1933, dem ersten der nationalsozialistischen Herrschaft, zogen 37000 deutsche Juden aus ihrer Heimat fort, ließen ihre Häuser und Wohnungen zurück, ihre Geschäfte und Werkstätten, ihre Praxen und Kanzleien, ihre Stadt und ihre Freunde. Sie gingen in fremde Länder, in der Hoffnung, dort leben zu können.

Am 22. Juni 1933 wurde die SPD verboten, und in den folgenden Wochen lösten sich die bürgerlichen Parteien selber auf. Am 14. Juli stellte das »Parteien-Gesetz« die Aufrechterhaltung und Neugründung aller politischen Organisationen unter schwere Strafe und erklärte: »In Deutschland besteht als einzige politische Partei die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei.«

Am Neujahrsmorgen des Jahres 1934 starb der Dichter Jakob Wassermann. Seine Bücher standen in vielen Bücherschränken, und ein Wort von ihm wurde oft zitiert: »Ich bin Deutscher, und ich bin Jude, das eine so sehr und so völlig wie das andere, keines ist vom anderen zu lösen.«

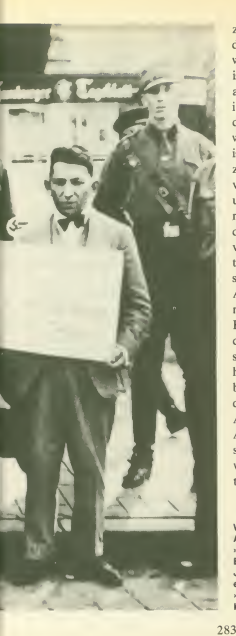
In seinem Buch »Mein Weg als Deutscher und Jude« hatte er schon 1921 in tiefer Resignation erkannt: »Es ist vergeblich, das Volk der Dichter und Denker im Namen seiner Dichter und Denker



zu beschwören. Es ist vergeblich, die rechte Wange hinzuhalten, wenn die linke geschlagen worden ist; es rührt sie nicht, sie schlagen auch die rechte. Es ist vergeblich, in das tobsüchtige Geschrei Worte der Vernunft zu werfen. Sie sagen: was, er wagt es, aufzumucken? Es ist vergeblich, die Verborgenheit zu suchen. Sie sagen: der Feigling verkriecht sich. Es ist vergeblich, unter sie zu gehen. Sie sagen: was nimmt er sich heraus mit seiner jüdischen Aufdringlichkeit. Es ist vergeblich, ihnen die Treue zu halten, für sie zu leben und für sie zu sterben. Sie sagen: Er ist ein Jude.«

Am 19. Mai 1934 schrieb der kurmärkische Gauleiter Wilhelm Kube in der »Westfälischen Landeszeitung«: »Was Pest, Schwindsucht und Syphilis für die Menschheit gesundheitlich bedeuten, das bedeutet das Judentum sittlich für die weißen Völker...«

Am 30. Juni 1934 demonstrierte Adolf Hitler vor aller Welt, wie er sogar mit seinen Freunden umging, wenn sie sich ihm nicht blind unterwarfen. Er ließ alle Abweichler



Wegen »Rassenschande« am Pranger. Am 15. September 1935 erließ Hitler das »Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre«. Den Juden wurde die Ehe und der außereheliche Geschlechtsverkehr mit »Ariern« verboten (Aufnahme aus Hamburg, 1935)

rigoros umbringen, über 100 alte Kampfgefährten im ganzen, seinen getreuen Stabschef Röhm ebenso wie den Ideologen Gregor Strasser, den SA-Obergruppenführer Ernst, aber auch den einstigen Reichskanzler General von Schleicher, der sich Hitlers Haß zugezogen hatte, und Frau Schleicher gleich mit.

Heinrich Himmler, Chef der Schutzstaffeln (SS), leitete die Aktion. Er war auch Chef der Geheimen Staatspolizei in Preußen geworden, konnte also den Staatsapparat mit für seine Zwecke einsetzen. Er bekam wertvolle Verstärkung durch die österreichische »Legion«, eine Schar von Revolutionären, die nach einem mißlungenen Putsch in Österreich nach Deutschland geflüchtet waren, unter ihnen Adolf Eichmann.

Am 11. Juli 1934 wurde der linksradikale jüdische Dichter Erich Mühsam, der Herausgeber der Hefte »Kain. Zeitschrift für Menschlichkeit«, von seinen Bewachern im Konzentrationslager Oranienburg erschlagen.

Am 2. August starb Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg mit 86 Jahren. Hitler ließ sich mit dem Titel »Führer und Reichskanzler« zum Staatsoberhaupt wählen.

1934 flohen 23000 Juden aus Deutschland.

Auch das »Deutsche Ärzteblatt« nahm zur Judenfrage Stellung. Im Juniheft 1935 schrieb Dr. Peltret: »... Einzeller und Menschen, die nicht zur Gemeinschaftsbildung geschritten sind, bewahren ihr Leben nur dadurch, daß sie sich als Parasiten von Gemeinschaftswesen erhalten. Dies gilt von den Bakterien wie von den Juden. Nahe liegt ein Vergleich der Juden mit Tuberkelbazillen...«

Am 15. September 1935 erließ Hitler die »Nürnberger Gesetze«. Das »Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre« verbot Juden die Ehe und den außerehelichen Geschlechtsverkehr mit »Staatsangehörigen deutschen oder artverwandten Blutes« sowie die Beschäftigung von Juden als Hausangestellte. Das »Reichsbürgergesetz« schloß nun auch die letzten jüdischen Beamten und Angestellten von jeglicher Behördentätigkeit aus, einschließlich der Frontkämpfer und Schwerbeschädigten.

Im Jahre 1935 emigrierten 21000 Juden aus Deutschland, 1936 waren es 25000, und 1937 flohen 23000. Sie gingen so unauffällig wie möglich fort. Die Nachbarn merkten es, die engsten Freunde. Nie lautete die Begründung: Es ist hier unerträglich für uns. Immer blieb es bei vorsichtigen Ausflüch-

ten: Wir gehen zu unserem Vetter nach Holland, wir übersiedeln aus Gesundheitsgründen nach Südfrankreich, zur beruflichen Weiterentwicklung ziehen wir nach Argentinien.

Diese rund 130000 deutschen Juden, die in den ersten fünf Jahren der Naziherrschaft emigrierten, waren durchweg wohlhabende Leute, die trotz aller Verluste, die sie mit der Auflösung ihrer Haushalte erlitten, die Reise mit der ganzen Familie in ein anderes Land bezahlen konnten. Zuerst waren es Ärzte und Geschäftsleute, die überall in der Welt neu anfangen konnten, Künstler und wohlsituierte Handwerker. Und jeder hinterließ eine Lücke, als Mensch, im Freundeskreis, wie auch als Einheit im sozialen Gefüge. Die Arbeiter hatten wenig Chancen wegzukommen, die kinderreichen kleinen Angestellten, die Arbeitslosen noch weniger.

Am 12. März 1938 marschierten deutsche Truppen in Österreich ein, und am 13. März wurde der Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich verkündet. Hitler zog unter unvorstellbarem Jubel in Wien ein. Sein Triumphzug wurde in Wochenschauen und vielen tausend Fotos, in Rundfunkreportagen und Zeitungsberichten von Reportern aus der ganzen Welt für alle Zeiten festgehalten. Es war der größte Tag in seinem Leben. Der Grund für die allgemeine Euphorie war einleuchtend: Für die Österreicher, die von weither in ihre Hauptstadt gepilgert waren, bedeutete dieser Tag nicht den Anschluß Österreichs an Deutschland, sondern die Rückkehr der unter Bismarck abgespaltenen nördlichen Teile in den Verband des alten Reiches, dessen Führungsmacht bis 1866 Österreich gewesen war. Und ein Kind des Landes, Sohn österreichischer Eltern, Enkel österreichischer Großeltern, Adolf Hitler, hatte dieses Wunder vollbracht, das viel größere und stärkere Reich heimzuholen. Die alte Reichshauptstadt Wien war in diesem Augenblick Mittelpunkt des Interesses der ganzen Welt, und viele Österreicher hofften, Hitler werde Wien nun auch anstelle von Berlin zur Hauptstadt des Großdeutschen Reiches machen.

Die einzigen, die in banger Sorge den Tag im Hintergrund der berauschten Menge oder an den Lautsprechern erlebten, waren die

zu Seite 286:
Im März 1938 holte Adolf Hitler unter dem Jubel von Millionen sein Geburtsland »heim ins Reich«. Der »Anschluß« bedeutete für die Juden in Österreich, daß die Zwangsmaßnahmen der Nationalsozialisten jetzt auch auf sie angewendet wurden





österreichischen Juden, die von nun an denselben Gesetzen unterlagen wie die deutschen Juden und die sich sehr genau vorstellen konnten, was das bedeutete. Der Kulturhistoriker Egon Friedell sprang an diesem Tag in seiner Verzweiflung aus dem Fenster in den Tod.

Schon ein Vierteljahr später, am 25. Juli 1938, wurde im Großdeutschen Reich allen jüdischen Ärzten mit Wirkung vom 30. September 1938 die Approbation und am 27. September allen jüdischen Rechtsanwälten die Zulassung entzogen. Entsprechende Maßnahmen gegen Zahnärzte, Tierärzte und Apotheker folgten.

Am 17. August 1938 bestimmte eine Verfügung, daß Juden die Zusatznamen »Sara« für weibliche und »Israel« für männliche Personen zu tragen hatten.

Im Sommer 1938 wurden alle Juden, die irgendwann einmal Gefängnisstrafen von mehr als einem Monat abgebüßt hatten, festgenommen und in Konzentrationslager gebracht. Dort waren sie im Zustand absoluter Rechtlosigkeit der Willkür ihrer Aufseher ausgeliefert.

Am 1. Oktober 1938 besetzten deutsche Truppen das Sudetenland, polnische Truppen rückten am 2. Oktober in das Teschener Gebiet ein. Auf der Münchener Konferenz hatten England, Frankreich und Italien diesem Vorgehen zugestimmt. Die deutschen Juden, die in den alten Städten des Sudetenlandes seit langem zu den Trägern der deutschen Kultur gehört hatten, mußten nun jenseits der Demarkationslinie in den tschechischen Städten Schutz suchen. Aber schon ein halbes Jahr später gliederte Hitler den Rest der Tschechoslowakei als »Protektorat Böhmen und Mähren« in den Reichsverband ein.

Im Oktober 1938 wurden Juden, die aus Rußland und Polen nach Deutschland geflüchtet waren, zusammengetrieben und an die polnische Grenze transportiert. Die Polen wollten diese Menschen nicht aufnehmen, so daß sie im kalten Herbst tagelang zwischen den Grenzen unter freiem Himmel kampieren mußten, bis die Polen sie dann doch hereinließen. Dort konnten sie noch ein knappes Jahr unter kläglichsten Bedingungen ihr Leben fristen, bis sie nach der deutschen Besetzung Polens einer nach dem anderen in Vernichtungslager verfrachtet wurden.

Am 7. November 1938 erschoß der junge polnische Jude Herschel Grünspan, einer der immer wieder vertriebenen und geflüchteten Heimatlosen, in Paris aus ungeklärten – möglicherweise persönlichen – Gründen den deutschen

Botschafssekretär Ernst vom Rath. Daraufhin inszenierte Joseph Goebbels das erste über das ganze Reich ausgedehnte Pogrom in der deutschen Geschichte.

In der Nacht zum 10. November 1938 brachen zu gleicher Zeit in ganz Deutschland Männer in Braunhemden die Synagogen auf und legten Feuer. Sie schlugen die Fensterscheiben jüdischer Geschäfte ein, plünderten, zertrümmerten die Einrichtungen, und wenn ihnen jemand entgegentrat, verprügelten sie ihn. 91 jüdische Todesopfer dieser Aktion gab das Oberste Parteigericht der NSDAP zu. Unzählige Schwerverletzte blieben in den Trümmern liegen. Diese Nacht ging unter dem Namen »Kristallnacht« in die Geschichte ein. Offiziell wußte die oberste Führung der Partei, die ja nun den Staat repräsentierte, nichts von alledem. Verstört und entsetzt standen viele Deutsche am anderen Morgen vor den Trümmern und sahen, was geschehen war. Kaum jemand erfuhr, daß in derselben Nacht Polizei und Hilfspolizei mehr als 25 000 Juden festgenommen und in die drei Konzentrationslager Buchenwald, Dachau und Sachsenhausen verschleppt hatten. So etwas wurde wegen der Wirkung auf das Ausland geheimgehalten.

Nach der Kristallnacht mußten die Juden eine »Buße« von einer Milliarde Mark zahlen und für die Schäden selber aufkommen. Außerdem wurden sie durch eine Verfügung gezwungen, alles, was sie an Edelmetallen, Juwelen und Kunstwerken besaßen, zu verkaufen und den Erlös auf ein Sperrkonto einzuzahlen. Ihre Führerscheine und Kraftfahrzeuge wurden eingezogen. Sie durften von nun an weder Kinos noch Theater oder Konzerte besuchen.

Jetzt war offenbar, was die Nationalsozialisten vorhatten, und nun begann die große Flucht. Über 100 000 deutsche Juden nahmen jedes Opfer auf sich, nahmen jeden Verlust in Kauf, um das nackte Leben zu retten. Während anfangs die Flüchtlinge ihr Asyl nahe der deutschen Grenze gesucht hatten, in Holland und Frankreich, in Dänemark und der Schweiz, um da auf den Tag zu warten, an dem sie wieder in die Heimat zurückkehren konnten, so wußten sie jetzt, daß es in ganz Europa keinen sicheren Fleck mehr gab, und die meisten flohen nach Nord- oder Südamerika und Palästina.

Der Krieg begann. Die Juden in Polen gerieten im September 1939 in den Machtbereich des Nationalsozialismus, die in Dänemark und Norwegen, in Holland, Belgien und Frankreich im Frühjahr 1940, die in Jugoslawien und Griechen-



In der Nacht zum 10. November 1938 brannten in Deutschland die Synagogen (Aufnahme aus Landau in der Pfalz)

land im Frühjahr 1941 und die fünf Millionen Juden, die in Rußland lebten, im Sommer desselben Jahres.

Die deutschen Juden, die trotz allem in ihrer Heimat ausgehalten hatten, waren zu dieser Zeit fast ausnahmslos aus ihren Berufen entfernt worden und wurden als Zwangsarbeiter beschäftigt. Sie bekamen 60 Pfennige Stundenlohn, durften keine Rundfunkgeräte besitzen, nur zu bestimmten Zeiten die Straßen betreten, ihre Orden und Ehrenzeichen nicht mehr tragen und mußten sich statt dessen einen gelben Judenstern auf die Jacke nähen. Es lebten zu dieser Zeit noch etwa 210000 deutsche Juden im Reich, wenn man es »leben« nennen darf.

Am 31.Juli 1941 erteilte der Reichsmarschall Hermann Göring, den Adolf Hitler mit dieser Sache beauftragt hatte, dem SS-Obergruppenführer Reinhard Heydrich einen schriftlichen Befehl, der mit folgendem Satz endete: »Ich beauftrage Sie weiter, mir in Bälde einen Gesamtentwurf über die organisatorischen, sachlichen und materiellen Vorausmaßnahmen zur Durchführung der angestrebten Endlösung der Judenfrage vorzulegen.«

Zu dieser Zeit stand die deutsche Wehrmacht schon tief in der Sowjetunion. Hinter der Front, in jenem Gebiet, in dem damals die größten geschlossenen Ansiedlungen jüdischer Menschen auf der ganzen Welt lagen, machten sich auf Heinrich Himmlers Befehl Spezial-Verbände der SS und des SD daran, diese Siedlungen systematisch zu durchkämmen und ihre Bewohner zu liquidieren. Sie wurden unverbindlich »Einsatzgruppen« genannt.

Der Führer der Einsatzgruppe D, SS-Brigadeführer Otto Ohlendorf, Chef des Sicherheitsdienstes, hat nach dem Kriege bei seiner Festnahme einen sehr genauen Bericht über Organisation und Arbeitsweise dieser Einsatzgruppen abgegeben: »...Die Einsatzgruppen und Einsatzkommandos wurden von Personal der Gestapo (Geheimen Staatspolizei), des SD (Sicherheitsdienstes) und der Kriminalpolizei geführt. Zusätzliche Mannschaften wurden von der Ordnungspolizei und von der Waffen-SS gestellt. Einsatzgruppe D bestand aus ungefähr 400 bis 500 Mann und verfügte über annähernd 170 Fahrzeuge. Im Laufe des Jahres, während dessen ich Führer der Einsatzgruppe D war, liquidierte sie ungefähr 90000 Männer, Frauen und Kinder... Sie wurden aufgefordert, ihre Wertgegenstände den Führern der Einheit zu übergeben und kurz vor der Hinrichtung ihre Oberkleidung

auszuhändigen. Die Männer, Frauen und Kinder wurden zu einem Hinrichtungsort geführt, der sich meist neben einem vertieften Panzerabwehrgraben befand. Dann wurden sie erschossen, kniend oder stehend, und die Leichen wurden in den Graben geworfen...«

Das Verfahren erschien den leitenden Männern jetzt veraltet und unrationell. Immerhin kosteten die Erschießungen viel Zeit und mindestens eine Patrone pro Person.

Am 20. Januar 1942 tagte im Haus Am Großen Wannsee 56/58 unter Vorsitz des SS-Obergruppenführers Reinhard Heydrich die sogenannte »Wannsee-Konferenz«, eine Zusammenkunft von Staatssekretären, hohen Beamten und SS-Führern, die sich mit der »Endlösung der Judenfrage« befaßten. Zu dieser Zeit saßen auf allen wichtigen Posten im Reich nur noch Nationalsozialisten.

Laut Protokoll umriß Heydrich seinen Plan so: »...Im Zuge der Endlösung der europäischen Judenfrage kommen rund 11 Millionen Juden in Betracht... In großen Arbeitskolonnen, unter Trennung der Geschlechter, werden die arbeitsfähigen Juden straßenbauend in diese Gebiete geführt, wobei zweifellos ein Großteil durch natürliche Verminderung ausfallen wird. Der allfällig endlich verbleibende Restbestand wird entsprechend behandelt werden müssen, da dieser, eine natürliche Auslese darstellend, bei Freilassung als Keimzelle eines neuen jüdischen Aufbaues anzusprechen ist...«

Heydrichs Plan war, Europa von Westen her zu durchkämmen und alle Juden immer weiter nach Osten zu treiben, den Vernichtungslagern zu, die schon ausgebaut wurden, in Treblinka und Belzec, in Auschwitz und Sobibor. Alle lagen in dem für den normalen Deutschen nicht zugänglichen Generalgouvernement im besetzten Teil Polens.

Während die Experten noch diskutierten, ob sie in den Vergasungsanlagen mit Monoxid oder mit dem kristallinen Blausäurepräparat »Zyklon B« arbeiten sollten, wurden sich die Konferenzteilnehmer rasch über die einstweilige Behandlung der deutschen Juden einig: Alle »Mischehen« sollten zwangsweise geschieden, alle aus solchen Ehen stammenden sogenannten »Mischlinge« sterilisiert werden. Schwerkriegsbeschädigte Juden, Alte und solche mit hohen Tapferkeitsauszeichnungen aus dem Ersten Weltkrieg wollte man in ein Sonderlager bringen. Dafür wurde die alte böhmische Festung Theresienstadt vorgesehen.

Heydrich hatte Theresienstadt

schon im Herbst 1941 als »Modell-Getto« in sein System eingeplant. In der 200 Jahre alten Zitadelle, die einst für eine Belegung von 7000 Menschen vorgesehen war, wurden bis zum Kriegsschluß 1945 mehr als 150000 Menschen zusammengepreßt. Über 34000 von ihnen kamen durch Hunger und Krankheiten um, mehr als 88000 wurden nach und nach in die Vernichtungslager verfrachtet, 30400 erlebten den Tag der Befreiung.

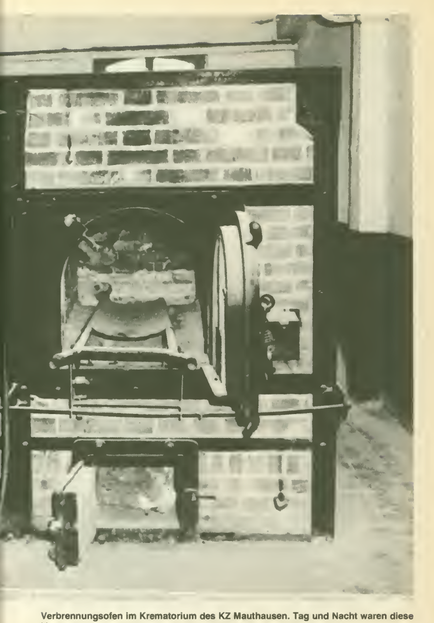
Einer der Insassen war der von Juden wie von Christen gleichermaßen verehrte Berliner Rabbiner Leo Baeck. Er war 70 Jahre alt, als er 1943 nach Theresienstadt deportiert wurde, und hatte in Berlin bis zum Tage seiner Deportation seinen drei letzten überlebenden Studenten Vorlesungen gehalten. Er wurde in Theresienstadt, wie er nach seiner Befreiung 1945 erzählte, als Pferd eingesetzt und mußte den Karren mit den Abortkübeln ziehen. Sein Mitpferd war ein Philosophieprofessor. Während sie die ekelhafte schwere Last zogen, diskutierten sie auf jedem ihrer Wege über Gott und die Welt, über Leben und Tod und über die Würde des Menschen.

Der Abtransport der deutschen Juden in die Vernichtungslager vollzog sich schrittweise und möglichst unauffällig. In allen Einsatzbefehlen wurde immer wieder auf strengste Geheimhaltung hingewiesen, um Unruhe in der Bevölkerung zu vermeiden. Selbst die Sprache der Dienstanweisungen nahm darauf Rücksicht. Hinter dem amtlichen Begriff »Abwanderung« verbarg sich der Abtransport in ein Todeslager, und immer hieß es offiziell, es handele sich nur um die Verlagerung in geschlossene jüdische Siedlungsgebiete im Osten. Die ersten Transporte nach Polen waren schon in dem kalten Winter 1939/40 aus dem Reich ins Getto von Lodz gerollt. Da wurden die etwa tausend Stettiner Juden untergebracht, bis die Gaskammern von Chelmno fertig waren.

Vom 1. Mai bis zum 1. Oktober 1941 verminderte sich die Zahl der deutschen Juden im Reich, die listenmäßig erfaßt waren, von 168972 auf 163696, bis zum 1. Januar 1942 auf 131823. Der Rest wurde auf die Gettos von Riga, Kowno und Minsk verteilt, die von ihren ursprünglichen Bewohnern geräumt worden waren, das heißt, die Einsatzgruppen hatten sie erschossen.

Nach der Wannsee-Konferenz begannen die Deportationen in großem Umfang. Am 1. Januar 1943 lebten nur noch 51257 deutsche Juden in Deutschland, ein Zehntel derer, die vor Hitlers Machtübernahme im Reich gelebt hatten.





Verbrennungsofen im Krematorium des KZ Mauthausen. Tag und Nacht waren diese Öfen in Betrieb, um die Leichen der vergasten Juden zu beseitigen

Und dieses Leben sah so aus in jener Zeit: Sie durften keine Straßenbahn benutzen und keine Grünanlagen betreten. Sie mußten Fahrräder und Elektrogeräte abgeben, durften keine Pelze und nicht einmal Wollsachen haben, weder Hunde noch Katzen noch Kanarienvögel halten. Auf ihre Lebensmittelkarten bekamen sie weder Milch noch Fisch noch Fleisch, kein Obst, keine Rauchwaren, keine Rasierseife. Sie wohnten zusammengepfercht in sogenannten »Judenhäusern«. Ihre Wohnungen hatten sie längst verlassen müssen und nichts, woran sie hingen, hatten sie mitnehmen dürfen: keine Möbel und keine Bücher, weder Musikinstrumente noch Bilder. Wenn die Bomben fielen, durften Juden nicht in die Luftschutzkeller. Und jederzeit mußten sie damit rechnen, daß Männer mit Nagelstiefeln die Treppen heraufkamen und sie abholten. Da durften sie dann einen Koffer mitnehmen und ein Bündel als Handgepäck, mit einer Decke und Nachtzeug.

So lebten sie mit der Angst und warteten. Einige wenige hatten Freunde, bei denen sie Unterschlupf fanden und die sie auf ihrer Lebensmittelkarte mit durchschleppten. Manchmal nahmen aber auch ganz fremde Leute einen Juden bei sich auf und versteckten ihn. Es waren etwa 3000, die auf diese Weise in der Illegalität überlebten. Viele hielten das einfach nicht aus. Sie gingen freiwillig aus der Welt, bevor man sie holte, sehr viele. Auch Max Liebermanns Witwe beging Selbstmord, weil sie es nicht mehr ertragen konnte. Sie war 86 Jahre alt, und es war niemand da, der ihr half. Es spielte keine Rolle, wie alt man war oder wie jung. Kinder wurden geboren, um bald darauf wieder ermordet zu werden.

SS-Brigadeführer Otto Ohlendorf berichtete: »...Im Frühjahr 1942 wurden uns vom Chef der Sicherheitspolizei Gaswagen geschickt... Wir hatten Befehl erhalten, die Wagen für die Tötung von Frauen und Kindern zu benutzen... Den Opfern wurde gesagt, daß sie umgesiedelt werden würden und zu diesem Zweck in die Wagen steigen müßten. Danach wurden die Türen geschlossen, und durch das Ingangsetzen der Wagen strömte das Gas ein. Die Wagen wurden dann zum Begräbnisplatz gefahren...«

Der SS-Obersturmbannführer Rudolf Heß erinnerte sich: »...Der Lagerkommandant von Treblinka sagte mir, daß er 80000 im Laufe eines halben Jahres liquidiert hätte... Er wandte Monoxid an, und nach seiner Ansicht waren seine Methoden nicht sehr wirk-

sam. Als ich das Vernichtungsgebäude in Auschwitz erreichte, gebrauchte ich also Zyklon B, eine kristallisierte Blausäure, die wir in die Todeskammer durch eine kleine Öffnung einwarfen. Es dauerte 3 bis 15 Minuten, je nach den klimatischen Verhältnissen. Wir wußten, wann die Menschen tot waren, weil ihr Kreischen aufhörte...«

Wenn neue Transporte eintrafen, wurden alle Gefangenen, die noch arbeitsfähig waren, in Rüstungsbetriebe gesteckt, die anderen zur Vernichtung freigegeben, zur »Sonderbehandlung«, wie es in der Fachsprache hieß. Über alle Vorgänge wurde ordnungsgemäß die vorgesetzte Dienststelle informiert. So meldete der Obersturmführer Schwarz am 8. März 1943 per Fernschreiben aus dem Lager Oranienburg: »...Transport aus Berlin, Eingang 5. März '43, Gesamtstärke 1128 Juden. Zum Arbeitseinsatz gelangten 389 Männer und 96 Frauen. Sonderbehandelt wurden 151 Männer und 492 Frauen und Kinder...«

Viele körperlich noch gesunde Juden wurden neben ihrer Arbeit in den Rüstungsfabriken auch noch für medizinische Experimente herangezogen. Eine große Schar von Ärzten nutzte das reichhaltige »Menschenmaterial« in den Konzentrationslagern zu allen möglichen lebensgefährlichen und qualvollen Versuchen, indem sie Testpersonen mit bestimmten Krankheitserregern infizierten und dann verschiedene Behandlungsmethoden ausprobierten. So erforschte ein Team in Dachau die Malaria, ein anderes in Buchenwald das Fleckfieber und eines in Ravensbrück Gasbrand und Tetanus.

Die größte Gruppe arbeitete in Auschwitz an Sterilisationsverfahren, durch die man ohne aufwendige operative Eingriffe Männer und Frauen unfruchtbar machen konnte. Die Auschwitzer Ärzte gingen von dem Gedanken aus, sie müßten die Arbeitskraft der Juden erhalten, ihre Vermehrung aber gewaltsam verhindern. Es waren Ärzte und Ärztinnen, die diese Versuche machten, promoviert und approbiert, viele auch Professoren und alle durch den hippokratischen Eid gebunden, der zu Menschlichkeit verpflichtet, zum Helfen und Heilen.

Der Gynäkologe Dr. Clauberg etwa arbeitete an einem Verfahren, Frauen durch Einspritzen ätzender Substanzen in die Gebärmutter zu sterilisieren. Der Radiologe Dr. Schumann bestrahlte die Hoden von 20- bis 24jährigen Juden fünfzehn Minuten lang mit Röntgenstrahlen, vierzehn Tage später ließ er sie kastrieren und schickte die Präparate seinen zu-



ständigen Kollegen zur histologischen Untersuchung. Wenn danach die Arbeitsleistung der Versuchspersonen in den Rüstungsfabriken nachließ, gab er sie zur Vergasung frei.
Obwohl einzelne Konzentrationslager genau Buch führten, sind die Zahlen der Toten nur zu schätzen. In Auschwitz waren es mehr als eine Million, in Treblinka 700000, in Belzec 600000, in Chelmno 300000, in Sobibor 250000 und in Majdanek 200000. Parallel mit diesen Mordmaschinen liefen spontane Racheakte großen Umfangs: Nahe Kiew ließ der SS-Standartenführer Blobel zur Strafe für einen Partisanenüberfall auf die Ortskommandantur am 29. und 30. September 1941 beim Hügel Babij Jar 33771 Juden erschießen.
Die Rumänen, immer auf Eigenständigkeit bedacht, brachten vier Wochen später bei Odessa, das sie als Verbündete der deutschen Wehrmacht erobert hatten, aus ähnlichem Anlaß 26000 Juden um. Durch das ganze Jahr 1942 hindurch kämmte der SS-Gruppenführer Odilo Globocnik die polnischen Gettos aus. Er war einst Gauleiter von Wien gewesen, hatte dort Schwierigkeiten mit seiner Kassenführung gehabt und war zur Bewährung an die Front versetzt worden, an diese Front, die nichts mit jener zu tun hatte, an der die Wehrmacht kämpfte.
Im April 1943 liquidierte der SS-Brigadeführer Jürgen Stroop im Warschauer Getto die dort noch lebenden 70000 Juden, den Rest von einer halben Million, die aus der Umgebung und auch aus dem Reich zusammengetrieben worden waren, unterstützt von polnischen und litauischen Freiwilligen, sogenannten Trawniki-Männern.
Am 1. April 1943 lebten noch 31807 deutsche Juden in Deutschland, dem Land, das seit vielen Generationen ihre Heimat gewesen war. Am 1. September 1944 waren es noch 14574. Danach wurde nicht mehr gezählt. Die Funktionäre des Tötungsapparates waren dann nur noch damit beschäftigt, ihre Spuren zu verwischen. Es gelang ihnen nicht. Überall, wo Engländer, Amerikaner und Sowjet-Soldaten in eines der geräumten Konzentrationslager eindrangen, stießen sie auf Berge unverbrannter Leichen.
Adolf Hitler nahm sich, nachdem er das Deutsche Reich für ewige Zeiten zerstört hatte, in Berlin in seinem Befehlsbunker das Leben.

SS-Brigadeführer Otto Ohlendorf war für die Ermordung von Zehntausenden verantwortlich. In Nürnberg wurde er vom Alliierten Militärtribunal 1948 zum Tode verurteilt und 1951 hingerichtet

Voher verfaßte er noch sein Testament, damit die Deutschen auch wußten, wie sie sich nach seinem Tode zu verhalten hatten. Der Kernpunkt lautete: »... Vor allem verpflichte ich die Führung der Nation und die Gefolgschaft zur peinlichen Einhaltung der Rassengesetze und zum unbarmherzigen Widerstand gegen den Weltvergifter aller Völker, das internationale Judentum!«

Er unterzeichnete seinen letzten Willen, ehe er sich davonmachte, vor vier Zeugen am 29. April 1945 um vier Uhr morgens. Zu der Zeit standen die sowjetischen Panzer schon mitten in Berlin. Das Deutsche Reich war vernichtet, das deutsche Volk dezimiert, acht Millionen Menschen getötet. Der Rest vegetierte halbverhungert in Entsetzen und Hoffnungslosigkeit zwischen den Trümmern.

Der erste Bundespräsident Theodor Heuss sagte am 7. Dezember 1949: »... Das Schlimmste, was Hitler uns angetan hat – und er hat uns vieles angetan –, ist, daß er uns in die Scham gezwungen hat, mit ihm und seinen Gesellen gemeinsam den Namen Deutsche zu tragen.«

Auch die Opfer hatten diesen Namen getragen, die toten deutschen Juden hatten ihn nicht mehr ablegen können, und viele hätten es auch nicht gewollt. Ebenso wie von ihrem Glauben hatten sie nicht von der Überzeugung lassen wollen, daß Hitler und seine Gefolgsleute zwar das Deutsche Reich zerstören konnten, Menschen und Häuser, Kirchen und Synagogen, Museen und Theater, nicht aber die Kultur, den Geist, die Sprache. Der Glaube an die unzerstörbaren Gemeinsamkeiten war in vielen deutschen Juden nicht zu töten.

Das zeigte sich, als alles vorbei war. Manche waren beizeiten weggegangen und hatten einen Strich gezogen unter ihre deutsche Identität. Jetzt fühlten sie sich dem Lande verbunden, das sie aufgenommen hatte. Sie waren nun Engländer, Amerikaner, Argentinier, Australier. Viele waren in das Land zurückgekehrt, aus dem ihre Vorfahren vor zweitausend Jahren vertrieben worden waren, nach Israel. Sie waren jetzt Israelis.

Viele kamen aber auch zurück, sobald es möglich war, und suchten zwischen den Trümmern nach dem Haus, in dem einmal ihre Wohnung gewesen war, nach der Stelle, wo ihr Geschäft, ihre Werkstatt, ihre Fabrik gestanden hatte.

Artur Joseph war einer von ihnen. Das Schicksal des achtzigjährigen Mannes steht für viele Schicksale. Als er wieder daheim war und sein Leben überblicken konnte, hat er ein Buch geschrieben: »Meines

Vaters Haus«.
Das Haus des Vaters war ein Schuhhaus in Köln, angesehen, solide, ertragreich. Das erste Stockwerk gehörte ganz den Damen. Da gab es einen, mit einer Samtportiere von der Umwelt abgeschlossenen Raum, dessen Wände ringsum mit Spiegeln verkleidet waren: »Das Lichtzimmer«. Mit seiner indirekten Beleuchtung vermittelte es die Atmosphäre eines Festsaals. Hier konnten die Damen die Wirkung ihrer Ballschuhe prüfen. Oben im dritten Stock wohnte die Großmutter, eine sehr alte Dame, die die Geschichte der Stadt und des Stroms bis weit in die Vergangenheit hinein kannte und den Kindern nahebrachte. Eines Tages sollte Artur Joseph das Geschäft weiterführen, obwohl er eigentlich mehr den schönen Künsten zuneigte. Er ging aufs Gymnasium und bekam zusammen mit seinem Bruder bei einem preußischen Unteroffizier Privatunterricht in Turnen und Gymnastik. »Wir sind als treue Deutsche und gottesfürchtige Juden herangewachsen. In meiner Schulzeit spürte ich wenig von Antisemitismus. Ich ging mit meinen christlichen Kameraden in ihre Kirche und sie mit mir in die Synagoge…«
Als der Erste Weltkrieg ausbrach, meldete er sich sofort freiwillig, aber er wurde vertröstet, weil er zart war und erst siebzehn. Dem Vater ging es nicht gut. Er sagte: »Vielleicht hätte ich dich reklamieren sollen, aber wir sind Deutsche, und Deutschland ist in Gefahr.« Aus diesem Deutschland mußte er 1938 fliehen. »Das war der Abschied vom Haus, von der Stadt Köln, in der ich geboren war wie meine Frau und wie unsere Kinder. Nun hieß es, aus dem Land der Muttersprache in eine unbekannte Fremde ziehen. Wir sind nach Israel ausgewandert, und lange Jahre lebte ich dort als Dorf- und Wanderfotograf, zog mit Kamera und Stativ von Ort zu Ort, begleitet von meiner Frau, die die Lampen schleppte, in heißer Sonne über sandige Wege, und ich erinnerte mich grimmig des deutschen Slogans ›Wer fotografiert, hat mehr vom Leben!‹ Wir waren zufrieden, daß wir das Leben hatten.«
Die Mutter kam in Theresienstadt um, der Bruder irgendwo in Polen. Die Schwiegermutter erhängte sich an der Schweizer Grenze, weil es ihr nicht gelang hinüberzufliehen. Freunde und Verwandte waren verschwunden und tauchten nie wieder auf. Die Kinder wurden Israelis: »Sie sprechen auf der Straße und in der Schule nur Iwrith, und ebenso halten es Nachbarn und Kunden. Man entfremdet sich der Muttersprache, wenn man ge-

zwungen ist, täglich eine neue Sprache zu benutzen.«

1950 flog Artur Joseph nach Deutschland. »Die Heimat ist noch da – die Städte, die Wälder, der Strom. Ich grüße sie, und sie grüßt mich. Eine Rauchwolke liegt auf ihr. Ich liebe die alte Vaterstadt. Sie tut mir gut, meine Heimat. Ich spüre sie noch durch die Rauchwolke hindurch.«

Als er vor den Trümmern seines Hauses stand, sah er zum ersten Stock hinauf, wo einmal die Damenabteilung gewesen war – »Das Lichtzimmer!«. »Da waren nur noch verrostete und verbogene Gitter und auf den Resten des Gemäuers wild wuchernde Pflanzen.« Er teilte das Schicksal mit zahllosen anderen Deutschen, die nach diesem Krieg vergeblich das Haus suchten, das einmal ihr Heim gewesen war. Viele zog es wieder in das Land, das sie einst ihr Vaterland genannt hatten, den Gewerkschaftsführer Ludwig Rosenberg, den späteren Hamburger Bürgermeister Dr. Herbert Weichmann und Dr. Josef Neuberger, der 1966 Justizminister in Nordrhein-Westfalen wurde.

Die Schauspieler Ernst Deutsch und Fritz Kortner kamen wieder, die Schauspielerin Therese Giehse, die Philosophen Theodor W. Adorno und Ernst Bloch, die Dichterin Hilde Domin, der Literaturhistoriker Hans Mayer.

Manche hatten wie durch ein Wunder überlebt: Die Schauspielerin Ida Ehre, der spätere Bundeswehroffizier Oberstleutnant Wolfgang Conrad, der heute so beliebte Quizmaster Hans Rosenthal. Das sind nur ein paar Namen. Am 1. Mai 1977 wohnten wieder 27299 Juden in der Bundesrepublik. Nicht alle haben die deutsche Staatsangehörigkeit, und auch nicht alle sind imstande, sich als Deutsche zu fühlen. Es gibt da Nuancen: »Ich bin zwar deutscher Staatsangehöriger, will aber kein Deutscher sein.« – »Ich bin Hamburgerin! Keine Deutsche.«

Heinz Galinski, der Vorsteher der Jüdischen Gemeinde von Berlin, sagt: »Die Entscheidung, ob sich ein Jude nach allem, was geschehen ist, noch als Deutscher empfinden kann, muß jeder für sich allein treffen. Die kann ihm niemand abnehmen. Das ist eine Gewissensfrage.«

Galinski ist Westpreuße. Sein Vater war Kaufmann und stammte aus Briesen, einer Stadt mit einer blühenden jüdischen Gemeinde, der rund 15 Prozent der Bevölkerung angehörten, die sich zu einem Drittel als Polen, zu zwei Dritteln als Deutsche empfanden. Die Mutter kam aus Preußisch Stargard, südlich Danzig, wo die Bevölkerungsverhältnisse ähnlich ge-



Heinz Galinski überlebte im KZ und ist seit 1949 Vorsitzender der jüdischen Gemeinde in Berlin

lagert waren. Beide Städte fielen 1920 an Polen.
Heinz Galinski wurde 1912 in Marienburg geboren, unterhalb des Schlosses, dessen Bau 1280 begonnen worden war, als Sitz für den Hochmeister des Deutsch-Ritter-Ordens. Bei der Abstimmung 1920 entschieden sich von den mehr als 20000 Einwohnern 191 für Polen. Die Stadt blieb im Reich. In diesem deutsch-polnischen Spannungsgebiet mit einem relativ hohen Anteil jüdischer Bevölkerung, die sich durchweg zum Deutschtum bekannte, wuchs Heinz Galinski auf, besuchte das humanistische Gymnasium und wollte dann Kaufmann werden wie sein Vater und beide Großväter. Über Rathenow kam er nach Berlin, heiratete und erlebte dann mit, wie die Nationalsozialisten Schritt für Schritt den Untergang der deutschen Juden vorbereiteten. Flucht kam nicht in Frage. Dem Vater, der im Ersten Weltkrieg schwer verwundet worden war, erschien der Gedanke unerträglich, daß er die Heimat verlassen sollte, für die er gekämpft hatte. Außerdem hätte er gar nicht fliehen können, er fühlte sich sehr elend.
Dann wurden die Galinskis zwangsverpflichtet. Die Mutter und die junge Frau mußten in einer Uniformfabrik arbeiten, Heinz Galinski bei Siemens-Schuckert. Sie wurden Arbeitssklaven ohne Namen. Ihr Eigenleben erlosch. Der Vater mußte nicht in die Fabrik, weil er nicht arbeitsfähig war. Er starb irgendwann im Israelitischen Krankenhaus unter Polizeiaufsicht.
Im Februar 1943 wurden Heinz Galinski, seine Mutter und seine Frau mit einem dieser Massentransporte nach Auschwitz verschleppt. Dort wurden die beiden Frauen eines Tages, als sie am Ende waren und als Arbeitskräfte nicht mehr eingesetzt werden konnten, beseitigt, ohne Datum, ohne Notiz in irgendeinem Protokoll. Er hörte nie wieder etwas von ihnen. Ihn retteten seine stabile Natur und sein tiefer Glaube. Er schuftete als Namenloser unter einer Nummer, die man ihm in den Körper tätowiert hatte, bei kärglichster Nahrung und unmenschlichen Bedingungen, in giftigen Methanolgasen in der Buna-Fabrik in Polen, in unterirdischen Stollen im Harz, wurde in einer der langen Kolonnen nach Gleiwitz getrieben und von dort nach Bergen-Belsen. Auf jedem Marsch starben Hunderte von Menschen. Er überlebte.
Am 20. April 1945 wurde er von alliierten Soldaten befreit und machte sich gleich auf den Weg nach Berlin. Aber da war nichts mehr und da war niemand mehr. Das Haus nicht, die Wohnung

nicht, kein Foto, kein Möbelstück, kein Brief. Nichts erinnerte daran, daß er und seine Familie früher einmal gelebt hatten. Er war jetzt 32 Jahre alt, und alle Suche nach den Seinen war vergebens. Der Mann, dem seine Identität und alle Bedingungen mit Gewalt zerstört worden waren, sah eine Möglichkeit weiterzuleben nur noch darin, daß er anderen, die ebenso dastanden, half, erst einmal sich selber wiederzufinden, dann die Menschen, die Umwelt, in der sie neu beginnen konnten. Er machte es sich zum Beruf, Trennungen abzubauen, Verbindungen zu schaffen, Lebensmöglichkeiten zu erschließen, dem einen dabei zu helfen, den anderen zu verstehen. 1947 heiratete er wieder und bekam eine Tochter.

Am 1. April 1949 wurde Heinz Galinski zum Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde in Berlin gewählt und bei jeder Neuwahl seitdem in seinem Amt bestätigt. Seine Grundsätze sind: Kontakte, Verständigung, Verständnis, eines muß aus dem anderen wachsen. Sich immer der Vergangenheit bewußt sein, aber an die Zukunft denken, Schlüsse ziehen, lernen, offen sein für alle, die guten Willens sind, und für die Jungen, die nachwachsen. In dem jüdischen Sportverein Makkabi spielen in den Mannschaften Juden und Christen zusammen, Fußballer, Basketballer und Handballer. Im Kindergarten lernen sie sich schon kennen, nach dem Grundsatz, wer den anderen von klein auf kennt, hat die beste Chance, ihn zu verstehen. Und als der Evangelische Kirchentag in Berlin war, lud die jüdische Gemeinde die Kirchentagsteilnehmer zu sich in die Synagoge ein. 600 Menschen kamen. Rabbi Leo Baeck hatte im Frühjahr 1933, als Hitler an die Macht gekommen war, erklärt: »Die tausendjährige Geschichte des deutschen Judentums ist zu Ende.«

Heinz Galinski ist nicht so pessimistisch. Er sieht positive Symptome, den gegenseitigen Wunsch zu Austausch, nicht nur innerhalb Deutschlands. Junge Deutsche fahren nach Israel, junge Israelis kommen nach Deutschland, um hier zu studieren, zu arbeiten, sich umzuschauen und mit eigenen Augen zu sehen, was ihre Eltern, Großeltern, Urgroßeltern als Erbe der deutschen Kultur hinterlassen haben, die Dichter, Maler und Musiker, die Ärzte und Rechtsgelehrten und Philosophen, die Physiker, Chemiker und Techniker.

Die größte deutsche Gemeinde ist Westberlin mit 5599 Mitgliedern. In der Bundesrepublik leben: 5029 Juden in Frankfurt, 5200 in Bayern, 1212 in Köln und 1362 in Hamburg. Dann gibt es noch viele

kleinere Gemeinden in anderen Städten, und in jeder von ihnen sind die Menschen in der Mehrzahl, die draußen waren und wieder heimgekehrt sind.
Meistens sind es ältere Leute. Woher sollen die Jungen auch dieses Heimatgefühl bekommen? Die über fünfunddreißig sind, haben ein schreckliches Kindheitstrauma. Für die unter fünfunddreißig gibt es nur dünne Bindungen an die Vergangenheit, gemischt aus unbegreiflichen Erzählungen der Alten und Buchwissen. Woher sollen Bindungen kommen, wenn die Zwischenglieder einer langen Kette gewaltsam herausgebrochen worden sind? Nur langsam entwikkeln sich Zuneigungen zu Menschen, Städten, Landschaften.
Die meisten jungen Leute sind auf Israel fixiert. Das ist das Land, wo sie ihre Ferien verbringen, wo sie Freundschaften suchen.
Aber das Land der Verheißung ist nicht immer das Land, in dem man leben kann. Viele gehen nach Israel, um immer da zu bleiben, manche kommen zurück. Sie sind nun einmal Europäer, vielleicht sogar Deutsche, auch wenn sie es nicht sein wollen. Es gibt Gemeinsamkeiten, Verwandtschaften, enge Beziehungen zur Sprache.

Die Historikerin Wanda Kampmann kommt am Ende ihres Buches »Deutsche und Juden« zum traurigen Resümee: »Die Geschichte des deutschen Judentums, das aufgehört hat zu bestehen, ist ein abgeschlossenes, ganz der Geschichte angehörendes Thema... den Reichtum deutsch-jüdischen Geistes müssen wir entbehren.«
Der Reichtum deutsch-jüdischen Geistes ist nicht zerstört. Die Toten der letzten Jahrhunderte haben ein Erbe hinterlassen, das nicht zugleich mit den Toten des Dritten Reiches vergangen ist, sondern sich erhalten hat bis heute. Wir alle zehren davon, oft ohne daran zu denken. Der jüdische Anteil an der deutschen Kultur war durch keine Gaskammer und durch keinen Verbrennungsofen zu vernichten.

1952. Die letzten Juden von Darmstadt vor der Ruine ihrer Synagoge



Personenregister

Literaturverzeichnis

Literaturverzeichnis
(Aufgeführt sind die wichtigsten Werke, die in dieser Zeit verwendet wurden, einschließlich neuerer, dem Leser leicht zugänglicher Literatur)

Ackermann, A.
Münzmeister Lippold. In: Jahrbuch für jüdische Literatur und Geschichte (1910), VII

Adler, H. G.
Die Juden in Deutschland. Von der Aufklärung bis zum Nationalsozialismus, München 1960

Adler-Rudel, Scholem
Ostjuden in Deutschland 1880 bis 1940, Tübingen 1959

Altman, A.
Das früheste Vorkommen der Juden in Deutschland, Berlin 1932

Arendt, Hannah
Rahel Varnhagen. Lebensgeschichte einer deutschen Jüdin aus der Romantik, Berlin 1974

Börne, Ludwig
Sämtliche Schriften, in 5 Bänden, Darmstadt 1964–1968

Caro, Georg
Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Juden im Mittelalter und in der Neuzeit, Frankfurt 1924

ha-Cohen, Joseph
Emek ha-Bacha, übersetzt von M. Wiener, Berlin 1858

Daim, Wilfried
Der Mann, der Hitler die Ideen gab. Jörg Lanz von Liebenfels, München 1958

Dubnow, Simon
Die neueste Geschichte des jüdischen Volkes, Berlin 1920–1923, 3 Bände

Ehrlich, Ernst Ludwig
Geschichte der Juden in Deutschland. Quellenheft, Düsseldorf 1957

Judenfeindschaft in Deutschland. In: Judenfeindschaft (Hrsg. Karl Thieme), Frankfurt 1963

Elbogen, Ismar/Sterling, Eleonore
Geschichte der Juden in Deutschland. Eine Einführung, Frankfurt 1966

Flavius Josephus
Der Jüdische Krieg, München 1974

Freund, Ismar
Die Emanzipation der Juden in Preußen, Berlin 1912

Geiger, Abraham
Das Judentum und seine Geschichte, Breslau 1910

Geiger, Ludwig
Geschichte der Juden in Berlin, Berlin 1871

Johann Reuchlin. Sein Leben und seine Werke, Leipzig 1871

Glückel von Hameln
Denkwürdigkeiten. (Hrsg. L. Feilchenfeld), Berlin 1923

Goldschmidt, Hermann L.
Das Vermächtnis des deutschen Judentums, 2. Aufl., Frankfurt 1965

Graetz, Heinrich
Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, Leipzig 1873–1900, 11 Bände

Hamburger, Ernest
Juden im öffentlichen Leben Deutschlands, Regierungsmitglieder, Beamte und Parlamentarier in der monarchischen Zeit 1848 bis 1918, Tübingen 1968

Heine, Heinrich
Sämtliche Schriften in 6 Bänden (Hrsg. Klaus Briegleb), München 1969–1976

Hoeniger, L.
Der schwarze Tod in Deutschland, Berlin 1882

Hensel, Sebastian
Die Familie Mendelssohn, Freiburg 1959

Joseph, Artur
Meines Vaters Haus, Köln/Berlin 1972

Kallner, Rudolf
Herzl und Rathenau, Stuttgart 1976

Kampmann, Wanda
Deutsche und Juden. Studien zur Geschichte des deutschen Judentums, Heidelberg 1963

Kastein, Josef
Süsskind von Trimberg, Jerusalem 1934

Kaznelson, Siegmund
Juden im deutschen Kulturbereich (1935), Berlin 1959

Kellenbenz, Hermann
Sephardim an der unteren Elbe. Ihre wirtschaftliche und politische Bedeutung bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts, Wiesbaden 1958

Kempner, Friederike
Ausgewählte Gedichte, Zürich 1961

Kempner, Robert M. W.
Eichmann und Komplizen, Zürich/Stuttgart/Wien 1961

Kober, Adolf
Aus der Geschichte der Juden im Rheinland, Düsseldorf 1931

Kobler, Franz (Hrsg.)
Juden und Judentum, in deutschen Briefen aus drei Jahrhunderten, Wien 1935

Koch, Thilo (Hrsg.)
Porträts deutsch-jüdischer Geistesgeschichte, Köln 1961

Kracauer, Isidor
Geschichte der Juden in Frankfurt am Main, Frankfurt 1925–1927

Krohn, Helga
Die Juden in Hamburg, Hamburg 1974

Kriegsbriefe
Kriegsbriefe gefallener deutscher Juden (1935), Stuttgart 1961

Lamm, Hans
Über die innere und äußere Entwicklung des deutschen Judentums im Dritten Reich. (Dissertation), Erlangen 1952
Karl Marx und die Juden, München 1969

Landsberg, Hans (Hrsg.)
Henriette Herz, Weimar 1913

Lehmann, Johannes
Die Kreuzfahrer, Gütersloh/München 1976

Leschnitzer, Adolf
Saul und David. Die Problematik der deutsch-jüdischen Lebensgemeinschaft, Heidelberg 1954

Lewin, Reinhold
Luthers Stellung zu den Juden, o. a. O. 1911

Lexikon des Judentums
Gütersloh / Berlin / München / Wien 1971

Liebe, G.
Das Judentum in der deutschen Vergangenheit, Jena 1924

Löwenfeld, Richard
Schutzjuden oder Staatsbürger, Berlin 1893

Luther, Martin
Ausgewählte Werke in 8 Bänden, Berlin 1962–1968

Massing, Paul W.
Vorgeschichte des politischen Antisemitismus. (Übersetzt und bearbeitet von F. J. Weil), Frankfurt 1959

Meisels, Samuel
Judenköpfe, Wien 1926

Mommsen, Theodor
Römische Geschichte, Leipzig 1854–1856
»Auch ein Wort über unser Judentum« (1880). In: Reden und Aufsätze, Berlin 1905

Oppenheimer, Franz
Die Judenstatistik des preußischen Kriegsministeriums, München 1922

Prowe-Isenbörner, Ina
Deutsche Juden, Hangelar bei Bonn 1962

Pulzer, Peter G. J.
Die Entstehung des politischen Antisemitismus in Deutschland und Österreich 1867–1914, Gütersloh 1966

Reichsbund jüdischer Frontsoldaten (Hrsg.)
Die jüdischen Gefallenen des deutschen Heeres, der deutschen Marine und der deutschen Schutztruppen 1914–1918.

Reitlinger, Gerald
Die Endlösung. Hitlers Versuch der Ausrottung der Juden Europas 1939–1945, Berlin 1953

Richarz, Monika
Jüdisches Leben in Deutschland, Stuttgart 1976

Rosenthal, Berthold
Heimatgeschichte der badischen Juden, Bühl 1927

Roth, Cecil
Geschichte der Juden von den Anfängen bis zum neuen Staat Israel, Köln 1964

Ruppin, Arthur
Soziologie der Juden, Berlin 1930

Schay, Rudolf
Juden in der deutschen Politik, Leipzig 1929

Scheffler, Wolfgang
Judenverfolgung im Dritten Reich 1933–1945, Berlin 1960

Schilling, Konrad (Hrsg.)
Monumenta Judaica. 2000 Jahre Geschichte und Kultur der Juden am Rhein. Handbuch, Köln 1963

Schnee, Heinrich
Die Hoffinanz und der moderne Staat, Berlin 1955ff.

Schoenberner, Gerhard
Der gelbe Stern. Die Judenverfolgung in Europa 1933–1945, Hamburg 1961

Schoeps, Hans-Joachim
Bereit sein für Deutschland. Der Patriotismus deutscher Juden und der Nationalsozialismus, Berlin 1970

Silbergleit, Heinrich
Die Bevölkerungs- und Berufsverhältnisse der Juden im Deutschen Reich, Berlin 1930

Stern, Selma
Josel von Rosheim, Stuttgart 1919

Der Preußische Staat und die Juden, Tübingen 1929

Jud Süß. Ein Beitrag zur deutschen und zur jüdischen Geschichte, Berlin 1929

Straus, Raphael
Die Juden in Wirtschaft und Gesellschaft, Frankfurt 1964

Talmud
Der Babylonische Talmud, München 1963

Theilhaber, Felix
Jüdische Flieger im Weltkrieg, Berlin 1924

Treitschke, Heinrich v.
Ein Wort über unser Judentum. In: Preußische Jahrbücher (1789), Band 44/45

Valentin, Veit
Deutsche Geschichte, München 1965

Vogel, Rolf
Ein Stück von uns. 1813–1976, Deutsche Juden in deutschen Armeen, Mainz 1977

Wassermann, Jakob
Mein Weg als Deutscher und Jude, Berlin 1921

Zechlin, Egmont
Die deutsche Politik und die Juden im Ersten Weltkrieg, Göttingen 1969

Bildquellennachweis

Archiv Gerstenberg, Frankfurt (20); Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin (17); The Associated Press GmbH, Frankfurt (1); The Associated Press GmbH, Hamburg (über STERN-Archiv, Hamburg) (1); Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin (33); CAF Press-Photo, Warschau (1); Käthe Hamann, Hamburg (3); Historia-Photo, Hamburg (5); Isar-Verlag, München (1); Keystone Pressedienst GmbH, Hamburg (4); Massada Press, Jerusalem (1); Müller-Schneck (1); Werner Neumünster, München (1); Österreichische Nationalbibliothek, Wien (2); Pix features, London (1); Peter Rondholz, Berlin (1); Shabtai Tal (1); Stadtverwaltung, Landau (1); STERN-Archiv, Hamburg (3); STERN-Archiv, Hamburg – Max Scheler (1); Süddeutscher Verlag, Bilderdienst, München (6); Ullstein GmbH, Bilderdienst, Berlin (11); Universitätsbibliothek, Heidelberg (1); Verlagsgruppe Bertelsmann GmbH, München (1)

**Goldmann
Verlag
München**





Gerhard Hellwig
Daten der deutschen Geschichte

Politik und Kultur im deutschen Sprachraum von der Vergangenheit bis zur Gegenwart!

Politischen Ereignissen aus allen Epochen der deutschen, österreichischen und schweizerischen Geschichte sind in dieser Datensammlung die philosophischen, technischen, wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Leistungen des gleichen Zeitraumes gegenübergestellt.

So bekommt der Leser ein Bild der ganzen Geschichte, ein Datengerüst, das ihm in alle Aspekte einer historischen Epoche Einblick gewährt.

Sachbuch. (11156)

Goldmann Sachbuch
Volker Elis Pilgrim
Der selbstbefriedigte Mensch

Volker Elis Pilgrim
Der selbstbefriedigte Mensch

Das Buch behandelt eines der letzten Geheimnisse, über das sich nicht einmal Ehe- und Liebespartner aussprechen. Die Selbstbefriedigung, in der Öffentlichkeit dargestellt, löst nicht selten Scham, Furcht und Wut aus. Sie wurde vorgestern als Krankheitsursache von ärgster Gefährlichkeit gebrandmarkt, gestern als sexuelle Verirrung denunziert, heute wird sie noch immer als Aushilfe-Sex belächelt und als Schimpfwort für Entwicklungshemmer oder -störung mißbraucht.

Sachbuch. (11177)



Sie kamen als Flüchtlinge schon im ersten Jahrhundert nach Christus, und als sie kamen, hatten sie eine lange, bewegte Geschichte hinter sich. Sie faßten in vielen Ländern Fuß. Aber Deutschland wurde ihr Schicksalsland.

Die Juden in Deutschland

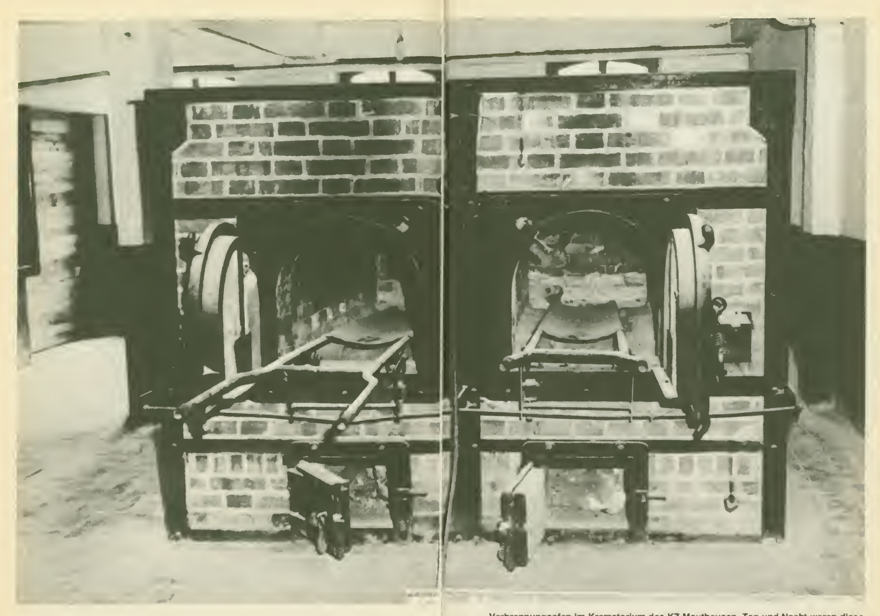
Noch heute sprechen Juden in aller Welt Jiddisch, ein Idiom, das zu mehr als der Hälfte aus mittelhochdeutschen Wörtern besteht. Noch heute tragen Juden in aller Welt deutsche Namen, die sie einst angenommen haben, um ihre Bindung an das Land zu bekunden, das ihnen zur neuen Heimat wurde.

Aber es dauerte lange, bis dieses Land sie annahm, bis aus den Juden, die in Deutschland lebten, deutsche Juden wurden. Als Politiker, Schriftsteller, Journalisten, Schauspieler, Ärzte und Kaufleute gaben sie dem Land viel – und als Soldaten gingen sie für dieses Land in den Krieg.

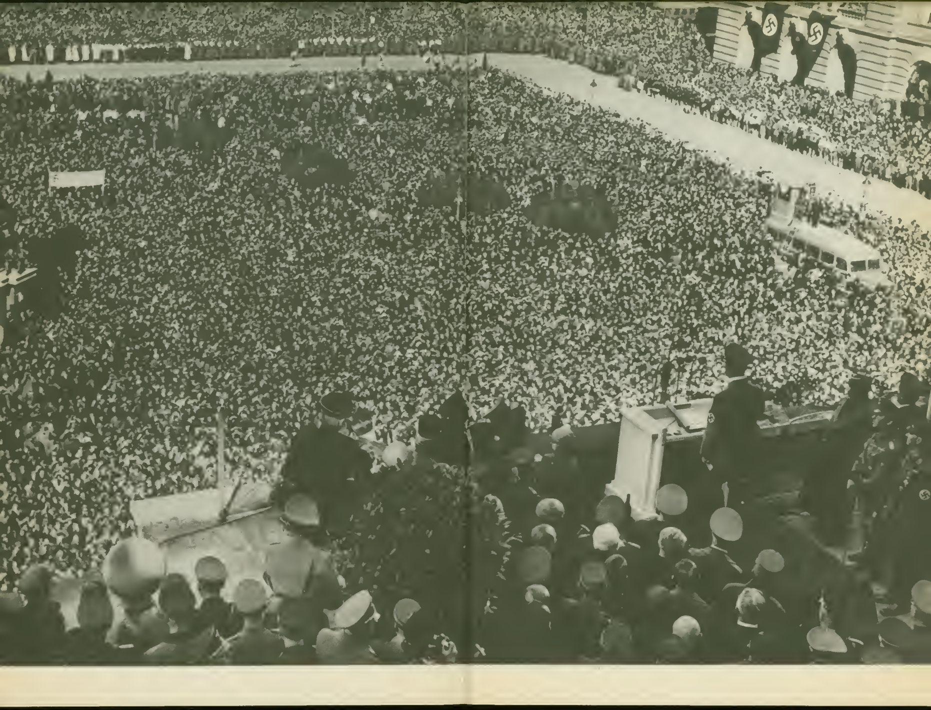
Doch sie konnten den dumpfen Antisemitismus nicht überwinden, der im deutschen Volk verwurzelt war und der schließlich durch das brutale Regime des Dritten Reiches in die erbarmungslose Vernichtung führte.

Eine zweitausendjährige Tragödie

Ein Goldmann-Taschenbuch
ISBN 3-442-11239-7 DM 9,80



Verbrennungsofen im Krematorium des KZ Mauthausen. Tag und Nacht waren diese Öfen in Betrieb, um die Leichen der vergasten Juden zu beseitigen





zu beschwören. Es ist vergeblich, die rechte Wange hinzuhalten, wenn die linke geschlagen worden ist; es rührt sie nicht, sie schlagen auch die rechte. Es ist vergeblich, in das tobsüchtige Geschrei Worte der Vernunft zu werfen. Sie sagen: was, er wagt es, aufzumucken? Es ist vergeblich, die Verborgenheit zu suchen. Sie sagen: der Feigling verkriecht sich. Es ist vergeblich, unter sie zu gehen. Sie sagen: was nimmt er sich heraus mit seiner jüdischen Aufdringlichkeit. Es ist vergeblich, ihnen die Treue zu halten, für sie zu leben und für sie zu sterben. Sie sagen: Er ist ein Jude.«
Am 19. Mai 1934 schrieb der kurmärkische Gauleiter Wilhelm Kube in der »Westfälischen Landeszeitung«: »Was Pest, Schwindsucht und Syphilis für die Menschheit gesundheitlich bedeuten, das bedeutet das Judentum sittlich für die weißen Völker...«
Am 30. Juni 1934 demonstrierte Adolf Hitler vor aller Welt, wie er sogar mit seinen Freunden umging, wenn sie sich ihm nicht blind unterwarfen. Er ließ alle Abweichler

Wegen »Rassenschande« am Pranger. Am 15. September 1935 erließ Hitler das »Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre«. Den Juden wurde die Ehe und der außereheliche Geschlechtsverkehr mit »Ariern« verboten (Aufnahme aus Hamburg, 1935)

ler Adolf Hitler, dem mehr als die Hälfte des deutschen Volkes immer noch ablehnend gegenüberstand, so etwas wie den preußischen Segen. Der feierliche Akt hatte vor allem den Sinn, den tiefsitzenden Widerwillen der Reichswehr und der alten preußischen Offiziers- und Beamtenfamilien gegen den obskuren Österreicher abzubauen, der protokollgerecht im Cut erschienen war, mit dem Eisernen Kreuz auf der Brust. Die große Darbietung war ein Erfolg. An demselben Tage erließ Hitler die »Heimtücke-Verordnung«, die jedes kritische Wort über ihn und seine Regierung, geschrieben wie gesprochen, unter schwere Strafe stellte. Das war das Ende der Pressefreiheit.

Am 23. März 1933 beschloß der Reichstag, gegen die Stimmen der Sozialdemokraten – die Kommunisten waren schon ausgeschlossen –, das sogenannte Ermächtigungsgesetz. Das bedeutete, Hitlers Regierung konnte nun machen, was sie wollte, ohne sich vor dem Parlament verantworten zu müssen.

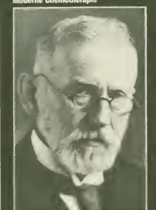
In dieser Woche drangen in Bres-



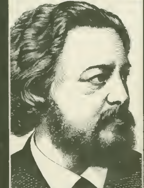
Reichskanzler Hitler, Reichspräsident von Hindenburg und der preußische Ministerpräsident Göring bei der Feier am Tannenberg-Denkmal im August 1933. Ein Jahr später starb Hindenburg und Hitler machte sich zum »Führer«

Chemie 1905:
Adolf von Baeyer
(1835-1917)
wurde für seine grundlegenden
Arbeiten über den
Indigo-Farbstoff geehrt

Medizin 1908:
Paul Ehrlich
(1854-1915)
begründete als Serologe die
moderne Chemotherapie



Literatur 1910:
Paul Heyse
(1830-1914)
wurde für den »dichterischen
Wert« seieer Kunst ausgezeichnet



Physik 1921:
Albert Einstein
(1879-1955)
entwickelte die Relativitätstheorie.
1933 ging er an die Universität
Princeton/USA. Sechs Jahre später
regte er den Bau der Atombombe an

Medizie 1922:
Otto Meyerhof
(1884-1951)
entdeckte energetisch wichtige
Zyklee ie biologischen Reaktions-
ketten. 1938 suchte er Zuflucht
in den USA

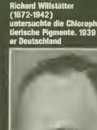




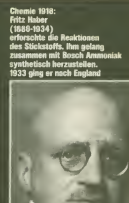
Physik 1926:
James Franck
(1882-1964)
arbeitete mit Gustav Hertz auf dem
Gebiet der Kern-Physik.
1933 verließ er Deutschland.
Ie den USA warnte er vor dem
Einsatz der Atombombe

Chemie 1910:
Otto Wallach
(1847-1931)
förderte durch seine Forschuegen
über Riechstoffe und ätherische
Öle die Entwicklung der
Duftstoff-Industrie

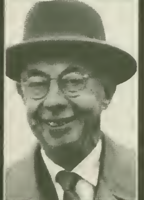
Chemie 1915:
Richard Willstätter
(1872-1942)
untersuchte die Chlorophylle und
tierische Pigmente. 1939 verließ
er Deutschland



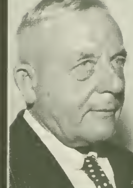
Chemie 1918:
Fritz Haber
(1868-1934)
erforschte die Reaktionen
des Stickstoffs. Ihm gelang
zusammen mit Bosch Ammoniak
synthetisch herzustellen.
1933 ging er nach England







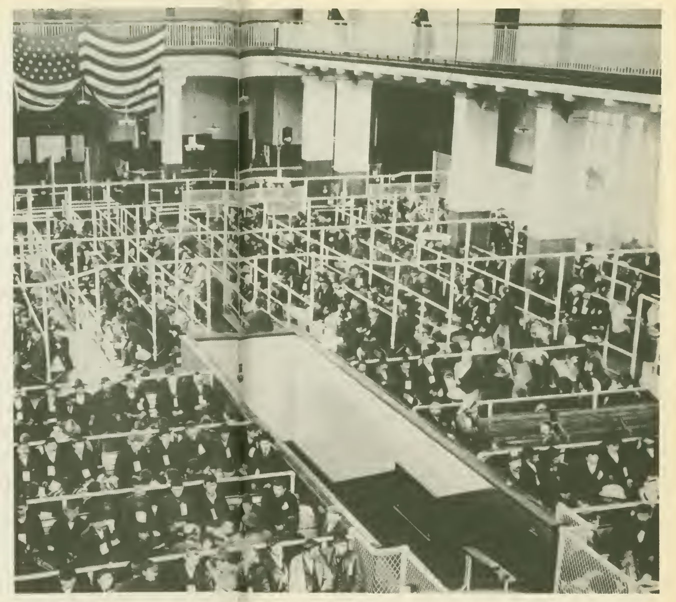
Physik 1926:
Gustav Hertz
(1887-1975)
blieb ie Berlie und leitete bis
1945 das Siemees-
Forschungs-Laboratorium.
1945-1954 eetwickelte er ie der
Sowjetueioe eie Verfahren zur
Gewienueg von Urae 235.
Hertz starb ie der DDR



Medizin 1931:
Otto Warburg
(1883-1970)
leitete voe 1931-1941 das
Kaiser-Wilhelm-Institut
für Zellphysiologie. Er war
einer der Begründer
der Krebsforschung

Von vierzig deutschen Nobelpreis-Trägern bis 1933 waren elf Juden

Menschen zuwider.
Noch im Juli 1914, als die Schüsse von Sarajewo die Kettenreaktion auslösten, die zum Ersten Weltkrieg führte, reiste Albert Ballin nach England, in der Hoffnung, das Verhängnis doch noch abwenden und wenigstens England vom Kriegseintritt abhalten zu können. Voller Hoffnung drahtete er aus der deutschen Botschaft in London positive Berichte.
Aber dann kam er tief deprimiert nach Deutschland zurück. Das Unglück war nicht aufzuhalten. Der Krieg brach aus.
Albert Ballin stellte sich sofort zur Verfügung und übernahm die Organisation des »Reichseinkaufs«, der für die Versorgung der Menschen verantwortlich war. Jetzt wäre die Zeit gekommen gewesen, ihn zum Minister zu machen. Ohne Frage hätte er das Portefeuille bekommen, wenn er sich hätte taufen lassen. Aber das wollte er nicht. Er war kein orthodoxer Jude, sondern im Geist der Hamburger Gemeinde ein Liberaler. Er war auch mit einer Christin verheiratet. Aber einem Avancement zuliebe wollte er unter keinen Umständen konvertieren. Er blieb Jude.



In der neuen Welt. Auf Ellis Island im Hafen von New York hatte die amerikanischen Behörden eine perfekte Menschenschleuse errichtet (Aufnahme von 1910)

ist diese greuliche Judenhetze…«
Er hielt es nicht mehr aus. Er mußte weg. »Vierzig Jahre habe ich in Liebe und Treue meinem Vaterland gedient, und nun muß ich mir sagen lassen, daß ich hier ein Fremder bin. Das werde ich nicht überleben.«
Er reiste nach Cannes, nicht um da zu leben, nur um da zu sterben, und da starb er auch am 8. Februar 1882. Dann wurde er wieder heimgebracht und in Nordstetten im Schwarzwald beerdigt, wie er es gewünscht hatte.



1881 fand im russischen Jelisawetgrad ein furchtbares Progrom statt. In den folgenden Jahren fielen in Balta und Rostow Hunderte von Juden dem wütenden Pöbel zum Opfer

meine Freuden sind dahin. Ich muß Madam Herz verlassen! Ich brüte dumpf über mein schreckliches Geschick...«

Er mußte nicht gleich ausziehen, als sein Lehrer tot war. Henriette unterrichtete ihn weiter, und er bedrängte sie weiter. Endlich schrieb auch sie ihm: »...ich muß wiederholen, was ich Ihnen schon unzählige Male gesagt habe: Mehr als freundlich kann ich zu Ihnen nicht sein. Lügen mag und werde ich nicht...«

Sie war ihrem Mann immer eine liebende Frau gewesen, in dem Maße, das sie ihrer Religion schuldig war. Darüber hinaus hatte sie viele Freunde gehabt und vermutlich keinen von ihnen erhört, weswegen alle ihr immer eng verbunden blieben.

Nach Marcus Herz' Tod starb nicht etwa auch Henriettes Salon. Er blieb das geistige Zentrum Berlins. Die beherrschende Figur des Hausherrn war nun fort. Henriette lenkte unsichtbar, sie führte die Menschen zusammen, auch sehr gegensätzliche: Feuerköpfe und



Napoleon am Grabe Friedrichs des Großen in der Potsdamer Garnisonskirche. Der Kaiser hatte die Preußen besiegt und zog am 27. Oktober 1806 in Berlin ein. Er bewunderte das Feldherrngenie Friedrichs des Großen (Gemälde von Ponce Camus)



Im Juli 1796 ließ der französische General Kléber die Stadt Frankfurt beschießen. Die Judengasse am Wollgraben brannte völlig aus (Zeitgenössischer Kupferstich)

mit einigen Groschen ausgeholfen hatte, wurden sehr reich, vergaßen dann aber die früheren Zeiten. Er legte jeden Taler, den er erübrigen konnte, für die Familie zurück, die immer größer wurde. Bis spät am Abend besuchte er die Kranken. Wie oft sah ich ihn, vom Regen durchnäßt oder mit Schnee bedeckt, heimkommen... Meine Mutter, die ich nur kränklich und mit bösen Augen kannte, soll sehr hübsch gewesen sein, obschon mir keine Spuren davon sichtbar waren. Sie war fast immer verdrießlich. Bei uns lebten auch noch eine alte Tante und ihr Mann, beide sehr gewöhnliche Leute, die sich oft zankten und schimpften. Ein alter Verwandter meiner Mutter, ein höchst reinlicher Mann, der mir häufig Naschwerk gab, bewohnte eine kleine dunkle Kammer im Haus. Die anderen Mieter, alles Israeliten, waren Handelsleute. Ein älterer Junge, ein sehr liederlicher Mensch, hätte mir wegen meiner Unschuld verderblich werden können. Gott hat mich beschützt... Jedes Jahr ging ich einmal mit meinen Eltern in die Oper.

Berlins Wahrzeichen, das Brandenburger Tor, erbaute der königliche Baumeister Carl Gotthard Langhans 1788–91. Die das Tor bekrönende Quadriga wurde 1794 nach dem Modell von Gottfried Schadow geschaffen (Radierung von 1823)



Friedrich der Große liebte es, sich mit dem französischen Philosphen Voltaire zu unterhalten. Auch sonst bevorzugte er das Französische, während Moses Mendelssohn, den er zu sich einlud, an die Schönheit und Ausdruckskraft der deutschen Sprache glaubte



Im Dreißigjährigen Krieg litten die deutschen Juden unter der marodierenden Soldateska ebenso wie die deutschen Katholiken und Protestanten. Viele Gemeinden wurden völlig ausgerottet (Kupferstich von Jaques Callot, 1633)

ten. Manche Nacht habe ich nicht geschlafen, dann bin ich aufgestanden und habe geschrieben, um mir damit die Zeit zu verkürzen…«

»…Ich möchte euch meine Lebenserinnerungen in sieben Büchlein hinterlassen, wenn Gott mich so lange am Leben läßt. Es schickt sich am besten, wenn ich mit meiner Geburt anfange. Es war im Jahre 5407 (das heißt 1646/47 nach christlicher Zeitrechnung) in Hamburg, daß mich meine fromme Mutter zur Welt gebracht hat. Als ich noch keine drei Jahre alt war, wurden alle Juden aus Hamburg vertrieben und mußten nach Altona ziehen, das dem König von Dänemark gehört, der den Juden guten Schutz bot. Dieses Altona ist kaum eine Viertelstunde von Hamburg entfernt. Da gab es damals schon 25 jüdische Haushaltungen, und da hatten wir auch unsere Synagoge und unseren Friedhof. So haben wir eine Zeitlang in Altona gewohnt und nach vieler Mühe erreicht, daß die Juden Pässe bekamen, so daß sie tagsüber nach Hamburg wandern und dort ihren Geschäften nachgehen konnten. So ein Paß hat vier Wochen gegolten und einen Dukaten gekostet. Wenn er abgelaufen war, mußte man einen neuen kaufen. Manchmal haben arme Juden, die das Geld nicht hatten, versucht, sich ohne Paß in die Stadt einzuschleichen. Aber wenn sie ertappt wurden, hat man sie ins Gefängnis gesteckt… Des Morgens in aller Frühe, wenn sie aus dem Bethaus kamen, sind die Männer nach Hamburg gegangen, und abends,



Rohmaterial zu beschaffen und in der Berliner Münze Gulden, Groschen und Pfennige davon zu prägen. Alles Edelmetall im Lande unterstand seiner Kontrolle. Wer ungeprägtes Gold oder Silber zurückhielt, konnte von ihm eingesperrt werden. Von diesem Recht machte Lippold mehrfach Gebrauch. So ließ er bei achtzehn Berliner Bürgern alles beschlagnahmen, was die Büttel dort an Rohsilber und Dukatengold fanden. Alle Geldstücke aus der Berliner Münze trugen den Davidstern als Lippolds Prägezeichen.

Mit solchen Maßnahmen erregte er den Haß der Berliner, und zwar nicht nur der christlichen, sondern auch der jüdischen, deren ganze Gemeinde er in Mißkredit brachte mit seiner Brutalität und seiner miesen Zahlungsmoral. Er verlangte zwar immer prompt alles, was ihm zustand, war aber selber als säumiger Zahler berüchtigt. Rechnungen von Leuten, die ihm nicht gefährlich werden konnten, bezahlte er grundsätzlich nicht. Seine Glaubensgenossen fürchteten nicht zu Unrecht, daß der Haß, den er auslöste, eines Tages auf alle

zurückschlagen würde. Dazu ließ er sich etwas zuschulden kommen, was das ausgeprägte ethische Empfinden der Juden tief verletzte: Als sein Bruder Pinkus starb, raffte Lippold im Bewußtsein seiner Macht dessen gesamtes Erbe an sich und ließ sich erst nach einem Prozeß vor dem Stadtgericht herbei, der Witwe und den Kindern einen winzigen Teil davon auszuhändigen. Damit war er für seine Gemeinde erledigt.

Beim Kurfürsten aber wuchs sein Ansehen ständig. Bei der Krönung Kaiser Maximilians II. im Sommer

Prag, lange Zeit die Residenz der deutschen Kaiser und Könige, hatte Mitte des 16. Jahrhunderts die größte Judengemeinde im Reich, als Lippold vor seinen Gläubigern aus der böhmischen Hauptstadt ins brandenburgische Berlin floh

1562 konnte Joachim-Hektor glänzen wie kein anderer Reichsfürst: 47 Grafen, Freiherrn und Ritter folgten ihm in prachtvollem Aufzug. 15 Rechtsgelehrte, Theologen und Ärzte. 452 Pferde mit herrlichen Schabracken trugen die Reiter oder zogen die Prunkkaros-



Der Jude Lippold aus Prag war der Münzmeister Joachims II. von Brandenburg. Als der Kurfürst plötzlich starb, ließ sein Erbe den Lippold hinrichten

dafür, daß Anna immer noch mehr so anmutige Kinder bekam und überließ ihr die kurfürstliche Personalpolitik. Sie brachte überall Leute unter, die ihr lagen, und die Staatsschulden wuchsen von Monat zu Monat.

Um das Jahr 1550 kam Lippold nach Berlin. Es gab dort nur eine kleine Judengemeinde, nachdem da 1510 im Gefolge eines angeblichen Hostienfrevels 26 Juden verbrannt und der Rest vertrieben worden war. Erst durch Vermittlung von Michel von Derenburg waren in den vierziger Jahren wieder ein paar jüdische Familien zugezogen.

Lippold fing als Kammerdiener beim Kurfürsten an, als einer, der alles kann und vor nichts zurückscheut. Er beschaffte, was Joachim-Hektor verlangte: zu essen, zu trinken, ein Fußbad, das Nachthemd, eine Wärmflasche, einen Wadenwickel, einen Absud grüner Minze. Deswegen hieß es in Berlin, der Prager Jude sei auch des Kur-

fürsten Leibarzt. Das stimmte nicht. Hofmedicus war Doktor Paul Luther, ein Sohn des großen Reformators. Lippold konnte nur allerlei Tränklein und Salben für kleine alltägliche Verdrießlichkeiten bereiten.

Und dann blieb es nicht aus, daß der wendige Lippold auch mal einer Dame unauffällig Zutritt beim Kurfürsten verschaffte, ohne daß Kurfürstin Jadwiga oder gar die schöne Gießerin etwas davon erfuhren. Und endlich fand der neue Kammerdiener ein Betätigungsfeld, das seinen Talenten am besten entsprach: Der kleine rasche, der langlaufende große Kredit, die Pfandleihe, der Handel mit Gold, Silber und Edelsteinen. Im Nu wurde Lippold die große Hoffnung eines bei dem allgemeinen flotten Leben völlig verschuldeten Hofgefolges und der allmächtige Vertraute des Landesherrn.

Lippold war ein Genie in der hohen Kunst, Geld zu verleihen, das er nicht hatte. Er verfügte über ein Netz weitreichender Beziehungen. Als Vertrauter des Kurfürsten hatte er überall Kredit. Was seine Auftraggeber verlangten, er konnte es beschaffen: Goldbrokatgewänder, Colliers, Samtbaretts mit Brillanten besetzt, oder auch ganz einfach nacktes Geld. Er nahm $4^{1}/_{2}$ Prozent pro Monat = 54 Prozent pro Jahr, ein selbst für damalige Verhältnisse enorm hoher Zinssatz. So konnte er rasch ein kräftiges Arbeitskapital erwerben. In kurzer Zeit ernannte Kurfürst Joachim-Hektor ihn zum Münzmeister, zum Schatullenverwalter, zum Obersten aller märkischen Juden.

Als Münzmeister hatte Lippold das

Gemeindeältesten mit dem Schwert in der Hand schützend vor die Juden, aber sie konnten sich auf die Dauer nicht gegen die Übermacht der Bürger behaupten und wurden einer nach dem anderen mit der Gemeinde zusammen erschlagen. Ihre Gräber sind erhalten.
In vielen Städten steckten die Juden ihre Häuser selber an und verbrannten sich und ihre Familien, nur die 6000 Mainzer Juden – Mainz war die größte Gemeinde im Reich – verschafften sich Waffen und verteidigten sich so lange wie möglich gegen die plündernde Menge. Als ihre Lage hoffnungslos wurde, legten sie Feuer und starben mit Frauen und Kindern in den Flammen.
In diesem Inferno zogen Flagel-



Das Volk konnte weder lesen noch schreiben. Bildung war das Privileg einiger weniger. In den Hohen Schulen traf sich Jung und Alt aus vornehmen Kreisen zu den Vorlesungen der Gelehrten
(Buchmalerei aus der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts)

lanten durch die Gassen und peitschten sich blutig. Andere Gläubige sangen Choräle, bis sie nur noch krächzen konnten, oder läuteten Tag und Nacht die Glokken, um den Herrn im Himmel auf die Gebete aufmerksam zu machen, die ohne Unterlaß in jedem Haus gesprochen wurden. Wieder andere verkauften Holzschnitte mit den Bildern von Heiligen, die den Schwarzen Tod bannen konnten: Sebastian, Rochus, Antonius der Einsiedler – durchdrungen von der Hoffnung, Gottes Zorn zu besänftigen. Aber Gottes Zorn gehorchte eigenen Gesetzen.
Als endlich im Jahre 1351 die Pest abklang, waren 210 jüdische Gemeinden in Deutschland vernichtet, die Menschen erschlagen, die Synagogen verwüstet, die heiligen Thorarollen verbrannt, die Grabsteine umgestürzt, die Gräber erbrochen auf der Suche nach verborgenen Schätzen.
Das geschah nicht etwa in einer Zeit barbarischer Kulturlosigkeit. Das geschah, als in Prag die erste deutsche Universität gegründet wurde, die Domkirche in Königsberg vollendet, die Lateinschule in Celle eröffnet und das Hansische Handelskontor in Bergen/Norwegen errichtet wurde. Die Glashütte in Bischofsgrün im Fichtelgebirge stellte kunstvoll verzierte Pokale her. Der Barfüßer-Mönch Berthold Schwarz entwickelte raffinierte Feuerwaffen und die Lüneburger Zimmerleute einen ge-